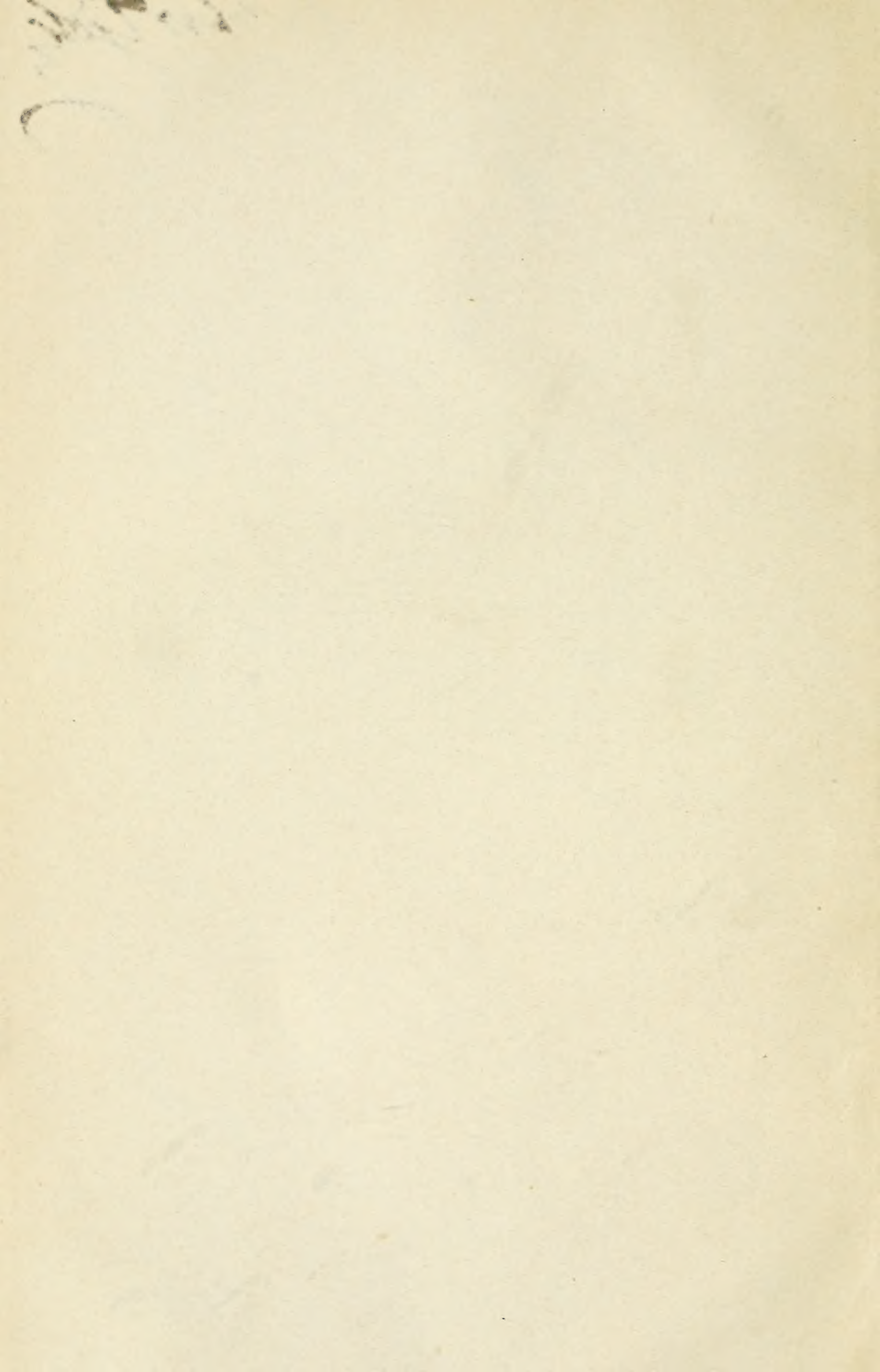
Schrader,

Erfahrungen und Bekenntnisse.









Erfahrungen und Bekenntnisse

von

Wilhelm Schrader.



Berlin 1900.
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Seinen geliebten Kindern

und

Enkeln.



Inhalt.

Einleitung.

Wenn lediglich große Taten oder das Bewußtsein eines bedeutenden Erfolges die Zeichnung des eigenen Lebensbildes rechtfertigten, so würde diese Schrift ungeachtet des Andringens geliebter Kinder und der Mahnungen des bewährten Freundes unterblieben sein. Denn mein Lauf glitt bei manchem Wechsel in der ruhigen Bahn eines Beamten dahin, für den die Berufspflicht das Maß seiner Tätigkeit abgab. Also das einfache Leben eines Staatsdieners hätte ich zu schildern, nicht das eines Gelehrten; nur so weit konnte ich mich der strengen Wissenschaft, insbesondere der Forschung zuwenden, um das geistige Gepräge und die idealen Anschauungen zu erlangen, die über die Werkeltagsarbeit hinaus dem Gemüte mit dem seelischen Gleichklang Trost beim Mislingen und Lust zu weiterem Wagen sichern. Zudem würden die vielgestaltigen Berufsaufgaben eine fruchtbringende Versenkung in die Theorie verhindert haben, die freilich Aristoteles nicht ohne Grund als das Süßeste gepriesen hat. Ich habe diese Schranke zu verschiedenen Zeiten schmerzlich empfunden, aber nicht eigentlich beklagt. Denn zu wissenschaftlicher Forschung sind gar manche mehr berufen, und andererseits fordert die Schule wie die Unterrichtsverwaltung eine so innige gegenseitige Durchdringung des Erkennens und des Handelns, daß hierneben weder Überdruß noch geistige Leere eine Statt findet.

Dabei hat es sich gefügt, daß ich amtlich und außeramtlich vieles Bedeutsame sehen und mitleben durfte; in Folge dessen

hat meine auf Altertumskunde und Philosophie gestützte Vorbildung mich auch für das Leben an bestimmte Regeln und Methoden gewöhnt und eben diese Grundsätze, weit entfernt in der Unruhe der Zeit wankend zu werden, haben immer festere Wurzel und klarere Form gewonnen. Ich habe die Jugend mit ihren Anlagen und Trieben in großer Ausdehnung beobachtet und mit der Lehrerwelt vertraulich verkehrt: über sechstausend Zöglingen der höheren Schulen durfte ich nach vollendeter Prüfung das Zeugnis der Reife verkünden und mein Aufsichtskreis zählte zeitweilig mehr als vierhundert Lehrer. Hierdurch darf ich wol glauben in echter Menschenkenntnis gefördert zu sein. Das bedeutet nicht die Kenntnis der menschlichen Eitelkeit und Sünde noch auch die vermeintliche Fertigkeit, die Menschen sofort nach ihren Gaben und Neigungen, nach ihren Fehlern und ihrer Willensstärke beurteilen zu können, was gemeiniglich als Menschenkenntnis erachtet und geschätzt wird. Giebt es überhaupt eine solche Fertigkeit, so wohnt sie sicherlich nicht in mir. Sondern ich verstehe hierunter die Kenntnis des menschlichen Herzens mit seinen Bildungstrieben und seiner göttlichen Mitgift, freilich auch mit seinen Schwächen, die je nach Bestimmung und Behandlung sich zu Tugenden umformen oder zur Sünde ausarten. Nur diese gerechte Erkenntnis und Würdigung des ursprünglichen Zustandes befähigt zu wirklicher Geisteserziehung und sichert zugleich dieser schweren Arbeit reichen Lohn.

Dazu habe ich in großer Zeit gelebt und mit bedeutenden Menschen, z. T. sogar in wirklicher Freundschaft verkehrt; ich habe ebenso starke als umfassende Bewegungen allgemeingeistiger wie vaterländischer Art wenn auch nicht als mitschaffender, so doch als teilnehmender und tief ergriffener Beobachter angeschaut und ihren Einfluß an mir selbst und meiner Berufsarbeit empfunden. Vielleicht entschuldigt mich dieses alles, wenn ich dem Rate eines noch lebenden Geschichtsforschers

folge*) und die Erfahrungen hier niederzulegen versuche, welche ich in dem mir beschiedenen Kreise der Schule und der Verwaltung sammeln durfte. Auch bei dieser einfachen Fassung erkenne ich die Schwere der Aufgabe: um zu reinen Anschauungen zu gelangen soll man abtun, was sich um sie vergängliches aus dem eigenen Herzen lagert, und gleichwol den lebendigen Eindruck der Vorgänge nicht verbergen. Gelingt beides, so darf ich vielleicht hoffen, mit schlichter Erzählung einen Teil meiner Dankesschuld abzutragen und andere vor den Schwankungen und Fehlern zu bewaren, die mein Erkennen getrübt und mein Handeln misleitet haben.

Über das ideale und das geschichtliche Recht vieler Vorgänge in Staat und Gesellschaft, in Kirche und Wissenschaft bin ich mehr durch den Lauf der Ereignisse als durch die Theorie belehrt; ohne diese zu verachten, bin ich immer mehr von der Welt der allgemeinen Begriffe zur lebendig bewegten Wirklichkeit hingekehrt. Zwar die Lebenserscheinungen nach ihrem Werte an der Begriffswelt zu messen und widerum die Giltigkeit der allgemeinen Grundsätze an dem tatsächlichen Verlauf zu erproben, dieses ideale und eben deshalb vollberechtigte Verlangen wird seine restlose Erfüllung hienieden nicht finden. Aber es weist uns den Weg zum Heile; denn es lenkt unser Sinnen immerfort auf die Ewigkeit, für die es unsere Sehnsucht weckt, unser Denken verklärt und unseren Willen reinigt und bereitet. Möchte Gott mir geben, am Schluße meines Lebens wahrhaftig zu sagen, was mich bewegt und beirrt, aber auch getragen und getröstet hat!

*) G. Kaufmann im Bericht über Bismarcks Gedanken und Erinnerungen: Beilage zur Münchener Allgem. Zeitung vom 17. Dezember 1898, Nr. 786 S. 2.

Erste Jugend.

Harbke ist ein ansehnliches und sauberes Dorf der Provinz Sachsen, aus einem großen Rittergut und mittleren Bauernhöfen bestehend, zur Zeit meiner Jugend von 1000, jetzt von 1400 Einwohnern; der Zuwachs kommt hauptsächlich auf Rechnung neuentdeckter und seitdem emsig abgebauter Braunkohlenlager. Der Ort ist eine kleine Wegstunde von Helmstedt entfernt; ziemlich genau in der Mitte zwischen beiden läuft die Grenze Preußens gegen Braunschweig. Die Landschaft ist anmutig und würde wegen ihrer Hügel und ihrer fruchtbaren Fluren, namentlich aber wegen des herrlichen Waldes bei größerem Wasserreichtum als schön gelten. Der Schloßpark mit seinen fremdländischen Bäumen, darunter Platanen, amerikanische Eichen und Tulpenbäume, und der Wald haben von je die Bewohner Helmstedts zu Sonntagsausflügen vermocht und vor Zeiten die Jünger der Julia Carolina zu häufigem Besuche, einmal auch die erzürnte akademische Jugend zu kurzer Auswanderung verlockt.

Das Gut, ursprünglich ein Mannslehen des Erzbistums Magdeburg, gehörte anfänglich den Rittern von Hartbeke; der Name des Geschlechts und des Ortes erklärt sich bequem als Waldbach und wirklich durchfließt aus der Forst her ein schmaler Bach das Dorf. Das Gut gieng 1308 durch Kauf an die verwandte Familie der Edlen von Veltheim über und ist seitdem in ihrem Besitze, wenn auch unter Wechsel der ver-

schiedenen Linien geblieben. In der Dorfkirche hängt noch ein Degen, welchen ein Veltheim als Kreuzfahrer erobert haben soll. Der geächtete Dittrich von Quitzow flüchtete nach Harbke zu seinem Schwager von Veltheim, dessen Tochter Priorin des benachbarten waldumkränzten Jungfrauenklosters Marienborn war, und starb dort 1417 vergrämt und vereinsamt in einer Waldhütte. Die sogenannte Schwedenschanze, zwischen Park und Wald gelegen, mag doch vor dem dreißigjährigen Kriege entstanden sein und zu den Außenwerken des nach mittelalterlicher Weise befestigten Schlosses gehört haben. August Ferdinand von Veltheim, ein hervorragender Kenner des Bergwesens, wurde 1798 von den Ständen des Herzogtums Magdeburg zur Huldigung des jungen Königs entsendet und hierbei wegen seines Ansehens für sich und seine Nachkommen in den Grafenstand erhoben. Er verkehrte gern mit den Professoren der benachbarten Universität, unter ihnen mit dem bekannten Beireis, der trotz seiner Charlatanerie ein höchst gescheiter Arzt und kenntnisreicher Chemiker war. Goethe schreibt diesem ersten Grafen wegen seiner antiquarischen und mineralogischen Aufsätze, in deren einem die bekannte Portlandvase aus Onyx, jetzt im Museum zu Braunschweig, beschrieben ist, geistreichen Dilettantismus zu, womit er ihn eher unterschätzt zu haben scheint. Von eben diesem und mehr noch von seinem Großvater rürt hauptsächlich die Bepflanzung des Schloßgartens mit ausländischen Hölzern her.*) Nach dem Tode des dritten und letzten Grafen Werner 1854 fiel das Gut an die weiße Ostrauer Linie des weitverzweigten Adelsgeschlechts, in deren sorgfältiger Pflege es sich noch befindet. In dem Rittersale des Schlosses steht die Rüstung des bekannten Parteigängers im dreißigjährigen Kriege Christians von Braunschweig, voll-

---

*) Vergl. zu allem diesem Goethe in seinen Tages- und Jahresheften unter 1805. (Ausg. Hempel XXVII S. 134 ff.)

ständig aus blauem Stahl und mit Messing ausgelegt, also in den Farben seines Geschlechts, auf dem Helme der blutbespritzte Handschuh der schönen und unglücklichen Elisabeth von der Pfalz, der der tapfere aber tollköpfige Ritter seine Dienste gewidmet hatte, in der Hand die Fahne, zu beiden Seiten des Sockels ein kleines Geschütz, an der Wand sein Wahlspruch: Alles für Gott und sie.

So wurden in der Seele des Knaben, der hier am fünften August im Reformationsjahre geboren war, frühzeitig geschichtliche Anschauungen geweckt und durch die Erzählungen des sorgsamen Vaters entwickelt und bereichert.

Die Veltheims betätigten ihre Achtung vor der Wissenschaft auch durch Stiftung von Universitätsstipendien, welche Kurfürst Friedrich III. nach einem an Josias von Veltheim gerichteten Briefe gern zu seiner neugegründeten Universität in Halle gezogen hätte. Die Aufsicht über die Arbeiten der Stipendiaten ist aber nach Aufhebung der Universität zu Helmstedt der Hochschule in Göttingen überwiesen, ohne jedoch ihren Genuß an den Besuch der letzteren zu binden. Ich selbst habe eines dieser Stipendien in Berlin bezogen und bin noch in der Lage gewesen, dem vorletzten Grafen Röttger meinen Dank hierfür mit Überreichung meiner Promotionsschrift zu bezeugen.

Zoll- und Landesgrenzen wurden damals stärker empfunden als heut; als Kind habe ich die Leiche eines im benachbarten Walde von dem Zollbeamten erschossenen Schmugglers mit Grauen betrachtet. Es bedurfte indes dieser Plackereien kaum, um in uns den preußischen Stolz gegen die ruhmredigen Bürger des Kleinstaats anzufachen. Wenn diese ihren Herzog Friedrich Wilhelm und seine schwarze Schaar mit Recht, aber allzulaut priesen, so glaubten wir uns durch die Helden der eben abgelaufenen Freiheitskriege zu stärkerem Selbstgefühl berechtigt, und dieses Gefühl wurde durch die

Erzählungen des Vaters und Onkels befestigt, welche zwar geborene Braunschweiger aber durch die herbe Kraft des Großstaats angezogen und gewonnen waren. Auch genährt wurde dieser Stolz durch den Umstand, daß der liebenswürdigste unserer großen Feldherren, Gneisenau, ab und zu in dem benachbarten Sommerschenburg, seinem neugeschenkten Sitze, weilte; ich selbst habe ihn noch gesehen, als er von einem Besuche des Grafen in Harbke heimkehrte, und ließ mich schwer von dem Vater überzeugen, daß der Reiter im schlichten blauen Rocke und nicht der nachfolgende silberbetreßte Diener der große Feldmarschall sei. Noch in meinem hohen Alter ergreift mich die Geschichte jener vaterländischen Erhebung ebenso wie damals, als ich sie zu den Füßen des Vaters hörte oder einige Jahre später in Kohlrauschs begeisterter Darstellung las, und das Wort einer englischen Zeitung jener Tage, welche alle Großtaten von 1813 to the Prussians, ever the Prussians zuschrieb (Treitschke, Deutsche Gesch. I., 506), so wie die Anerkennung der preußischen Tapferkeit durch den Schwaben Pfister (Aus dem Lager des Rheinbundes S. 334) sind mir noch heute erquickend. Zu allem derartigem kam während meiner Schuljahre die unverholene Verachtung, in welcher Herzog Karl bei seinen Braunschweigern stand, während Friedrich Wilhelm III. von seinen Preußen allgemein verehrt wurde.

Beide Eltern waren also von Geburt Braunschweiger, der Vater Johann Andreas als Sohn eines Landschullehrers in Kl. Vahlberg, die Mutter Wilhelmine als die Tochter des Kantors Schmidt in dem benachbarten Büddenstedt. Soweit ich auf Vorfahren zurückblicken kann, was nur bis zu den Urgroßeltern reicht, sind die Männer sämmtlich Lehrer oder Forstleute gewesen, so daß ich meine frühzeitige Neigung zu beiden Berufsarten als ein Erbteil ansehen darf. Meinen väterlichen Großvater, der im sieben und achtzigsten Lebensjahre starb,

habe ich noch gut gekannt und als Primaner mich mit ihm, uns beiden zum Genuß, über seine Gymnasialzeit unterhalten; es war eine Freude den klugen Mann, den Heusinger in Wolfenbüttel seinen Lieblingsschüler nannte und nur ungern kurz vor der Universitätsreife in das Amt eines Landschullehrers scheiden sah, über den früheren Schulbetrieb des Horaz zu hören. Der Verzicht auf das Studium wurde durch den frühzeitigen Tod seines Vaters und die bedrängte Lage der Mutter und Geschwister erzwungen, welche er durch sofortige Übernahme des väterlichen Amtes vor der Not des Lebens zu schützen hatte. Auch der mütterliche Großvater war ein erfahrener und rechtschaffener Schulmann, vielleicht von Sitten etwas herber und nicht durch den Verkehr mit dem Altertum geglättet. So brachte uns das kurzlebige Königreich Westfalen doch den Vorteil, daß mein Vater 1811 dem Rufe des gräflichen Patron in das Kantorat zu Harbke, sowie einige Jahre vorher sein älterer Bruder Christian in das gleiche Amt nach dem nahen Marienborn ohne staatliches Hindernis folgen durften. Es war eine große Gunst der Vorsehung, daß fortan beide gleichgebildete und gleichgesinnte Brüder bis zu ihrem Lebensende mit einander verkehren konnten, und dieser Verkehr setzte sich in ähnlicher Wärme auf die beiderseitigen Kinder fort, auch in gleicher Treue, die mich noch jetzt mit meinem Vetter, dem Pastor a. D. Dr. Herman Schrader in Berlin, verbindet und durch gleichartige Bestrebungen immer wider genährt und befestigt wird. Ich darf hier erwähnen, daß dieser liebe Vetter und Freund der Verfasser des widerholt aufgelegten Buches über den Bilderschmuck der deutschen Sprache ist, welches von R. Hildebrandt besonders geschätzt wurde und dem Autor die Leipziger Doktorwürde eintrug.

Meinen beiden Eltern danke ich ihre Liebe und sorgsame Hut noch heute mit tiefbewegtem Herzen, mein Vater

ernster, meine teure vielgeprüfte Mutter weicher, beide aber durch Vorbild und Mahnung in Liebe leitend, ohne kaum jemals zur Strafe zu greifen. Fünf Kinder sind ihnen geboren, darunter ich das dritte; der nächstältere Bruder war schon vor meiner Geburt gestorben, die einzige Schwester Karoline, ein liebenswürdiges und begabtes Kind, wurde zehnjährig durch einen Gehirnschlag weggerafft, was uns alle tief erschütterte, von den Eltern und namentlich der Mutter aber niemals verwunden wurde. Vielmehr wurde sie uns allzufrüh, auch nach anderen Heimsuchungen 1837 durch ein damals wütendes Nervenfieber entrissen, ehe wir Kinder ihr durch die Tat unsere Dankbarkeit beweisen konnten. Der Vater starb zweiundzwanzig Jahre später als ein Siebenziger an langsamer Entkräftung; er hatte doch die Freude gehabt, mich als Lehrer eines Gymnasiums, als Direktor und Schulrat zu sehen. Der älteste Bruder Theodor ist vor kurzem hochbetagt in Nordamerika gestorben, wohin ihn 1850 nach einer stürmischen Jugend die Teilnahme als Offizier an dem Kampfe der Elbherzogtümer geführt hatte; in St. Louis hatte er als Lithograph eine ausreichende, wenn auch nicht glänzende Lebensstellung gefunden. Mein jüngster Bruder Ferdinand starb 1883 als Kantor in Barleben, so daß ich kurz zuvor in meine Hallenser Stelle versetzt des Verkehrs mit ihm nicht mehr froh werden konnte.

Mein Vater war für seinen Beruf zuerst auf einer Voranstalt in Helmstedt, dann auf dem Seminar in Wolfenbüttel gebildet; gern gedachte er der Zeit, in der er die bedeutenden Lehrer der Helmstedter Hochschule sehen und wenigstens einen von ihnen, Konrad Henke, auf der Kanzel hören konnte. Öfters führte er die Anfangsworte einer Predigt an, welche diesem zur westfälischen Zeit anbefohlen war „Samle Dich, mein Gemüt, aus dem Geräusch dieser Welt“ und die Hörer zu deutscher Gesinnung auch unter der Fremdherrschaft gemahnt

hatte. Als Schulmann geschickt und gewissenhaft stand mein Vater, wie sein Bruder in Marienborn, bei Vorgesetzten und Amtsgenossen in hohem Ansehen und sein Gedächtnis wird noch jetzt von den älteren Bewohnern Harbkes in Ehren gehalten. Sein Fleiß war trotz schwankender Gesundheit außerordentlich; um seine Söhne auf Gymnasium und Universität unterhalten zu können, gab er auch außerhalb Harbkes in der Musik vielfachen und sehr geschätzten Unterricht, so daß er Jahrelang einschließlich des Lehramts sechsundvierzig wöchentliche Unterrichtsstunden, die musikalischen zumeist in den besseren Familien Helmstedts, erteilte. Dazu war er um die Erweiterung seiner Bildung stetig bemüht; mit Eifer und Verständnis las er die Werke unserer Dichter und Geschichtsschreiber, mit Vorliebe Herder und Schiller. Es ist sonach erklärlich, daß seine religiöse Gedankenfolge von dem Rationalismus jener Zeit gefärbt war; allein er war im Gemüt ein frommer Christ, der die Heilstatsachen nie in Zweifel zog noch nach menschlicher Weise zu erklären versuchte. Im Unterricht und namentlich in seinen sorgfältig ausgearbeiteten Katechesationen, deren einige mir noch vorliegen, bevorzugte er allerdings den sittlichen Gehalt der Heilslehren, was mir auch für die Dorfjugend völlig angemessen scheint. Sein eigentliches Studium gehörte der Musik: er handhabte die Orgel, welche unter seinem Zutun durch die Güte des gräflichen Patrons für eine Dorfkirche reich ausgestattet war, mit voller Sicherheit und beherrschte nach damaliger Weise das Klavierspiel, wozu er auch seine Kinder frühzeitig anleitete; ebenso hatte er sich gründliche Kenntnis in der musikalischen Theorie und der Kompositionslehre nach Albrechtsberger und Marpurg angeeignet. Als Frucht dieses Fleißes erschien neben mehreren Gesang- und Klavierstücken von ihm 1827 ein damals vielgelobtes kurzes Wörterbuch der Musik, wofür er sich nicht verdrießen ließ das Verständnis der Kunstwörter aus

italienischen Wörterbüchern herzuleiten. Sonach war er ein Anhänger der älteren Musik von Bach und Gluck bis Mozart, allenfalls bis Beethoven; Weber bedeutete trotz seiner anmutigen Melodieen und seiner reichen Instrumentation schon einen gelinden Abfall von den strengen Formen, der neueren Italiener gar nicht zu gedenken.

Diesem Manne verdanke ich nicht nur meinen ersten frühbegonnenen Unterricht, so daß ich schon nach dem vierten Jahre des Lesens und Schreibens leidlich mächtig war, und meine allgemeine Erziehung, sondern auch die Richtung auf ideale Lebensziele, die er uns häufig genug und weit mehr als äußeren Erfolg und Glanz vorhielt. Sein Einkommen war kärglich, wiewol er es durch den gedachten Privatunterricht zu mehren und den Lebensbedarf durch stetige Sparsamkeit zu beschränken strebte. Aber niemals äußerte er ein ungeduldiges Verlangen nach Gehaltserhöhung, das doch jetzt in weiten Kreisen so ungestüm hervorbricht. Seine Denkweise hatte eben auch einen bescheidenen Teil an dem Idealismus, der jene Zeiten noch erfüllte und auch ihm zur Überwindung mancher Bedrängnis verhalf. So hat er seines Amtes in stillem Segen und mit innerer Befriedigung achtundvierzig Jahre gewaltet und ist seinen Kindern ein Vorbild geworden, das sie vielleicht nachzuahmen, niemals aber widerzugeben vermochten. Und was an dieser Erziehung etwa noch mangelte, das gewährte die Mutter in stiller Zwiesprache, deren liebevoller Sinn mir noch heute fühlbar ist.

In den Anfangsgründen des Wissens wurde ich also durch meinen Vater rasch gefördert; dann begann der lateinische Unterricht, den ich mit einigen Altersgenossen zuerst bei einigen Primanern des benachbarten Gymnasiums im Hause unseres Superintendenten Tülf erhielt. Als dieser Kreis sich auflöste, gieng ich zweimal wöchentlich nach Helmstedt, um hier im Lateinischen und Deutschen zugleich mit

anderen Zöglingen des Gymnasiallehrers Kaiser weiter geführt zu werden. Dieser galt für geschickt und streng; das erste war wol richtig, von dem zweiten habe ich keine Beweise gesehen. Freilich daß er mir für ein vermeintliches orthographisches Versehen im deutschen Diktat, den kleinen Anfangsbuchstaben bei einem substantivisch gebrauchten Eigenschaftswort, sechs Fehler zugleich anstrich, machte mich stutzig; ich glaubte bei meinem Vater die Rechtschreibung gründlich erlernt zu haben. Mein Trost ist, daß die hierin herrschende Unsicherheit bis jetzt nicht geschlichtet ist, ohne daß das deutsche Reich hierunter besonders gelitten hätte. Im ganzen weilte ich mehr bei den Büchern als im Freien, obschon der Besuch des Waldes und die Lust des Eislaufs nicht gerade fehlten. Aber ich las gern, fast mehr als den Eltern lieb war, und dieser Hang zur Vielleserei ist mir leider verblieben. Lernt man hierdurch vielleicht einiges mehr, so wird doch die Zeit und Kraft zum Durchdenken geschmälert; im Alter weiß man den Ertrag ruhiger Erwägung mehr zu würdigen. Im ganzen verfloß mir und meinem jüngeren Bruder das erste Jahrzehnt des Lebens in der woltätigen Ruhe und Harmonie des Elternhauses; dann galt es freilich, das Kind des Dorfes einer anderen Bildungsstätte zu überweisen.

Die Schulzeit.

Auf das Gymnasium in Helmstedt wies die örtliche Nähe und nicht minder der Umstand hin, daß mein Vater dort durch seinen Musikunterricht in vielen Familien bekannt und geschätzt war; auch daß ich im letzten Jahre den Unterricht des Gymnasiallehrers Kaiser genossen hatte, obschon dieser gerade damals in ein Pfarramt übergieng. Zudem bestanden an der Anstalt, der später auch mein jüngerer Bruder übergeben wurde, Stipendien für Schüler der beiden oberen Klassen aus einer Stiftung der Herzogin Anna Sophie, Tochter des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg und vermählt mit Ulrich Friedrich von Braunschweig, welche die Zeit ihrer Wittwenschaft in dem Städtchen Schöningen an Elmwalde verlebte und dem dort neugegründeten Lyceum zwölf Stipendien, je zur Hälfte für braunschweigische und preußische Zöglinge überwies. Das Schöninger Lyceum wurde aber 1817 nach Helmstedt verpflanzt, hauptsächlich zu einigem Ersatz für die aufgehobene Universität und das mit ihr eng verbundene Pädagogium, das zwar in Wernsdorff und Wiedeburg tüchtige und klassisch gebildete Rektoren gehabt hatte, aber ohne Anlehnung an eine Universität nicht mehr blühen wollte.

Während meiner Schulzeit stand die Universität bei den Bürgern Helmstedts noch in lebhafter, ja sehnsüchtiger Erinnerung. Als Pädagogium illustre von dem Herzog Julius,

dem ersten evangelischen Fürsten dieses Landes 1571 in Gandersheim gestiftet, wurde sie 1576 in voller akademischer Gestalt und Rechtsstellung nach Helmstedt verlegt; ihre ruhmvolle Vergangenheit wird durch die Namen Conring, Meibom, Calixt, Mosheim u. a. bezeichnet und drückte sich seit Joh. Caselius auch in der Pflege eines guten Latein aus. Noch in den letzten fünfzig Jahren hatte sie an den beiden Häberlin, an Lichtenstein, Teller, Henke, Beireis und Bredow Gelehrte von weitem und wohlverdientem Ruhme; daß sie durch Henke und den bald nach Berlin berufenen Teller dem Rationalismus zugeführt wurde, entsprach der damaligen Entwickelung der Theologie. Von ihrer Größe zeugt noch heute das in edelster Renaissance aufgeführte Juleum, welches in seinem oberen Stockwerk die nicht unbedeutende Büchersammlung mit vielen Reformationsschriften, und unten eine herrliche Aula enthielt; beides ist jetzt dem Gymnasium überwiesen. Unter der westfälischen Regierung wurde die Universität durch Erlaß vom 10. Dezember 1809 aufgehoben, vorgeblich, weil das Königreich den Unterhalt von fünf Universitäten nicht tragen könne. Dieser Grund war etwas fadenscheinig, da jene Universitäten meistens auf Stiftungen angewiesen waren; der Schluß der Julia Carolina erfolgte vielmehr, weil der Dörnbergsche Aufstandsplan von 1809 sich auch nach Helmstedt und Umgegend verzweigt und unter den Professoren stille, unter den Studenten aber laute, durch den Zug des Herzogs Wilhelm und seiner schwarzen Schaar bis zur Begeisterung angefachte Teilnahme gefunden hatte. Das war mehr, als die junge, nach anderer Richtung hinlänglich verschwenderische Herrschaft Jeromes vertragen und Napoleons Haß des deutschen Idealismus dulden konnte. So erlosch zum Kummer aller Guten die Hochschule mit dem Schlusse des Winterhalbjahres; spätere Widerbelebungsversuche nach Abschüttelung des fremden Joches fanden keine Verwirklichung, weil dann freilich dem ausgesogenen Lande

die Mittel fehlten, um die mit der Entwickelung der Wissenschaften rasch steigenden Forderungen auf den Hochschulen zu befriedigen. Selbst der Bestand des hierher verlegten Gymnasiums wurde nur allmählich und in karger Ausstattung gesichert.

Dieser Anstalt wurde ich also nach Ablauf des zehnten Lebensjahres anvertraut und nach leidlich eingehender Prüfung durch ihren Direktor Heß in die Quarta aufgenommen, in welcher damals verständiger Weise der Unterricht im Griechischen begann. In den unteren Klassen pflegte der Aufenthalt ein Jahr, in der Tertia und Sekunda unweigerlich zwei Jahre zu umfassen, ziemlich unabhängig von dem größeren oder geringeren Fleiße der Schüler. Die Prima verließ Niemand vor Vollendung des fünften Halbjahres; wer aber den alten Sprachen sich zu widmen gedachte, ging nicht vor Ablauf des Trienniums, einige blieben noch darüber hinaus, wie z. B. mein lieber Schulfreund Fleckeisen, der allerdings in besonders jungen Jahren die oberste Klasse erreicht hatte. Dies war nicht vorgeschrieben, aber die νόμοι ἄγραφοι sind zu allen Zeiten am wenigsten durchbrochen. Die Schülerzahl war damals überhaupt wie in den einzelnen Klassen sehr mäßig, die Prima enthielt zur Zeit meines Eintritts achtzehn und später nur zwölf, genug zur Belebung des Unterrichts wie zum Wetteifer und andererseits sehr geeignet, um die einzelnen dem Lehrer näher zu bringen. Erst seit der Umgestaltung des Jahres 1866 und der mit ihr verbundenen Ausdehnung der allgemeinen Wehrpflicht ist dort wie in anderen Staaten der Gymnasialbesuch sehr gewachsen, bekanntlich nicht zum Vorteil der Ausbildung und deshalb ein Vorgang vielfältiger Erwägung bei gewissenhaften und denkenden Schulmännern, ohne daß bis jetzt ein Mittel gefunden wäre, diejenigen Schüler fern zu halten, welche ohne Neigung und Befähigung zu gymnasialer Bildung die Anstalt nur wegen des Rechts

zum einjährigen Heerdienst übervölkern. Ich habe noch in letzter Zeit mit unterrichteten Offizieren auf Abhilfe dieses schweren Übelstandes gedacht und bin selbst auf den Vorschlag gekommen, dieses Recht überhaupt fallen zu lassen und unsere Gymnasiasten gleich allen übrigen dem zweijährigen Dienste zu unterwerfen, falls dafür als Gegengabe einige Beschränkung der späteren widerholten mehrwöchentlichen Übungen der Reserveoffiziere zugestanden werden könnte. Allein diese Erleichterung ist mir angesichts der gesteigerten Forderungen, die auch dieser Mitglieder des Offizierkorps im Kriege warten, als unzulässig bezeichnet; die Mehrkosten, welche dem Staate aus dem Wegfall der einjährigen Freiwilligen erwachsen würden, würden sich wol decken lassen. So harrt diese unnatürliche Verknüpfung des höheren Unterrichts mit soldatischen Rechten noch immer einer gedeihlichen Lösung, die auch durch Widereinsetzung eigener Prüfungsbehörden für das Freiwilligenjahr, abgesehen von sonstigen Bedenken, nicht leicht gelingen würde.

Die Mängel der Schule treten leichter zu Tage, als der Segen der stillen Arbeit; für das Helmstedter Gymnasium sind diese Mängel in dem einfachen Worte zusammengefaßt, daß es ihm an Einheit in Erziehung und Unterricht gebrach. Keine irgend genügende Staatsaufsicht: während meines mehr als achtjährigen Aufenthalts habe ich einmal ein Mitglied des Konsistoriums gesehen, das die Stunden eines Vormittags hauptsächlich der Prima widmete und dann ein wolwollendes Urteil über uns abgab. Keine durchgreifende Gesammtleitung, da unser Direktor bei vielen schätzenswerten Eigenschaften die Gabe der Regierung nur in beschränktem Umfange besaß. Keine Verständigung der Lehrer über die sittliche Zucht der Schüler, die nach meiner Erinnerung einen schlimmen Mangel an Wahrhaftigkeit gegen die Lehrer aufwies, ohne sonst bösartigen Verfall zu zeigen; noch weniger Einheit und Stetig-

keit der Methode durch die einzelnen Klassen und Lehrfächer. Vielmehr bestand der Unterricht mit einigen allerdings bemerkenswerten Ausnahmen aus Aufgeben und Abfragen, natürlich mit den unumgänglichen Erläuterungen, aber ohne eingehende und hilfreiche Entwickelung des Stoffes wie der Seelen. An dem nötigen Fleiße und an Teilnahme fehlte es eigentlich nicht, so verschieden auch ihr Grad bei den einzelnen war; aber ein mittleres Maß von beiden, ohne das es eben nicht vorwärts gegangen wäre, war im ganzen vorhanden, zumal in den obersten Klassen, in denen schon der Gegenstand des Unterrichts und die Höhe der Aufgabe anzog.

Diese nicht geringen Mängel wurden aber nach meiner Auffassung durch die Vorzüge der Anstalt mehr als aufgewogen; beides, die schlimmen wie die guten Seiten stellen wol mehr den allgemeinen Zustand der Schulen in jener Zeit, als die Ausnahmen dar. Mindestens finde ich in der lehrreichen Schilderung eines Gymnasiums vor fünfzig Jahren von Fr. Mommsen (Neue Jahrbb. für Philol. u. Pädagogik 1896 Bd. 154) vieles, das eben so gut von unserer Schule gegolten hätte.*) Eine lässigere Ordnung mit größerer Bewegungsfreiheit namentlich in den oberen Klassen hat dort wie hier geherrscht. Auch die Vorschläge Mommsens zur Beseitigung der jetzigen Misstände, weniger Fachlehrer und Klassen, Verringerung der Schülerzahl, Vereinfachung des Unterrichts je nach der Bedeutung des Fachs, weniger häusliche und vorgeschriebene Arbeit für den Klassenunterricht möchte ich mir gern aneignen, wenn ich nicht besorgte, für einen allzueinseitigen laudator temporis acti gehalten zu werden. Uns belastete in der Sekunda und Prima keinerlei Hausaufgabe für die Religion, für das Deutsche nur die Anfertigung der wenigen freien Aufsätze, keine Forderung

*) Ähnlich die Domschule in Schleswig nach G. Beseler Erlebtes u. Erstrebtes S. 5.

für den Geschichtsunterricht, da der Lehrer von genauen Widerholungen gänzlich absah, was ich freilich nicht loben möchte, kaum eine mäßige Vorbereitung für die neusprachlichen Fächer mit wenigen schriftlichen Übungen, zuweilen ein Extemporale in der Klasse. Als ich später mit einem Schulgenossen die Reifeprüfung an einem preußischen Gymnasium ablegte, habe ich doch in allem diesem kaum einen Rückstand in uns gegen die dortigen Leistungen wargenommen. Die französische Schriftwelt zog uns damals überhaupt nicht an, vielleicht eine Nachwirkung der kaum abgeschüttelten Fremdherrschaft, vielleicht auch der Lehren, die wir etwas einseitig aus Lessings Dramaturgie entnommen hatten. Dem Englischen kam der höhere ästhetische Wert der Schriftsteller zu Hilfe; auch erlaubten wir uns wol, die Anmerkungen, welche unser Religionslehrer in der Prima zu Brettschneiders Lehrbuch diktierte, englisch und zur Abwechselung lateinisch nachzuschreiben. Leider allzuwenig häusliche Aufgaben in der Mathematik mit Ausnahme der algebraischen Rechnungen. Überhaupt fehlte diesem Unterricht in der Prima die Anschauung; wir folgten ja der Lehre von den Kegelschnitten und der sphärischen Trigonometrie im ganzen zur Zufriedenheit des Lehrers, d. h. den Formeln und ihrer Umformung, aber ich habe erst viel später die Gestalt und die Bedeutung dieser Gebilde mir klar gemacht.

In allem diesem würde man heute grobe Fahrlässigkeit entdecken; auch gebe ich zu, daß manches versäumt wurde, das nicht nur zu wissen, sondern auch innerlich zu verarbeiten genutzt hätte. Allein abgesehen von dem gerügten Mangel im mathematischen Unterricht bin ich auch jetzt noch mehr geneigt, die geschilderten Unterlassungen als einen Vorteil sowol für die wichtigeren Unterrichtsfächer als namentlich für unsere Gesammtbildung zu betrachten. Das schlechthin Nötige wurde aus jenen Gebieten doch angeeignet, je nach der

Neigung sogar mehr, da es z. B. unter uns nicht an solchen fehlte, die gute Geschichtswerke für sich lasen oder die wichtigsten Tatsachen und Zahlen zur klareren Auffassung freiwillig in tabellarische Form brachten. Aber wir lernten unsern Weg selbst wählen und wenn es hierbei nicht an Irrwegen fehlte, so lag die Zurechtweisung nahe genug und die Wahl selbst war eine Tat des eigenen Willens, der hierdurch zu schwereren Aufgaben gelenkt und gestärkt wurde. Was dies besagen will, erfährt man leicht in einer Zeit, in welcher die Jugend mehr unterrichtet als entwickelt wird, zufrieden sich mit den bunten Forderungen der Schule abzufinden und nicht mehr fähig noch begierig sich in Freiheit zu den höheren Zielen zu strecken, in denen die Ideale des Erkennens und des Lebens sich ankündigen oder gar offen zu Tage treten.

Und derartige Ziele, zu deren Erreichung es selbständiger Anstrengung bedurfte, wurden uns im Deutschen und in den alten Sprachen durch unsere Lehrer nachdrücklich vorgehalten. Zwar im Deutschen hatten wir uns, wie schon angedeutet, einer methodisch gegliederten Anleitung nicht zu erfreuen, auch nicht zum Verständnis unserer großen Schriftsteller und dies bedeutet bis zu einem gewissen Grade einen empfindlichen Mangel. Aber ihre Kenntnis wurde als selbstverständlich vorausgesetzt, ihre Unkenntnis gelegentlich derbe gerügt und unter uns selbst als schmählich angesehen, der Drang zum Lesen Schillers und Lessings, Goethes und auch der neueren Dramatiker und Lyriker war lebendig genug. Freilich kamen arge Misgriffe vor: E. Th. Am. Hoffmanns Erzählungen wurden trotz ihrer seltsamen Phantastik und wegen ihres musikalischen Tiefsinns gesucht und ich selbst habe J. Pauls Siebenkäs eifrig und mit schriftlichen Auszügen gelesen, sicher nicht zur Förderung des Stils oder einer geordneten Denkweise. Immerhin hatten wir die freie Wahl, jetzt giebts zu viel Anweisung und zu wenig Selbständigkeit auf unseren

Gymnasien, jetzt zusammenhängende Litteraturgeschichte statt der ästhetischen Gesetze aus Schiller und Lessing, auf den herabzusehen gar bei einigen Kunsthistorikern zur Mode geworden ist. Daher denn, wenn auch nicht deshalb allein die heutige grauenvolle Geschmacksverwilderung, die nicht nur unsere deutsche Kunst, sondern auch das Gebiet der sittlichen Empfindung verwüstet hat. Daher auch die allzu bequeme Gewohnheit, die Primaner mit fertigen Urteilen zu versehen, statt der freilich schwierigeren Erziehung zu eigener Analyse. Daher zum Theil auch der Schwund der idealistischen Begeisterung, welche uns in ihrer Unklarheit wol ab und zu irre führte, aber in ihrer Reinheit und Stärke immer hob. So hat denn unter unserer Jugend überhaupt die Belesenheit in den deutschen Klassikern abgenommen und hiermit auch der Trieb und die Fähigkeit, der Entwickelung und Bildung derselben aus den von ihnen so geliebten und bewunderten Alten nachzugehen. Sollte nicht auch diese Kausalreihe zu der Einsicht führen, daß der durch F. A. Wolf geschaffene Grundlehrplan unserer Gymnasien ein einheitliches Gebilde ist, aus dem sich nicht einzelne Steine, zumal die Ecksteine fortnehmen oder verrücken lassen, ohne den ganzen Bau zu gefährden? Etwas mag sich der Rückgang jener Liebe zu unseren großen Dichtern neben der realistischen Umwandlung des deutschen Geistes seit 1840 auch aus dem größeren zeitlichen Abstande von der Entstehung ihrer Schöpfungen erklären, obschon die Lessingsche Polemik noch heut so frisch, die Schillersche Kunstanschauung noch eben so lauter und erhebend ist wie vor hundert Jahren. Gerade die letztere hat mich, wie ich mich sehr deutlich erinnere, sehr gefördert, wenn ich auch weit von der Einbildung entfernt bin sie vor der späteren Bekanntschaft mit Kant völlig verstanden zu haben. In Halberstadt wurde zwar schon damals viel mehr Litteratur gelehrt, ohne daß ich eine Überlegenheit meiner dortigen Prüfungsgenossen in diesem

Fache oder in deutscher Darstellung bemerkt hätte. Durch die Freundlichkeit des Professors Jordan wurde ich dort sogar in die Grundzüge der allgemeinen Grammatik eingeführt; wie ich später gewar wurde, meist nach F. Beckerschen Anschauungen. Diese regten wol zum Denken an; allein sie befriedigten mich bei ihrer formalen Natur nicht sonderlich. Noch weniger war dies mit der philosophischen Propaedeutik der Fall, die ich der bevorstehenden Prüfung halber nach dem bekannten Grundriß von Matthiä für mich betrieb: statt hoher Ideen nur Formeln, z. T. sogar ungenaue Begriffsbestimmungen zu finden zog mich kaum an. Über die Notwendigkeit, den Inhalt und das Ziel dieses Unterrichtsfachs, das seine Einführung in den Lehrplan der Gymnasien Hegel verdankt, wird ja heut noch gestritten; die neuerdings in der Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1899 erschienenen Aufsätze von O. Weißenfels sind hierfür von großem Werte.

Was indes unserem Deutschen Unterricht damals fehlte, das wurde im wesentlichen durch die deutschen Aufsätze ergänzt. Ihrer waren der Zahl nach nur wenige, in der Regel nur zwei im Halbjahre, aber von einer durchschnittlichen Länge von sechs bis acht Bogen; weniger zu liefern, galt nicht für recht anständig. Selbst dieser Fleiß genügte an sich dem strengen Censor, unserem Direktor Heß, keineswegs; war der Inhalt oberflächlich oder gewöhnlich, gab er keine Kunde von der Bekanntschaft mit unseren großen Schriftwerken, waren die Gedanken schlecht geordnet, die Darstellung unklar oder ungewandt, so fiel das Urteil unbarmherzig aus, sicher nicht härter als wir verdient hatten, aber in seiner herben Form nur so weit aneifernd, daß wir uns schämten solchen Tadel abermals zu verdienen, und dies ist sicher uns allen sehr heilsam gewesen. Die heut üblichen Klassenaufsätze gab es damals nicht; dagegen machte der Lehrer uns gelegentlich mit den Formen amtlicher Eingaben bis zur Handhabung des Siegel-

lacks bekannt, und wenn hierauf im Jahre eine Stunde verwendet wurde, — es gab bei uns nur jährliche Versetzungen —, so geschah hiermit dem sonstigen Unterricht kein Eintrag.

Und wie im Deutschen so waren in den alten Sprachen die Ziele hoch und die Zucht streng, die Mittel aber reichlicher und fruchtbarer als jetzt. Denn zunächst wurde eine ansehnliche Zahl der alten Schriftsteller in zweckmäßiger Wahl innerhalb der Schulstunden behandelt, unter ihnen neben den auch jetzt erklärten die Griechen Theokrit und Isokrates, selbst Lykurg, unter den Römern Terentius und der jüngere Plinius, wogegen leider Herodot wegfiel und auch Livius meistens dem Privatfleiß überlassen wurde. Die Erklärung war gründlich, richtete sich indes nach meiner Erinnerung vorwiegend auf die sprachlichen Schwierigkeiten, das Übersetzen rückte allzu langsam vorwärts. Dies wurde nun durch ein sehr ausgedehntes Privatstudium mehr als ergänzt, dessen Ergebnisse in der Prima halbjährlich durch den Direktor in mehrstündiger Prüfung erforscht und berichtigt wurden. Allerdings fehlte es bei einigen Zöglingen nicht an lügenhaften Angaben über die Menge des Gelesenen, wobei die Sünder den Lehrer durch Anwendung von gedruckten Übersetzungen, nicht immer mit Erfolg, zu täuschen suchten. Aber im ganzen war es Ehrensache, mit vielem wirklich Durchgearbeiteten aufzutreten, so daß zwischen Schule und Haus ein glückliches Gemisch von statarischem und kursorischem Betriebe erreicht wurde. Von den fleißigsten wurde dieses Privatstudium, das sich auch auf die guten Neulateiner von Muret bis Ernesti und Wyttenbach erstreckte, oft bis tief in die Nacht hinein fortgesetzt und durch Auszüge des Inhalts wie der wichtigsten Redewendungen fruchtbar gemacht, von einzelnen, wie von meinem begabten, leider früh verstorbenen Mitschüler Gottl. Heyer selbst Pindar, von anderen nach dem einen in der Klasse erklärten Lustspiele des Terenz die sämmtlichen übrigen ohne Mühe zu Hause gelesen, wozu

uns der Lehrer mit Freuden die Hilfsmittel aus seiner reichen Büchersammlung lieh. Das Vorbild war der Betrieb in Pforta unter Jlgen und Lange und in Danzig unter A. Meineke, dem ehemaligen Zöglinge der Pforte. In ähnlicher Weise verfuhr Mor. Seyffert, ein Wittenberger Schüler Spitzners, auch eines Portensers, später in Brandenburg, so daß ich dort seinen Fußstapfen folgend auf bekanntes Gebiet trat. Wie gesagt wurde unsere Aufmerksamkeit vorzüglich auf den sprachlichen Ausdruck gerichtet, dessen Aneignung uns dann die Anfertigung der lateinischen Aufsätze sehr erleichterte. Eine gut gewählte und selbst erarbeitete Phraseologie ist keineswegs zu verwerfen, wie ich mit voller Bestimmtheit gegen eine beliebte Moderedensart behaupte, welche selbst nicht mehr als eine Phrase ist. Man vergißt heut allzuleicht, daß die Sprache überhaupt und die sprachliche Form eines guten Schriftstellers im besonderen eine der edelsten Geistesschöpfungen von unschätzbarem Bildungswerte ist.

Die inhaltliche Kenntnis des Altertums kam hierüber nicht zu kurz; sie wurde überdies durch regelmäßigen Unterricht über die Litteratur und die Einrichtungen beider alten Völker nach Schaafs Handbuch, bekanntlich einer Wiedergabe Wolfscher Vorlesungen, erweitert und zu einem Gesammtbilde abgerundet. War in diesen Stunden ein Abschnitt der alten Litteratur durchgegangen, so ließ der Lehrer die wichtigsten Ausgaben in die Klasse bringen, damit wir in den Unterrichtspausen uns durch eigene Anschauung die erforderliche Bücherkenntnis verschafften. Auch F. Hands treffliches Lehrbuch des lateinischen Stils und Krebs Antibarbarus wurden uns auf diese Weise zeitig handgerecht. Ich habe stets dankbar empfunden, wie sehr mir diese Anweisung den Beginn des Universitätsstudiums erleichterte, und es gab genug unter den Helmstedter Schülern, welche mich hierin weit übertrafen.

Muß ich noch sagen, daß durch eine solche zum großen

Teile freigewählte und selbständige Arbeit neben der gedanklichen Grundlage der erforderliche Sprachsatz für das Lateinschreiben, für die Anfertigung der lateinischen Aufsätze, der wichtigsten und schwierigsten Aufgabe unsers Schullebens, gewonnen wurde? Es kam hinzu, daß das Urteil des Lehrers hier noch schärfer lautete, als im Deutschen; nur wenigen gelang es, sein ausdrückliches Lob zu erringen, und wir waren schon zufrieden, wenn der Tadel allmählich verstummte. Grammatische Fehler fanden unter uns selbst nur eine mitleidige Nachsicht. Auch diese Arbeiten waren ausführlich; Aufsätze von acht bis zehn Bogen waren nicht selten, und da auch von ihnen nur zwei im Halbjahre geliefert wurden, so konnte der Lehrer mit Recht erwarten, daß von dem einen bis zum anderen ein wirklicher Fortschritt sichtbar wurde. Und ich weiß, daß von den Tüchtigen wirklich Gutes geleistet wurde; selbst bei jener Ausdehnung brachte unter den älteren Zöglingen Schneidewin Arbeiten, zu deren Verbesserung der Direktor trotz seiner Neigung zu reichlichem Verbrauch roter Tinte nicht die Feder angesetzt hatte. Ich darf mich für die Güte der Frucht dreist auf meinen schon genannten Schulfreund Alfr. Fleckeisen*) berufen und ich kann unter den früheren noch Lud. Ahrens und Bethmann, unter den Zeitgenossen Schmelzkopf, Heyer und den Mediziner Diesing nennen, dessen gefälliges Latein stets die Anerkennung des strengen Meisters fand.

Ein sehr förderliches und gern angewandtes Mittel war die selbständige Erklärung einer Stelle aus Sophokles, eines schwierigeren Gedichts von Horaz oder Theokrit, welche unter Benutzung aller von dem Direktor gern dargebotenen Hilfsmittel lateinisch abgefaßt und dann dem Urteil des Lehrers und der Klasse vorgetragen wurde. Auch metrische Übungen

*) Leider inzwischen, viel geliebt und mit Recht gelobt, heimgegangen.

wurden damals noch für nützlich und nicht zu schwer erachtet, wenn gleich sie weit unter den Leistungen der Pforta blieben; immerhin versuchte Schmelzkopf zur Zufriedenheit des Lehrers, die Chöre aus der Braut von Messina in griechische Rhythmen umzusetzen. Daß es bei lebendiger Anleitung nicht schwer ist, die Teilnahme der Schüler für diese angenehmen und förderlichen Aufgaben selbst im Griechischen zu wecken, habe ich lange nachher bei meinen Primanern in Sorau wargenommen. Natürlich hielten sich die griechischen schriftlichen Arbeiten in bescheidenen Grenzen; aber wir haben doch griechische Exercitia regelmäßig von der Tertia bis zur Prima geliefert und ich bedauere sehr, daß diese überaus nützliche Übung in dem heutigen Unterrichtsplan in Preußen nur nebensächlich gleichsam als unentbehrliches Handwerksmittel behandelt wird.

Es ist leicht zu sagen, was wir trotz der nicht immer anregenden Schulerklärung durch einen so reichlichen und geschickt in einander gefügten Betrieb der alten Litteratur erwarben: Aneignung des unentbehrlichen Sprachschatzes, Sicherheit in seiner Verwendung und eine verhältnismäßig bedeutende Belesenheit, die den Anfang des akademischen Studiums nicht nur für die künftigen Philologen sehr erleichterte und dazu eine bleibende Wertschätzung der klassischen Schulbildung erzeugte. Ich will hinzufügen, daß auch die Art und die Beurteilung der deutschen Aufsätze zu unserer allgemeinen Bildung beitrug und mir wie älteren und jüngeren Mitschülern den Eingang in die ersehnte Philosophie anbahnte. Unseren Lehrplan will ich nicht unbedingt loben; er umfaßte für alle vierunddreißig Wochenstunden, da der Religionsunterricht neben seiner nächsten Aufgabe noch zwei Stunden für das Übersetzen des Neuen Testaments ins Lateinische beanspruchte und das Englische für alle verbindlich war. Dazu kam das Hebraeische für die künftigen Theologen und Philologen; Zeichnen und Singen wurde der Liebhaberei der einzelnen überlassen und

um das Turnen bekümmerte sich unsere Schule nicht, ohne es geradezu zu untersagen. Ein kleinerer Kreis unter uns erhielt zeitweilig einige turnerische Anweisung innerhalb bescheidener Grenzen durch ältere Freunde, welche ihre Fertigkeit von Jena mitgebracht hatten; mehr Eifer widmeten wir dem allgemein beliebten Ballspiel, das noch dazu den Vorzug hatte, nicht befohlen zu sein. Immerhin bekundeten wir unsere deutsche Gesinnung durch den umgelegten Hemdekragen mit bloßem Halse und wenigstens bis zur Prima durch Barhäuptigkeit auf der Straße. Dem Primaner verbot letzteres freilich das Gefühl seiner Würde, vielleicht auch die Rücksicht auf die Bekanntschaften der Tanzstunde.

Eine Überbürdung lag in jener großen Stundenzahl nicht, da wie gesagt unsere Lehrer für manche Fächer von häuslicher Arbeit absahen, wofür ich ihnen noch heute dankbar bin. Geistige Überspannung quälte uns noch weniger aus dem verwandten Grunde, daß das Zurücktreten jener Nebenfächer uns gestattete, unser Denken und Arbeiten um das Altertum, das Deutsche und allenfalls die Mathematik zu sammeln. Auch bei dem guten preußischen Lehrplan von 1856 und dem minder guten von 1882 lag der Schaden nicht in der Überzahl der Stunden, sondern darin, daß jeder Lehrer für seine Fächer die volle Teilnahme der Schüler forderte und hierdurch die jugendliche Kraft verzettelte, statt sie in einheitlicher Bewegung zu entwickeln. Ich kann nicht finden, daß durch die neuen Lehrpläne dieser Gefahr gesteuert wird; denn das Arbeitsgemisch ist so bunt wie früher geblieben und auch die Arbeitsmasse kaum verringert, ihre Last vielmehr durch die Lockerung des Unterrichtsgefüges und die absichtliche Zurückschiebung manches erprobten Unterrichtsmittels vermehrt. Gleichwol habe ich schon frühe eine Verringerung der wöchentlichen Stundenzahl nach englischem Muster für wünschenswert gehalten und bin hierin durch Wieses Briefe über englische Er-

ziehung bestärkt, aber unter gleichzeitiger Pflege der privaten, d. h. der freien und selbständigen Tätigkeit. Es ist richtig, daß dieses Verfahren sich leichter und zweckmäßiger in geschlossenen Alumnaten durchführen läßt; wenn es aber auch in den anderen Anstalten weniger gelenkt werden kann, so wird seine verständige Anwendung für die Mehrheit der Schüler doch größere Schonung und zugleich Stählung ihrer Kraft bringen und den Staat wie die Gesellschaft mit einem neuen Idealismus erfüllen, dessen wir jetzt allzuschmerzlich entbehren.

Ist es mir gestattet, aus der Zahl meiner Lehrer diejenigen hervorzuheben, denen ich das meiste zu verdanken glaube, so nenne ich zuerst den damaligen Collaborator Hille, später Abt in Wolfenbüttel, der den jungen Quartaner mit Nachdruck in das Griechische einführte und in beiden oberen Klassen gründlichen Unterricht im Hebraeischen erteilte, zu dem auch schriftliche Exercitien gehörten; leider haben andere Studien mich am Weiterbetrieb dieser Sprache auf der Universität verhindert. Ein zweiter durch die Klarheit seines Unterrichts und durch seine aus Ernst und Humor gemischte Zucht noch immer für mich das Vorbild eines Lehrers war der Mathematiker Stegmann, ein Mitkämpfer aus 1815, den wir zu allgemeinem Leidwesen noch vor Ablauf unserer Schulzeit nach Braunschweig abgeben musten. Der dritte schon öfters genannte, der auf meinen späteren Studiengang den grösten Einfluß geübt hat, war der Direktor Heß, ein Mann von unbeholfenem mündlichen Ausdruck, aber von gründlicher, wenn auch nicht gerade schöpferischer Gelehrsamkeit, bekannt durch seine Arbeiten über Tacitus, ein gewissenhafter Lehrer, ein strenger, aber innerlich wolwollender Richter, vielleicht ohne ausreichende Regentenkraft, uns aber durch seine Gesammtauffassung der Altertumsstudien im Sinne F. A. Wolfs, durch seine Überzeugung von der Bildungskraft der alten Sprachen, durch sein Bemühen um unsere private Tätigkeit ein Führer

zu wissenschaftlichem Fleiß, dessen Wert ich erst später voll erkannt und dankbar anerkannt habe. Eines anderen habe ich noch zu gedenken, des Generalsuperintendenten Ludewig, der als geistlicher Ephorus des Gymnasiums den Religionsunterricht in den drei oberen Klassen erteilte. Ich kann nicht sagen, daß er uns hierin förderte oder erbaute; er pflegte zu Niemeyers und Brettschneiders Lehrbüchern Anmerkungen zu diktieren, ohne sich durch irgend welche Frage von unserer Auffassung zu überzeugen. Seiner Richtung nach war er durchweg ein Rationalist der alten Schule, der sich wol bei unseren späteren Ferienbesuchen besorgt erkundigte, ob wir nicht in Berlin Mystiker geworden wären. Seine Lieblinge redete er noch in ihrer Studienzeit Du an; es war ein bedenkliches Zeichen, wenn er statt dessen das Sie einsetzte. Aber er hat mir immer großes Wolwollen erwiesen, was ich ihm nie vergessen habe.

So brachte mir die Schulzeit Frucht und Freude; nicht ohne Prüfungen, unter denen der Tod der Schwester die herbste war, verlief sie in jener einfachen Zeit und Umgebung in harmonischem Frieden, dessen stille Bewegung durch den ungetrübten Verkehr mit den Altersgenossen belebt und verklärt wurde. Nicht nur die gemeinschaftliche Begeisterung für Schiller und Sophokles oder ein Rede- und Lesekränzchen, das der Direktor gestattet hatte, führte die gleichaltrigen und gleichgesinnten zusammen; während der zweitägigen mehrmals im Jahre widerkehrenden Marktferien, die in der kleinen Stadt einen ungestörten Unterricht nicht gestatteten, wurden Fußwanderungen durch die Wälder oder nach dem nahen, durch seinen herrlichen Dom bekannten Königslutter unternommen und die Tanzstunde rang selbst den ernsteren unter uns eine fröhliche oder gar eine sentimentale Stimmung ab. Der väterliche Musikunterricht öffnete mir den Eintritt in das Haus des Kreisgerichtsdirektors von Heinemann, mit

dessen fünf Söhnen mich allgemach freundschaftliche Zuneigung verband. Der älteste, Hermann, eben von seinen juristischen Studien heimgekehrt, fand während seiner Vorbereitung zur Staatsprüfung noch Zeit, mit seinem jüngeren Bruder und mir Ossian und Shakspeare in ihrer Sprache zu lesen, auch uns mit anderen zum Turnen und selbst zum Stoßfechten anzuleiten. Noch anziehender war die vertrauliche Herablassung, mit der er uns über allgemeine Fragen unterrichtete und in seine burschenschaftlichen Anschauungen einweihte, so weit diese einem Primaner verständlich waren. Zwei andere Brüder traten in das preußische Heer und haben sich in unseren nationalen Kriegen ausgezeichnet, auch beide den Rang eines Generals erreicht. Der eine lebt noch, ebenso wie der jüngste, Otto, der ein Schüler Rankes und durch historische Forschungen bekannt die berühmte Wolfenbütteler Bibliothek verwaltet. Mein eigentlicher Herzensfreund wurde der mittelste, Ferdinand, der mir auch im Alter am nächsten stand, nach theologischem Studium sich zum Schulamt wendend, mehrfach Mitglied des Reichstages, schließlich hochgeschätzter Direktor des Gymnasiums in Wolfenbüttel, wo er 1881 heimgegangen ist. Nicht nur die Musik und gemeinschaftliche Arbeiten begründeten unseren Verkehr; seine Treue, seine Zuverlässigkeit, die Kraft seines Gefühls, seine reiche Phantasie, die sich schon damals in gelungenen Gedichten bekundete, alles dieses kettete mich je länger desto fester an ihn und wob zwischen uns eine Freundschaft, deren Innigkeit auch später wol eine gelegentliche Trennung des Urteils vertrug, aber nie eine Entfremdung der Herzen zuließ. Er ist mir entrissen, bevor ich ihm räumlich wider näher kommen sollte; aber wie kräftig, wie tröstlich und erquickend lebt sein Bild noch in mir!

Also auch für die Möglichkeit solchen Umgangs verdanke ich das beste meinem Vater, dessen Ansehen die wirksamste Empfehlung war. An äußeren und zerstreuenden Wirkungen

war Gott sei Dank das Leben arm; im Sommer allenfalls auf der Bühne des nahe und schön gelegenen Ferdinandsbrunnens eine Vorstellung der Jungfrau von Schiller oder des Verschwenders von Raimund, an Opern der Freischütz und die Hochzeit des Figaro, alles zum Entzücken der jugendlichen Einbildungskraft, wogegen Aubers Stumme von Portici mit ihrem rauschenden Pathos mich schon damals abstieß. Im Winter Teilnahme an einem Balle, auf dem der schüchterne und zur Unterhaltung ungeschickte Primaner eigentlich nur geduldet war, — das waren etwa die bedeutsamen Ereignisse in einem Leben, dessen gebotene Einfachheit doch keineswegs als ein Druck empfunden wurde, dessen Stetigkeit kein Verlangen nach mehr weckte und dessen Stille die wahre Pflegestätte idealer Anschauungen bildete.

So lief zu Ostern 1836 der dreijährige Aufenthalt in der Prima ab und es trat an den geborenen Preußen die Forderung heran, das Zeugnis der Universitätsreife auf einem preußischen Gymnasium zu erwerben. Hierfür wurde das nächste in Halberstadt gewählt, das damals unter der Leitung des alten, aber kenntnisreichen und feingebildeten Maaß stand, eines Bruders des früheren Hallenser Philosophen. Wir, mein Schulkamerad Wiebeck und ich, wurden von den Lehrern, unter denen die beiden Schmid, der Herausgeber der Horazischen Episteln und der geschickte Mathematiker, und Jordan, der Mitarbeiter an der zweiten Auflage des Orellischen Cicero waren, gütig empfangen und ohne jede Voreingenommenheit behandelt, auch in der Zeit zwischen der schriftlichen und mündlichen Prüfung zu ihrem Unterricht zugelassen. Die Prüfung selbst kam uns leicht vor; die guten Mathematiker der Halberstädter Schule waren uns entschieden überlegen, im Deutschen und den alten Sprachen, in der allgemeinen Bildung und Belesenheit hatten wir den Vergleich nicht zu scheuen. In der Religion zeigte sich dort die gleiche Unwissenheit und Teilnahmlosigkeit wie in Helmstedt. Wenn manche unserer

Geistlichen sich seit Jahren in abschätzigen Urteilen über den Mangel an religiöser Bildung auf unseren Gymnasien gefallen, so hat dies seinen Grund in der Erinnerung an ihre eigene rationalistische Schulzeit. Sie sollten doch bedenken, daß seitdem religiöse Wärme auch in viele gebildete Familien eingekehrt ist, daß der Familiensinn mehr als alle Schule erzieht und daß der Unterricht gerade in diesem Fache die ernsteste Fürsorge der Aufsichtsbehörde und die fruchtbarste Umgestaltung erfahren hat! Freilich verurteilen ist leichter als verstehen, darum aber um nichts erlaubter und jene strengen Sittenrichter sollten vor ihren unbedachten Klagen des achten Gebotes eingedenk sein! Auch in Halberstadt wurde mir, wie es für jenes Alter sich ziemt, die Anknüpfung neuer Freundschaften vergönnt; ich darf unter ihnen die frühverstorbenen Philologen Gacke, Friedrich und Bode und die Mathematiker Menzer und Constantin Frantz nennen, beide philosophisch beanlagt. Der letzte wurde aus einem politisch Radikalen später ein immerhin sonderbarer Projektenmacher und Fahnenträger der Reaktionszeit, so daß selbst Bismarck den Minister O. von Manteuffel vor seinen seltsamen Ratschlägen warnte. Er war und blieb aber immerhin mehr ein Querkopf als ein Augendiener und damals wie auf der Universität hat die Schärfe seines Denkens, sein anfängliches Bekenntnis zu Hegel und seine nachfolgende Kritik desselben anregend und klärend auf mich gewirkt. Alle diese studierten mit mir in Berlin, außer ihnen noch der begabteste und liebenswürdigste, Fritz Ribbentrop, auch ein Mathematiker und Philosoph, dazu ein fertiger Klavierspieler, gleichen musikalischen Geschmacks mit mir, der mir ähnlich wie Ferdinand von Heinemann treu zugetan blieb und, wie ich später erzählen werde, auch auf die äußere Gestaltung meines Lebens einen bedeutsamen und günstigen Einfluß geübt hat.

Die Studienjahre.

Was zog mich nach Berlin? Etwas wol der Glanz der Hauptstadt, die damals noch einfach und still war, immerhin groß und bewegt genug, um für die Besonderheiten des Burschenlebens weder Raum noch Neigung zu lassen. Nach diesen, wie sie mir von älteren Kommilitonen aus Halle, Jena, Göttingen geschildert wurden, empfand ich ohnehin ein nur mäßiges Verlangen. Mehr zogen die Kunstsammlungen, in denen ich die Vorbilder zu den Lehren Lessings zu finden hoffte, und die Möglichkeit musikalischer Weiterbildung nicht nur in der Oper und den großen Ausführungen, sondern auch in den täglichen Gartenkonzerten, die für ein geringes Eintrittsgeld die Symphonien Mozarts und Beethovens brachten, da R. Wagners sinnbethörende Deklamationen noch nicht erfunden waren.

Vor allem lockte aber der Ruhm A. Böckhs, den unser Direktor nur mit Verehrung nannte, durch ihn auch auf F. A. Wolf hinweisend. Hier und da findet sich heut zwar die Unsitte, über Wolf wegwerfend zu reden und doch hat dieser den Alten kongeniale Mann, seiner Zeit von Goethe und Wilh. von Humboldt geliebt und bewundert, erst die Pforten zum Verständnis des griechischen Epos und seiner Entstehung, ja des Epos überhaupt geöffnet. Er und er allein hat die Altertumswissenschaft aus der Enge der Auslegung und der Kritik zu einem Gesammtbilde des antiken

Geistes und Lebens erweitert und, was wir nie vergessen sollten, er hat Deutschland zur Geburtsstätte dieser hohen und idealen Auffassung gemacht.

Was ich bis dahin zum Preise Böckhs gehört hatte, fand ich, so weit mein Verständnis reichte, vollauf bestätigt. Zuvörderst bewunderte ich die Weite seines Ausblicks über das gesammte Altertum; nichts von dem, was Wolf 1807 in seiner berühmten Darstellung der Altertumswissenschaft umspannte, hat er aufgegeben, wenn auch nicht alles mit gleicher Sorgfalt behandelt. Aber er liebte darauf hinzuweisen, daß, was bei Wolf in einem breiten Nebeneinander aufgeführt sei, von ihm begrifflich zu einem einheitlichen Bau zusammengefügt werde. Man kann an seiner Bestimmung der Philologie als der Erkenntnis des Erkannten den gesuchten Ausdruck tadeln; er selbst hat später bekannt, daß er eigentlich keinen Unterschied zwischen Philologie und Geschichte sehe, sofern unter dieser auch die Geschichte des geistigen Lebens verstanden werde. Eben diesen geistigen Inhalt des Altertums in seiner Gliederung und seinem Zusammenhange hielt er uns als das Ziel unserer Wissenschaften vor und er verstand, diesen Inhalt zu Ideen zu verklären und als solche anschaulich zu machen. Die Beharrlichkeit seiner Untersuchungen wurde selbst von denen anerkannt, die sonst einer anderen Richtung folgten, wie denn Aug. Meinecke, ein treuer Schüler G. Hermanns, mir später ohne jeden Vorbehalt und offenbar mit innerer Befriedigung von ihm sagte: er läßt nicht ab, bis er ein klares und zuverlässiges Ergebnis gewonnen hat. Sinn und Liebe für Maß und Symmetrie bildete einen Grundzug seines Wesens; deshalb seine Studien in der Metrik und über Münze, Maß und Gewicht der Alten. Alles was klar war und sich berechnen ließ, zog ihn an; daher seine Untersuchungen über Zeitrechnung, die uns freilich ferner blieben, und eben so wurde sein unsterbliches Verdienst um die griechische In-

schriftenkunde zwar von uns bewundert, aber nur von wenigen in eigener Arbeit verfolgt. Wenn nicht aus derselben Quelle so doch zu ihrer notwendigen Ergänzung floß seine begeisterte und doch so gründlich abgeleitete, so klar umgrenzte Liebe zu Platon, mit der er auch uns zu füllen verstand. Widerholt habe ich wargenommen, daß große Geister, deren Arbeit nach strengster Methode auf beweisfähige Klarheit abzielte, daneben das Verlangen nach transscendentalen Anschauungen gleichsam als notwendiger Ergänzung ihrer Begriffswelt empfanden.*) So zogen Böckh die platonischen Ideen an, die er doch aus dem Wesen und der Entwickelung der Philosophie überhaupt abzuleiten verstand. Ja eben dieses stetige Verlangen nach begrifflicher Klarheit hat ihn vielleicht stärker, als gerechtfertigt war, zum Anschluß an seinen Lehrer und Freund Schleiermacher vermocht, mit dem er auch die allmähliche Abfassung der platonischen Schriften systematisch aufzubauen unternahm. Aber es war ein reicher und zugleich belehrender Genuß von ihm, dem treuen und innerlich befriedigten Nachbilde der attischen σωφροσύνη, den Zweck und Gedankengang der platonischen Dialoge in voller Anschaulichkeit und unter eigener bis zum Mitleben gesteigerter Begeisterung dargelegt zu hören. Auch zu Pindar zog ihn nicht nur dessen hohe fast priesterliche Weihe, sondern auch sein rhythmischer Strophenbau, dessen Verständnis uns Böckh zuerst erschlossen hat. Sehr bezeichnend für seine Denk- und Arbeitsweise ist seine Schrift über Philolaos, deren Bedeutung über den späteren Forschungen mehr als billig vergessen wird. Die sprachliche Erklärung trat bei ihm mehr zurück, als bei Wolf, Hermann und Lobeck, obschon seine Behandlung der Inschriften auch großen sprachlichen Scharfsinn bekundet. Gegen die griechische Urzeit verhielt er

*) So später bei dem großen mathematischen Physiker Franz Neumann in Königsberg.

sich ziemlich gleichgiltig, gegen die Mythologie und auch gegen Sprachvergleichung, die noch in ihren Windeln lag, abwehrend, weil er hier festen Boden und klare Normen vermißte. Die kritisch gesichtete Gelehrsamkeit in Lobecks Aglaphamus erkannte er voll an, ohne von ihrem negativen Ergebnis befriedigt zu sein. Dagegen brachte er der aesthetischen Würdigung der Dichter eben so viel Neigung als Verständnis entgegen. Man mag an der von ihm beeinflußten scenischen und musikalischen Ausstattung der Antigone, seines Lieblingsstücks, noch so viel tadeln; aber ihre Aufführung trug reiche Anregung und Frucht in weitere Kreise. Vor allem war es die innere Geschichte des griechischen Geistes, die er vor uns in den Vorlesungen über griechische Litteratur und Altertümer, aber auch in der Einleitung zu Platon nicht nur in analytischer Ableitung sondern bis zu idealer Nachgestaltung entfaltete, ich denke nicht nur zu unserer Belehrung sondern auch zu unserer Erziehung. Wie töricht, in dem realistischen Ansturme gegen unsere Gymnasialbildung sich auf eine misverstandene und aus dem Zusammenhange gerissene Stelle aus einer seiner Reden zu berufen (Kl. Schr. I, 142), da doch in eben derselben wie in vielen anderen Reden*) der Bann auf die

*) Kl. Schr. I, 143; 75: „Quoniam Graeci et Romani eas potissimum artes excoluerunt, quibus summa humanitatis comprehenditur, atque imprimis perfectissimam orationis formam exemplis nunquam perituris docuere, his exemplaribus, ut ait poeta, nocturna diurnaque manu versandis hominem eximie formari quivis largietur." Und S. 106: Quae antiquis litteris in educanda iuventute praerogativa tribuitur, hoc imprimis fundamento niti videtur, quod, quidquid recens aetas protulit eximii, non desierunt veteres potissimum scriptores classici esse, tenerique animi iis, quae optima sunt, debent imbui, ut pulcherrimis formis repleantur. — Tempus probat omnia; tempore veteres illi scriptores probati sunt; et saeculorum iudicium in iis praesertim, quae publice instituuntur, haud minimi faciendum est, nec quidquam temere novandum. Über den Wert der Altertumsstudien für unser heutiges Wissen vgl. ebendort S. 143.

Verächter des Ideengehalts in den Alten und auf die Feinde unserer klassischen Erziehung gelegt wird.

Ueber meinen zeitraubenden philosophischen Studien habe ich Lachmann, den G. Hermann pries und A. Meineke liebte, sehr zu meinem Leidwesen erst später kennen und würdigen lernen; er fühlte sich im Gegensatz zu Böckh, dessen notwendige Ergänzung er doch für die philologische Jugend bedeutete. In den Vorlesungen wie in seinen Schriften methodisch streng und zuverlässig, aber scharf und absprechend, wie z. B. seine Abhandlung über die homerischen Lieder beweist, war er innerlich eher weich und ist allezeit als ein unabhängiger und ehrenwerter Charakter geschätzt. Von Zumpt erhielten die Hörer nur Stoff; für uns andere genügte die Kenntnis seiner Hefte, die uns allerdings über das Tatsächliche in der Litteratur und im Staatswesen belehrten. In hohem Maße regte der geistvolle J. G. Droysen an; ich verdanke seinen Vorlesungen über Aristophanes viel für das Verständnis sowol dieses Dichters als des attischen Lebens, wenn auch seine Auslegung, vielleicht nur aus jugendlichem Übermut, von Willkür nicht frei war. Ich sollte später in Frankfurt seine Standhaftigkeit und seine vaterländische Zuversicht, die ihn auch in trüben Zeiten nie verließ, noch besser kennen und verehren lernen. Toelkes Vorlesung über alte Kunst war reich an Stoff und Betrachtungen, aber nicht eben erwecklich, wogegen ich seine im Lessingschen Geiste geführte Untersuchung über das Relief mit Belehrung und Genuß las. Belehrung und Wegweisung verdanke ich auch Gerhard in der antiquarischen Erklärung des Pausanias und Panofka in der Anleitung zur Vasenkunde, die er in der Sammlung des Museums gab.

Hiermit ist der Umkreis meiner philologischen Studien umschlossen; ich brauche wol nicht zu sagen, daß sie durch das Lesen der Alten, unter denen mich damals Platon und Lucian, Cicero und Horaz besonders anzogen, unterstützt und ergänzt

wurden. In der Theologie habe ich, mehr zur Befestigung meiner hebraeischen Sprachkenntnis, nur die Auslegung der Psalmen bei Vatke gehört, dessen persönliche Freundlichkeit vielleicht auch auf dem Umstande ruhte, daß seine Heimat wenige Stunden von der meinigen entfernt lag. Er neigte fast mehr zu Schleiermacher, als zu Hegel, obgleich seine Denk- und Lehrweise in den Formen des letzteren befangen schien. Nach mündlichen, obschon vorsichtig gegebenen Aeußerungen stimmte er zu Strauß, dessen Leben Jesu gerade damals so großes Aufsehen erregte. Vatkes akademischer Einfluß war schon im Niedergang begriffen, nicht ohne Druck, den Hengstenberg und auch Neander ziemlich unverholen auf die Studenten ausübten. Die Ergebnisse seiner gelehrten Untersuchungen über den Pentateuch sollten erst nach langen Jahren durch Wellhausen eine Auferstehung erleben.

Mehr als die Theologie nahm die Philosophie meine Zeit in Anspruch, ja mehr als sich mit den strengen Forderungen der Philologie vertrug. Ich hatte und nahm nachher Anlaß, meine Kenntnis der alten Sprachen und Schriftsteller zu erweitern und zu vertiefen; wie heilsam ist doch hierfür die Nötigung der eigenen Unterrichtserteilung! Aber nach der Philosophie war meine Sehnsucht schon auf der Schule teils durch Schiller, insbesondere aber durch einen älteren Mitschüler Knoch geweckt, der sich gedrungen fühlte, in seinen Ferien mich und andere mit der Begeisterung zu füllen, die er für das System Hegels aus Berlin mitbrachte. Dort hörte ich zuerst Gabler, den unmittelbaren Nachfolger Hegels, der dessen Logik genau nach dem Schema des Meisters, aber klar und mit selbständiger Auffassung, gewürzt und erläutert durch Vergleich paralleler Vorgänge aus der Chemie vortrug. Mehr wirkte Karl Werder, der im engsten Anschluß an Hegels Abstraktionen die Selbstbewegung des Begriffs in hinreißendem Vortrage vor uns ausbreitete und in der Geschichte der neueren

Philosophie die notwendige Folge der Systeme aufdeckte. Ich habe dreimal bei ihm Logik gehört und mit großer Förderung an den sonntäglichen Besprechungen Teil genommen, in denen er in etwa sechswöchentlichen Zwischenräumen die von einzelnen Hörern nicht überwundenen Schwierigkeiten, namentlich die Begriffsübergänge in angestrengten drei- bis vierstündigen Erörterungen aufzuhellen bemüht war. Wie lockend war doch eine Philosophie, die Alles, auch die Geheimnisse Gottes und der Schöpfung zu enthüllen, die das innere Wesen der Dinge a priori auch für die abzuleiten versprach, denen die Kenntnis der tatsächlichen Vorgänge in den einzelnen Fachgebieten abgieng, und die hiermit, was die Hauptsache war, die absolute Macht des menschlichen Geistes feststellte! Auch Werder kannte damals als Zugang zur spekulativen Philosophie, ganz nach Hegelschem Muster, nur die totale Abstraktion oder den Weg durch die Phänomenologie und stritt gegen Schelling, der ganz richtig vor dem reinen Sein ein Seiendes forderte. Später schaltete Werder mit vollem Bewußtsein das notwendige Ich ein und bekannte, daß ein nur logischer Gott ein Widerspruch gegen den Gottesbegriff sei. Da er auch dichterisch beanlagt war, so erklärte sich seine Fertigkeit in der Veranschaulichung der Ideen und seine spätere Wendung zur Aesthetik. In dieses Gebiet führte uns, freilich auch nach Hegel, aber mit reicher Kenntnis der Kunstwerke, der liebenswürdige Hotho ein, wobei mir der eifrige Besuch der Gemäldesammlung sehr zu Statten kam; ich brachte es hierbei doch zu einer leidlich klaren Auffassung der verschiedenen Schulen und Zeitalter. Überhaupt gehört die Aesthetik zu dem Bleibenden in dem System Hegels, weil er, der Zeitgenosse Goethes und Schillers, hier verstanden hat, seine Kategorieen mit lebendigen Anschauungen zu begleiten, und der Phantasie neben dem zergliedernden Verstande die gebürende Stelle einräumt. Immer noch halte ich, zumal nach Vischers großartiger Ausführung, die von

Hegel im Anschluß an Lessing und Schiller aufgestellten Normen für die sicherste Hinweisung zum Verständnis der Kunst. Eduard Erdmann hörte ich in meinem ersten und seinem letzten Berliner Halbjahre über Unsterblichkeit der Seele; damals blendete den Anfänger der Glanz und der Witz seiner Vergleiche, deren rhetorische Natur ich erst später erkannte.

Wenn sich, abgesehen von Platon, auf diese Vorlesungen und auf die eifrige Beschäftigung mit der Hegelschen Encyklopaedie meine philosophischen Studien während der Universitätszeit beschränkten, so verzehrten doch die Bemühungen um das Verständnis Hegels und die hierüber oft genug bis in die Nacht fortgesetzten Gespräche mit gleichstrebenden Freunden viel Zeit. Wie ich später eingesehen, bestand die Schwierigkeit hauptsächlich in der Aufgabe, das Unbegreifliche zu begreifen. Denn die vermeintliche Identität der Begriffe ist eine Selbsttäuschung, zu der der Meister durch das Bemühen verleitet sein mag, die Masse der zudringenden Vorstellungen begrifflich zu bändigen, und ihre Selbstbewegung, welche sich aus der Erfüllung ihres innersten Wesens ergeben sollte, ist unmöglich, da identische Begriffe weder in einander übergehen noch sich differenziieren können. Ich werde dies nochmals zu erwähnen haben. Gleichwol möchte ich nichts von meiner damaligen Geistesarbeit missen und beklage den Zeitaufwand nicht; ich weiß, was ich Hegel in der steten Hinweisung auf das Ideal wie in der strengen Schulung des Denkens schulde und wie sehr er mich später im Verständnis des Aristoteles gefördert hat. Auch ist es unrecht, ihn für Folgerungen verantwortlich zu machen, deren Wurzeln in seinem System liegen mögen, die er aber begrifflich und sittlich von sich gewiesen haben würde, und noch jetzt empfinde ich peinliches Misbehagen, wenn ihm, der in Allem Gott suchte, der spätere Atheismus von denen aufgebürdet wird, die seinen Gedankenbau nur oberflächlich aus dritter Hand kennen.

Meiner religiösen Denkart hat er bei seiner unablässigen Richtung auf das Absolute, d. h. auf Gott als den Quell und das Urbild aller sittlichen Freiheit, eher genützt als geschadet, da er mich zur Vertiefung zwang und hiermit zur Überwindung von Zweifeln befähigte, die keinem denkenden Christen fern bleiben.

So weit bin ich der Universität für meine wissenschaftliche Ausbildung verpflichtet; wie dankbar bin ich meinem Vater für die großen Opfer, durch die er mir den Besuch Berlins ermöglicht hat! Allein der Einfluß der damals noch bescheidenen und doch durch hohe Bildung ausgezeichneten Hauptstadt auf meine Erziehung erstreckt sich viel weiter. Kam ich mit einer für einen Schüler leidlichen Belesenheit, so konnte ich jetzt, so weit die schmalen Mittel reichten, die Hauptwerke unserer Dichter mit Verständnis und Würde aufgeführt sehen; welchen Eindruck machte Don Carlos und Wallenstein, und was edler Vortrag auch bei seelischer Erregung bedeute, machte uns die hierin nie wider erreichte Frau Krelinger in der Rolle der Gräfin Orsina, der spanischen Königin Elisabeth oder der Gräfin Terzky klar. Ich darf wol sagen, daß wir nach solchen Vorstellungen edler an Phantasie und Gemüt heimgiengen. Und wie erleuchtete und ergriff uns später der Faust mit Seydelmann oder Döring als Mephisto und mit Marie Seebach, die als Gretchen selbst trockene Gelehrte zu Thränen rürte! Als ich nach mehr als vierzig Jahren Berlin wider besuchte, fand ich die Auffassung dieser und anderer Rollen, ja die ganze Spielweise völlig verändert, ich will nicht grade sagen, verschlechtert. Aber die Darsteller waren vom Kothurn in die Bewegung des Tages hinabgestiegen und die frühere ideale Selbstbemessung, welche die Leidenschaft auszudrücken und zugleich zu verklären verstand, war einer unruhigen Derbheit gewichen, die an lebhafter Farbe gewonnen haben mochte, was sie an der Feinheit der Umrisse und an

Durchsichtigkeit eingebüßt hatte. Fast noch anregender wirkte das Theater in der Musik; mit welchem Entzücken sahen wir die bunten Figuren und hörten die köstlichen Klänge im Sommernachtstraum, vielleicht das beste, jedenfalls das lieblichste, das Felix Mendelssohn erdacht hat. Aber höher führte uns Gluck, dessen Opern gerade damals durch den Gewinn einer begabten Sängerin, des Fräulein von Faßmann, wider darstellungsfähig geworden waren und in deren Dienst sich auch Bader und Mantius stellten. Diesen, den reinsten und edelsten Tenoristen unter allen, die ich je gehört, durfte ich zu jener Zeit im Don Juan und der Zauberflöte, noch mehr später als Evangelisten in Bachs Matthaeuspassion bewundern, deren Erneuerung Mendelssohn zu danken war. Auch ich lernte Bach, den größten aller Tondichter, erst bei meinem zweiten Aufenthalte in Berlin würdigen, wo mich seine Motetten und sein woltemperiertes Klavier fesselten. Und was ich an Begeisterung für Grauns Tod Jesu und Mozarts Requiem aus den Schilderungen meines Vaters mitbrachte, das gewann nun in widerholtem Anhören Leben und wurde zu einem kraftvollen Gliede meiner Empfindung nicht nur in der Musik, sondern in der Kunst überhaupt. Ja selbst die lustigen Weisen, mit denen die täglich aufziehende Wachtparade in Märschen und Tänzen unsere Ohren ergetzte, setzten sich im Gedächtnis fest und wurden von dem späteren Hauslehrer in anderen Kreisen verwendet.

Ich habe schon erwähnt, daß Halberstädter Freunde teils gleichzeitig, teils bald darauf nach Berlin kamen. Diese zweiten hatten ihre Studien fleißig in Halle begonnen und brachten aus Bernhardis Vorlesungen philologische Schulung mit, so namentlich der feinsinnige und gelehrte Horazkenner Herm. Garcke, der später lange Jahre am Hallischen Pädagogium mit Erfolg lehrte und als Professor in Altenburg starb. Andere waren dort durch Ed. Erdmann in das System Hegels

eingeweiht, von dessen Schranken sich indes der selbständig denkende Const. Frantz bald befreite. Seine Kritik der neueren Philosophen war einseitig, aber anregend, seine früh geschriebene Philosophie der Mathematik ist wol vergessen, obwol sie von Schaller anerkannt wurde. Er gieng bald vom Lehrerberuf zur Journalistik über und wuste sich den Zugang zu höheren Stellen zu eröffnen; über seine politischen Quersprünge ist schon geredet. Später kam Menzer mit guten mathematischen Kenntnissen aus der Schule Sohnckes und Rosenbergers; für die Philosophie wurde er erst in Berlin gewonnen. Viel verkehrte ich mit Wilh. Sternberg, einem scharfsinnigen, auch für philosophische Fragen offenen Juristen, dem späteren Bürgermeister Stettins, zeitweilig auch mit dem Philologen Martin Hertz, ohne daß sich hieraus ein näherer Umgang ergeben hätte.

Am nächsten kam ich den drei Brüdern Ribbentrop, Söhnen eines bemittelten Domainenpächters zu Hornburg in der Provinz Sachsen. Der älteste, Edmund, ein begabter und sehr fleißiger Mediziner, auf den Dieffenbach und Böhm große Hoffnungen setzten, starb leider früh an den Folgen früherer Lungenentzündungen. Der dritte, Karl, trat bei der Garde-Artillerie ein, zeichnete sich im Schleswigschen Feldzuge 1864 aus und starb in hohen Jahren als Generallieutenant a. D. Mein eigentlicher Studien- und Herzensfreund neben dem früher genannten F. von Heinemann wurde der mittlere Bruder Fritz. Er wandte sich zunächst der Mathematik und den Naturwissenschaften, bald aber mit voller Kraft der Philosophie zu, in der er wie wir anderen, aber mit größerer Entschiedenheit, auch wol mit besserem Verständniß zu der Fahne Hegels schwur. Die Zweifel an dessen Lehre sind ihm schon in Berlin gekommen; er gieng deshalb nach seiner Promotion über den **νοῦς** bei Aristoteles nach München, um Schelling zu hören. Durch diesen wurde er zwar in seinen Zweifeln weiter geführt,

aber nicht für dessen neuere, die sogenannte positive Lehre gewonnen, immer aber in seinem Vorhaben bestärkt, sich dem akademischen Lehramt für das Fach der spekulativen Philosophie zu widmen. Nicht nur durch die gleiche Liebe zu dieser Wissenschaft, sondern ebenso durch gemeinsame Übungen in der Musik und durch die gleichartige Geschmacksrichtung in dieser Kunst wurden wir einander mehr und mehr verbunden. Vor allem war es aber sein idealer Sinn und die Wärme und Treue seiner Freundschaft, welche uns an einander ketteten und im täglichen Austausch der Gedanken und Gefühle unsere gegenseitige Zuneigung nährten und befestigten.

Unser Freundeskreis fand sich im Sommer ab und zu in einer höchst einfachen Gartenwirtschaft zusammen, von wo wir spät Abends durch den Tiergarten unter lautem Gesang Körnerscher Lieder heimwanderten, als ob das Volk demnächst aufstehen und der Sturm losbrechen sollte. Wir kümmerten uns hierbei nicht um die Wächter der öffentlichen Sicherheit, wurden aber von diesen, die Wahrheit zu gestehen, mit gleicher Verachtung behandelt; die Zeiten waren eben trotz allen politischen Geredes weit harmloser. Im Winter vereinigten wir uns in einer Bierstube, in der Regel wöchentlich einmal, sei es zu studentischem Scherz und Gespräch oder öfter zu angeregter Erörterung der Fragen, die uns in Wissenschaft und Kunst, auch in der Tageslitteratur bewegten. Korps und Landsmannschaften bestanden damals in Berlin nicht; aber sie wären uns auch völlig entbehrlich, ja für die Weite des jugendlichen Verlangens hinderlich gewesen. Bei aller Eingewöhnung in die Kategorien Hegels, bei aller Verehrung Böckhs wusten wir uns von den Fesseln einer Schule frei; ich darf versichern, daß Niemand unter uns sich durch Prüfungssorgen befangen ließ und daß, wie viel wir in unserem Übermut und unserer Unwissenheit irrten, unsere Entwickelung sich in Freiheit vollzog.

Andere Sorgen bedrückten mich freilich öfters; bei aller

väterlicher Hilfe waren die Mittel zum Lebensunterhalt, mehr noch zur Anschaffung der unentbehrlichen Handbücher nicht selten weniger noch als knapp und unter diesem Mangel litten auch meine Fortschritte in der Wissenschaft. Das Studium der Philologie ist für Arme in mehr als einer Hinsicht bedenklich; sogar große Geister haben diesen Druck empfunden und Lobeck klagt über die Penia, quam quidam μονσομήτορα perhibent, plerique novercam.*) Auch für weiteren Verkehr ist die Dürftigkeit hinderlich; sie hat mich, wenn auch in törichter Weise, von dem Eintritt in Familien abgehalten, zu denen sich sonst der Zugang geboten hätte. Hierzu kam die Trauer über den Tod der Mutter, deren Gesundheit seit dem Verluste der einzigen Tochter und durch anderen Kummer gebrochen war. Ihre Todeskrankheit rief mich im Herbst 1837 heim und ihr Abscheiden verdüsterte das folgende Winterhalbjahr, in dem die Arbeitszeit und die Arbeitsfreude freilich auch durch die aus Ersparnisgründen übernommene Aufsicht über ein Schülerpensionat verkümmert wurde. Auch in dem letzten Studiensemester wurde ich gegen unentgeltliche Wohnung mit der Aufsicht über den Sohn eines Oberförsters aus der Nachbarschaft Berlins betraut; allein ich athmete doch freier und überdies führte mich diese angenehme Verbindung in eine Oberförsterei und auf die Jagd, diente auch in etwas zur Abstreifung meines ungelenken Umgangswesens. Zu unterhalten verstand ich damals nicht, höchstens weise Reden zu halten.

*) In der Vorrede zur zweiten Ausgabe des Ajax.

Der Hauslehrer.

In meinem siebenten Semester fragte mein Freund Fritz Ribbentrop, ob ich in die Familie seines Schwagers Edmund Michaelis, der in der Nähe Ilsenburgs das Rittergut Suderode von dem damaligen Besitzer, Domherrn von Spiegel, gepachtet hatte, als Lehrer seiner Kinder eintreten wolle. Nach einigen Bedenken sagte ich zu, weil ich wuste, daß mein Freund bei aller Liebe zu den Seinigen nie mein Wol außer Augen setzen würde, mehr noch, weil ich zweifelte in meiner bedrängten Lage mit freiem Sinne arbeiten und zu einem befriedigenden Abschluß meiner Studien gelangen zu können; die hierzu erforderliche Muße hoffte ich auch bei gewissenhafter Unterrichtshandhabung dem ländlichen Aufenthalte abzugewinnen. Diese Hoffnung trog freilich, da neben dem Lehramt das Familienleben mich in ungeahntem Maße anzog und mein Denken und Tun zwar höchst woltätig bewegte, aber auch in hohem Grade beanspruchte. So wurde der wissenschaftlichen Arbeit wenig; sonst hat aber jene Tätigkeit, die ich vom Herbst 1839 durch drittehalb Jahre ohne jede Misstimmung und innere Störung fortsetzte, mir weit reichere Frucht gebracht, als ich irgend erwarten durfte, und der immerhin gewagte Entschluß führte in mehr als einem Bezuge zu einem glücklichen Ergebnis.

Das Vertrauen, mit dem mich die Eltern aufnahmen und meinen Plänen zustimmten, mochte ich freilich der guten Nachrede meines Freundes verdanken; es ermunterte aber sehr beim Beginn einer Aufgabe, für deren Lösung ich nicht mehr als den guten Willen und die allenfalls genügenden Kenntnisse, aber weder Unterrichtsübung noch, was wichtiger war,

pädagogische Einsicht mitbrachte. Zwei wolbeanlagte und lebhafte Kinder von acht und sieben Jahren, Clara und Rudolf, fielen meiner Fürsorge zunächst anheim; ich hatte sie in der Religion, der deutschen Sprache, dem Rechnen und einiger anfänglichen Länder- und Geschichtskunde, besonders auch im Klavierspiel zu unterrichten. Für die Tochter trat bald das Französische, für den Sohn das Lateinische hinzu; das jüngste Kind, Anna, hat mich erst später für die Anfangsgründe beschäftigt. Der Unterricht bewegte sich nach meiner Erinnerung mehr im Vortrage als im Wechselverkehr; wie mangelhaft er seiner Art nach war, habe ich erst nach reicherer Übung erkannt und beklagt. Wie sollte auch ein junger Mensch ohne innere Erfahrung verstehen, Kinderseelen zu entwickeln, zumal ihm noch die Klarheit über die erste und oberste Voraussetzung, die Einheit des bildsamen, in verschiedenen Formen und Richtungen sich entfaltenden Geistes abgieng? Oft genug habe ich später gewünscht, meine Aufgabe nochmals mit besserer Rüstung angreifen zu können; auch damals schon war bei mir die Einbildung, daß ich es recht mache, sehr unsicher. Aber ich erfuhr, wie viel Mängel die Liebe zu den Kindern ersetzt; sie schritten fort, sie liebten mich wider und die Eltern nahmen meinen Willen und Eifer für den Erfolg und bewarten mir ihr freiwillig geschenktes Zutrauen. Für den Musikunterricht war ich wol etwas durch die Schule meines Vaters vorgebildet; das Lateinische und Französische lehrte ich nach der Erinnerung aus der eigenen Schulzeit, ohne Kenntnis der fortgeschrittenen Methode und ohne die notwendige Beschränkung des Stoffs; daß man besser tue, im Sprachunterricht nicht vom einzelnen todten Worte sondern von dem lebendigen Satze auszugehen, sollte ich erst später durch eigene Übung erfahren und von Phil. Wackernagel bestätigt sehen. Dem Religionsunterricht hörten die Kinder andächtig, zuweilen auch die Mutter und andere Verwandte mit Zustimmung zu;

gleichwol behielt ich den Eindruck, daß der Lehrer in diesen Stunden mehr lernte als die Schüler. Auffällig ist dies gerade nicht, sondern ein natürlicher Vorgang in dem Leben jedes Lehrers, der seinen Beruf liebt und mit Wärme ausfüllt. Fünf Stunden täglichen Unterrichts strengten freilich anfangs an, so daß ich nachher schmerzenden Kopfes ins Freie gieng; allein bei kräftiger Gesundheit, die mir Gott allezeit erhielt, habe ich dies bald überwunden. Ein gelegentlicher Besuch bei meinem Vater, ab und zu ein Jagdtag oder ein kurzer Ausflug mit der Familie in den Harz unterbrach die sonst regelmäßige Schularbeit; zu längeren Ferien fand ich weder Neigung noch Nötigung; was hätten auch die Zöglinge wol in so unersehnter Muße beginnen sollen?

So wuchs ich inmitten einer reizenden Landschaft bald in eine Familie ein, die in allen Gliedern, die Schwiegereltern Ribbentrop in dem benachbarten Hornburg mit ihren Angehörigen eingerechnet, Sinn und Verständnis für das Edle und Harmonische hatte und bei aller geistigen Selbständigkeit sich über das wahrhaft Schöne in Schrift und Kunst, über feinere Sittlichkeit des Herzens und des Lebens, über vaterländische und religiöse Bewegungen in Erörterungen einließ, bei denen meine grüne Weisheit sehr überschätzt wurde. Aber die stille beiderseitige Gegenwirkung im Verkehr erhöhte die Lust und mehrte das Verlangen; so erhielt und nahm ich bald Anlaß zum Vorlesen aus Lessing, Goethe, Immermann, Shakspeare oder zu einem zusammenhängenden Vortrag über unsere neueren Dichter, zu dem überdies der eben erscheinende Gervinus Stoff und Anregung bot. Es fehlte nicht an harmlosem Scherz, der doch bei aller Heiterkeit sich nie in das Fade verlor; auch die einfache Unterhaltung lieh dem Unbedeutenden eine wärmere Farbe und weckte den Trieb zu weiterem Nachdenken. Gerade in jener Umgebung habe ich mit dankbarer Rürung empfunden, welch ein Reichtum hoher und

sittlich-religiöser Gesinnung in dem Herzen der Frauen ruht und wie sehr wir Männer uns an ihnen und an uns versündigen, wenn wir es verschmähen diesen Bildungsquell zu umhegen und rein zu halten. Ich bekenne dies gern für den lebendigen Verkehr jener Zeit; mit gleichem Danke aber erwähne ich des Genusses und der Belehrung aus dem Lebensbilde der Rahel, das mir damals bekannt und, wie ich nicht zweifle, eben durch jenen Verkehr leichter verständlich wurde. Auch die Musik, für welche alle ein offenes Ohr, der Hausherr auch eine leidliche Fertigkeit besaß, erhöhte die Freuden des Beisammenseins; gar oft haben wir vierhändig Mozartsche Symphonien gespielt oder im Quartett mit der Hornburger Jugend uns an Mendelssohnschen Weisen ergetzt. Wie traulich ist doch das Landleben selbst zur Winterszeit, wenn man mehr nach dem Austausch der Gedanken als nach dem bunten Glanze der Gesellschaft ausschaut! Je beglückender jene Jahre in bewegter Stille dahinfloßen, desto weniger ist aus ihnen zu erzählen. Ach alle diese Freunde und auch beide Schülerinnen sind heimgegangen; nur mein Zögling Rudolf lebt und gedenkt noch meiner.

Ganz fehlte es doch nicht an eigner Arbeit. Die Vorlesungen Hegels über Geschichte der Philosophie und über Aesthetik wurden mit Eifer und Nachdenken gelesen; immer mehr lebte ich mich in seine Lehre ein, die ich noch gläubig hinnahm, zumal seine Stellung zur lebendigen Persönlichkeit, auch zur Persönlichkeit Gottes sich mir noch verschleierte. Aber der umfassende Anspruch der Lehre und ihre nimmer müde Forderung strengen Denkens spornte an, der antike Hauch, der das Ganze durchwehte, die Geistesverwandtschaft mit dem mir allmählich näher kommenden Aristoteles, alles dieses fesselte im eigentlichen Sinne Gemüt und Verstand. Von Aristoteles war zunächst freilich nur die Poetik, auf welche ich durch unsere großen Kunstkenner hingewiesen war, Gegenstand

meiner Arbeit; je rätselhafter diese Schrift in ihrem verstümmelten Zustande und doch je fester ihr Ansehen durch Lessing und Schlegel begründet war, um so stärker zog sie an, zumal die Anwendung auf den damals fleißig von mir widergelesenen Sophokles sich von selbst aufdrängte. Kein Bild von dem Zusammentreffen des Widererkennens und des tragischen Umschwungs wirkt in den Dramen aller Zeiten so belehrend und erschütternd, wie im König Oedipus und so empfing meine Liebe zum Altertum, dessen Erzeugnisse Erregung und Ebenmaß des Gefühls, Herbheit und Schönheit der Formen in ausgleichendem Verein darstellen, immer neue und reichere Nahrung. Wie hat diese der Kunst unentbehrliche Harmonie von Klarheit und Leidenschaft, von Stärke und Maß unseren Dichtern und Malern entschwinden, ja wie hat sie in ihrem reichen Werte und ihrer Bildungskraft selbst von solchen verkannt werden können, die sich Philosophen nennen und mit ihrer Erkenntnis brüsten!

So schwanden die Jahre in stillem Reichtum, in Selbstbildung und in Übung der jungen Lehrkraft rasch dahin, und als ich 1842 zur Erledigung der soldatischen Dienstpflicht abbrechen mußte, kehrte ich wenn auch nicht viel gelehrter, doch weit reifer nach Berlin zurück. Der Abschied war schwer, ich darf sagen für alle Teile; aber die Verbindung blieb, sie wurde zu herzlicher, nie getrübter und bis zum Lebensende nie gelöster Freundschaft, die durch Briefe und häufige Besuche unterhalten und immer wider gekräftigt wurde. Es gehört zu den Woltaten meines Lebens, daß später meine geliebte Frau in eben dem Kreise, den ich jetzt verlassen sollte, Freundschaft und Verständnis fand, und zur Befestigung des Bandes hat sicher beigetragen, daß mein Jugendfreund Ferdinand von Heinemann meine Aufgabe in jenem Hause fortsetzte, ja daß er ihm durch seine Ehe noch inniger verbunden wurde.

Rückkehr nach Berlin und Abschluß der Vorbildung.

Meine Verpflichtung zum Kriegsdienst erledigte sich nach einigen Zwischenfällen durch die Erklärung der ärztlichen Behörden, daß ich wegen starker Kurzsichtigkeit und Anschwellung der Schilddrüse zum Eintritt in das Heer untauglich sei. Heute würden beide Übel, die mich im weiteren Leben wenig belästigt haben, kaum zur Lossprechung hinreichen; damals genügte die Zahl der Cadres nicht, um den Überfluß der Dienstfähigen aufzunehmen. Die Befreiung von dem überdies kostspieligen einjährigen Dienst kam mir wegen der bevorstehenden Prüfungen sehr gelegen; später habe ich oft und schmerzlich den Mangel soldatischer Ausbildung beklagt, da sie mich bei meiner Teilnahme für die Heereseinrichtungen und im Verständnis der vaterländischen Kämpfe wie der Kriegsgeschichte überhaupt wesentlich unterstützt haben würde. Nun war die Bahn frei für straffe Arbeit, nach der ich wahrhaft hungerte. Durch die Güte meines bisherigen Hausherrn hatte ich die Mittel zur Erwerbung des Doktorgrades erhalten; dies war mir auch deshalb erwünscht, weil ich mir den Gegenstand der Promotionsschrift selbst wählen durfte und im Falle des Gelingens der schriftlichen Arbeiten für die spätere Staatsprüfung überhoben war. Um so mehr traf dies zu, wenn die Abhandlung den Forderungen in zwei Fächern gerecht wurde, was gerade meiner Absicht und meinen Vorarbeiten entsprach. Denn schon während der Hauslehrerzeit hatte ich mich mit der

Lehre von der Kunst sowol geschichtlich als theoretisch befaßt; konnte ich nun den Begriff und die Bedeutung der Kunst durch das System des Aristoteles im Anschluß an seine Poetik verfolgen, so durfte ich hoffen, den gesetzlichen Vorschriften und meiner Neigung zugleich zu genügen. Zudem vermied ich hiermit eine Gefahr, die freilich nur in meiner törichten Einbildung vorhanden war; ich besorgte, daß mein Hegelianismus mir bei Trendelenburg, dem Gegner Hegels, schaden könne, was doch bei diesem ehrenhaften Manne ganz ausgeschlossen war.

Ich wandte mich also der Durchforschung des Aristoteles, zunächst seiner aesthetischen, rhetorischpolitischen und psychologischen Schriften mit vollem Eifer und wachsendem Verständnis zu; für die Psychologie und für die Auffassung seines Sprachgebrauchs war die gründliche, wenn auch etwas umständliche Ausgabe Trendelenburgs von großem Nutzen. Ebenso wichtig war die Teilnahme an einem Seminar, in welchem dieser Gelehrte von etwa zwölf Mitgliedern das zehnte Buch der Nikomachischen Ethik und das erste der Metaphysik nach strenger Methode erklären ließ. Ich darf sagen, daß für die grundsätzliche Auffassung des ganzen Systems Hegel, für das Verständnis des Einzelnen Trendelenburg mein Führer war.

Wie schon erwähnt, hörte ich daneben noch zweimal die Vorlesungen Werders über Logik; wenn er in ihnen noch dem Schema Hegels folgte, so begann doch schon bei ihm in leisen Anfängen die Befreiung von den Fesseln des Systems. Genauer zu reden trat bei ihm mehr und mehr die Einsicht zu Tage, daß bei Hegel die Begriffe von konkret und abstrakt künstlich mit einander vertauscht seien und daß es seiner durchweg metaphysischen Anschauung an realem Sein, insbesondere an der Idee einer schöpferischen und lebendigen Persönlichkeit mangele. Allmählich bin ich diesen Spuren nachgewandelt, ohne doch je, auch heute nicht, zu verleugnen, wie sehr ich durch Hegel neben der Aesthetik und der Geschichte der Philo-

sophie auch in der Philosophie der Geschichte gefördert bin. Auch auf diesem Gebiete ist ja die Gefahr willkürlicher Konstruktion nicht immer vermieden, allein zur Anregung wie zur Sammlung des jugendlichen Geistes ist eine verfehlte Konstruktion besser, als gar keine. In eben diesem Zusammenhange habe ich auch erst die Methode Baurs und der Tübinger Schule verstanden und das stetige Hindrängen auf Gotteserkenntnis, wenn auch in der Form des ruhenden, mindestens des überweltlichen Absoluten, hat mich immer im Reiche der Ideen festgehalten.

Denn nun war ich gezwungen, mich nach der Geburtsstätte des Systems nicht nur bei den Alten sondern auch bei den unmittelbaren Vorgängern Hegels, bei Kant, Fichte, Schelling umzusehen. Durch Kant wurde ich über die Bewegung und die Grenzen des Verstandes aufgeklärt und von der Einbildung auf die Allmacht des menschlichen Denkens geheilt, durch Fichte trotz der Gewaltsamkeit seiner Lehre zu Gott, dem Schöpfer der Geister und dem Quell aller Sitte geführt. Denn es war bald zu sehen, daß die Schöpferkraft, welche er anfänglich der moralischen Weltordnung und dem einzelnen Ich, wenn auch in seiner Identität mit allen übrigen Ichs, beizulegen schien, unweigerlich die Idee des absoluten und schlechthin lebendigen, eben deshalb auch seligen Ich, d. h. die Gottesidee hervorrufen mußte. In dieser Auffassung wurde ich besonders durch seine Anweisung zum seligen Leben und mehr noch durch seine nachgelassene Staatslehre mit ihrer Auslegung des Christentums unterrichtet und bestärkt. Die Frage der Erlösung störte mich damals wenig, da ich sie vornehmlich in dem Erkennen suchte; sehr kurzsichtiger Weise, weil doch Fichte in dem letzten Abschnitt beider Schriften sich nachdrücklich, wenn auch sicher nicht erschöpfend, über Sünde und Sündhaftigkeit äußert. Aber um seine diesfällige Lehre völlig beurteilen zu können, hätte es einer zureichenderen Ein-

sicht in den Ursprung der Sünde und das Wesen der Freiheit bedurft, als Fichte mit seinen sittlichen Forderungen und Schelling mit seiner Abhandlung über das Wesen der menschlichen Freiheit als einer Selbstschöpfung des präexistenten Ich mir zu bieten vermochten. Ich gestehe willig, daß ich noch heute über die Entstehung der Sünde, wie über die Möglichkeit und die Grenzen der Freiheit eine zwingende philosophische Erklärung nicht zu geben vermag. Selbst die Theologie verlangt zwar den Glauben an das tatsächliche Vorhandensein beider, was auch für das sittliche Verhalten genügen mag, weiß aber den Grund dieser Tatsachen auch nur symbolisch oder in Form der sittlichen Forderung anzugeben.

Anders wurde mein Verhältnis zu Schelling, dessen früheste Abhandlungen ich mit Entzücken gelesen, dessen späteren Hochmut gegen Hegel ich bis dahin nicht genügend gewürdigt hatte. Darin hatte er, wie schon bemerkt, Recht, daß er vor dem Sein ein Seiendes, die Person vor dem Objekt verlangte, das doch nicht aus sich selbst entstehen konnte; auch wird er sich dieses Unterschiedes von Hegel früh bewußt gewesen sein. Allein seine Erklärung der Entstehung, nicht der Schöpfung, der Welt aus dem Urgrunde oder Ungrunde war und blieb eine Phantasie und seine Identitätslehre ist auch mehr eine Zumutung, die nichts beweist, und kann, ähnlich wie Fichtes Setzung des Nichtich durch das Ich, eher geglaubt als abgeleitet werden. Die intellektuelle Anschauung habe ich schon damals als eine hervorragend fruchtbare Form der Geistestätigkeit begriffen; allein sie ist im Grunde eine Entdeckung Fichtes, die Schelling nach seiner Art besonders aufgeputzt hatte. Allezeit hat seine Lehre mehr dichterische, als kritische Stärke erkennen lassen; zudem fehlt ihm, wie freilich allen Romantikern, die Ethik in hohem Grade. Hierin besonders wurzelt sein Gegensatz gegen Fichte, der beide großen

Geister klar einander entgegenstellte und von beiden mit verletzender Schärfe ausgesprochen wurde. Indes möchte dies alles auch streitig sein; aber was ich aus seiner Abhandlung über die Kabiren wußte und in seinen Vorlesungen über die Philosophie der Mythologie hörte, das mußte den Philologen abstoßen. Daß ein Geist von der Fülle und der Bildung Schellings sich auf die Verworrenheiten Creuzers berief und die mythologische Forschung an den flüchtigen Einfällen G. Hermanns maß, ohne im Jahre 1842 O. Müllers vorsichtige Scheidung der Quellen und Zeiten oder Lobecks großartige Gelehrsamkeit und Schärfe auch nur zu erwähnen, verriet entweder eine grobe Unwissenheit oder eine künstliche Verachtung der Kritik, die Lobeck ebenso verächtlich, aber mit besserem Grunde abgewiesen hat.*) Fast schlimmer noch und bedrückender war, daß er in seiner Erfindung eines successiven Polytheismus die Entwickelungsformen der Dionysosmythen als tatsächliche Vorgänge und als lebendige Gestalten der Gottheit beschrieb, ohne des zeitlichen Wandels in den Gottesvorstellungen und der Verschiedenheit der Volksstämme überhaupt zu gedenken.

Alles dieses, was wir lasen und hörten, wurde unter den Freunden rückhaltlos und mit Eifer durchgesprochen; galt es doch nach unserer jugendlichen Meinung, auf diesem Wege auch der höchsten transscendenten Wahrheit nahe zu kommen, wo nicht gar sie zu enthüllen. Daneben gab es mit anderen, unter denen ich besonders meinen lieben langjährigen Genossen im Schulratsamte Wehrmann nenne, frohe Arbeit in den Klassikern. Platon und Aristoteles gehörten so zu sagen zum nächsten Handwerk, die Tragiker und Lyriker zum Genuß, aber auch um sattelfest in die Prüfung zu gehen. Welche Herzensfreude, als Böckh sich mit voller Befriedigung über

*) Aglaopham. P. 1109 „Qui postea (de Cabiris scripserunt) interpretando omnia obscuriora fecere“.

meine Promotionsschrift*) äußerte, und welche Genugthuung, als ich auf Trendelenburgs Fragen im Rigorosum den Gedankengang in Kants Kritik der Urteilskraft und in der nachfolgenden Staatsprüfung die Lehre Platons über das sittlich Gute nach dem Philebus in zusammenhängender Rede zu seiner Zufriedenheit widergeben konnte. Überhaupt habe ich mich meiner Examinatoren, des bequemen Gesprächs mit Böckh und Zumpt, der geschickten und zugleich billigen Frageweise Meinekes, nur dankbar zu freuen; sie verstanden zu fragen und zu hören, was sich von dem etwas ungewandten Twesten in der Religion nicht in gleichem Grade rühmen ließ. So kam es 1843 zu einem glatten Verlauf beider Prüfungen über mein Hoffen hinaus.

In diese fruchtbare Arbeitszeit fielen noch zwei Ereignisse, welche tief in mein Leben eingriffen, das eine eine Quelle reichen Segens, das andere von erschütternder Wirkung. Durch gemeinschaftliche Freunde hatte ich Zutritt zu der Familie des Professors Pfund am Joachimstalschen Gymnasium erlangt: beide Eltern aus dem Umgangskreise Schleiermachers, die Mutter fein und vielseitig gebildet, dazu der größten Opfer fähig, der Vater aus einem Predigerhause, Zögling des grauen Klosters unter Gedicke und seit jener Zeit bis zum Tode mit dem späteren Landesdirektor von Kröcher in treuer Freundschaft verbunden, die sich in gleicher Herzlichkeit auf die Kinder fortgesetzt hat. In Halle war er neben theologischen Studien ein tüchtiger Schüler F. A. Wolfs geworden und gehörte mit Aug. Böckh dem Kreise an, der in den Lauchstedter Aufführungen Goethescher und Schillerscher Dramen, wie in persönlicher Anschauung dieser Geisteshelden ideale Gesinnung für das Leben gewonnen hatte. Der älteste Sohn Theodor hatte gleichzeitig mit mir Metrik bei Böckh

*) De artis notione ac vi apud Aristotelem, 1843.

gehört, dann aber sich der quellenmäßigen Beschäftigung mit den römischen Sacralaltertümern zugewendet, sehr fleißig und kenntnisreich, was ihm in seinem späteren Berufe an der königlichen Bibliothek und dem hierdurch bedingten Verkehr mit den Berliner Gelehrten sehr zu gute kam, dazu von einer seltenen Bescheidenheit und Herzensreinheit. Die Bekanntschaft führte bald zu vertraulichem Verkehr; kurz ich fand in der zweiten Tochter des Hauses Bertha meine künftige Lebensgefährtin. Eigentlich war es nicht eben rücksichtsvoll, ein solches Wesen an meine unsichere Zukunft, sogar schon vor Vollendung der Staatsprüfung zu ketten; sie hat mein Wagnis durch ein langes Leben voll Liebe und Treue gerechtfertigt.

Etwas später erhielt ich zu meiner Bestürzung die Mitteilung, daß mein Freund Fritz Ribbentrop, den ich mit der Abfassung seiner philosophischen Habilitationsschrift beschäftigt wußte, plötzlich seine Arbeit und sein ganzes Vorhaben aufgegeben habe, weil er durch die Bibel von der Vergeblichkeit, ja Sündhaftigkeit solchen Strebens überzeugt worden sei. Als ich zu ihm eilte, fand ich diese Nachricht durchaus bestätigt: der Herr habe den Verstand der Verständigen verworfen und somit sei völlige Umkehr geboten. Ich hatte immer die Schärfe und Eindringlichkeit seines Verstandes als mir weit überlegen anerkannt; aber seine Gegenrede gegen meine Vorstellungen war ein unklares Gemisch von Bibelstellen und wissenschaftlicher Beweisführung, das seinen Sitz vielmehr im Gefühle und der Phantasie als im Kopfe hatte und eben deshalb unwiderleglich blieb. Er verharrte zur schweren Betrübnis der Seinigen, insbesondere seines vortrefflichen Vaters, bei seinem Entschlusse, meldete sich rasch zur Prüfung für das Lehramt, die er freilich ohne jede Vorbereitung nur mit halbem Erfolge ablegte, und trat als Probekandidat bei einem Gymnasium in Berlin ein. Auch hier erwarb er sich durch seinen Eifer und seine Gradsinnigkeit die Zufriedenheit seines Direk-

tors und die Achtung seiner Schüler; allmählich kehrte in sein Wesen wider mehr Ruhe und Harmonie ein. Über den eigentlichen Vorgang seines Gesinnungswechsels bin ich nie ins Klare gekommen, da er die Vorlage seines fast vollendeten Werkes entschieden ablehnte und seine bei aller Liebenswürdigkeit schweigsame Natur den Einblick in seine Herzenserlebnisse verschloß. Ich brauche nicht zu versichern, daß er trotz der unabweislichen Unterbrechung des geistigen Austausches sich unser aller Liebe und Freundschaft bewarte; doch hatten wir den Eindruck einer gewissen Entfremdung in dem Sinne, daß er uns andere mehr oder minder als ungläubig und nicht christlich ansah, was freilich bei den Konvertiten die Regel zu sein pflegt. Fritz war eben ein enthusiastischer Geist, der sich rasch entschloß, ohne sich um die Mittelglieder viel zu kümmern. So erklärt sich auch, daß er durch die Ereignisse des Jahres 1848 tief erschüttert und an der Heimat verzweifelnd sich und sein Vermögen der äußeren Mission widmete und durch Goßners Vermittelung ein Arbeitsfeld in Ostindien fand, wo er von allen geschätzt und geliebt seine Kraft rasch verbrauchte und nach wenigen Jahren an den Ufern des Ganges durch einen Gehirnschlag hinweggerafft wurde, der Ruhe in Gott gewiß und von keinem seiner Freunde je vergessen. Der Tod war überhaupt in jene vordem reich gesegnete Familie eingekehrt; die ausgezeichnete Mutter war schon vor seiner Sinnesänderung, der Vater nicht lange darauf heimgegangen, und einige Jahre später wurde der glücklich verlobte Bruder, dessen ärztlicher Beanlagung ich schon gedachte, uns und den Seinigen entrissen. Alle diese Lücken haben aber nicht vermocht, meine Freundschaft mit der lieben Familie zu lockern.

Die Lehrjahre.

Es war ein überraschender Beweis von Vertrauen, daß der Direktor des Joachimstalschen Gymnasiums August Meineke, dem ich nur aus der eben vollendeten Staatsprüfung bekannt war, mich in sein Haus zur Aufsicht über seine drei älteren Söhne ziehen wollte. Im wesentlichen war es hierbei nicht auf eigentlichen Unterricht, sondern auf ein Zusammenleben mit diesen, von denen der ältere die Tertia, die beiden anderen, Zwillinge, die Quarta besuchten, und auf gelegentliche Förderung abgesehen und so gestaltete sich das dankbar angenommene Verhältnis zu allseitiger Befriedigung. Als gleichzeitige Gunst verdanke ich ihm ferner, daß er mir den Beginn des Probejahres sofort zum Januar 1844 gestattete und für mich eine lateinische Unterabteilung der Quinta zum Anfangsunterricht abzweigte; eine Sexta besaß die Anstalt damals noch nicht. Ich hatte somit eine mäßig gefüllte Klasse, die auch dem Ungeübten wenig Schwierigkeiten bereiten konnte, war selbständig und trug die alleinige Verantwortung für den Erfolg des Unterrichts, dem zehn Wochenstunden zugeteilt waren. Freilich den jungen Lehrer methodisch anzuleiten, schien damals noch kein Bedürfnis; selbst als ich um die Erlaubnis bat, den Unterricht der älteren und erfahrenen Lehrer zu besuchen, deren das Joachimstal eine stattliche Zahl besaß, wurde dies zwar von dem Direktor als selbstverständlich gewährt; aber meine Anfrage wurde von einer der Größen so

kühl aufgenommen, daß ich mir weitere Abweisungen lieber ersparte. So blieb ich auf die pädagogische Litteratur jener Tage, in der gerade Ruthardt sein Universalmittel zur leichten Erlernung des Lateinischen anpries, und auf meine eigene Unerfahrenheit beschränkt, was sicher nicht zum Nutzen meiner Schüler gereichte, mir selbst aber insofern dienlich war, als ich während der zweijährigen Dauer dieses Unterrichts ungestört die Folgen meiner Misgriffe beobachten und auf ihre Abstellung aus eigener Kraft bedacht sein mußte. Ein dritter Beweis des Vertrauens war, daß der Direktor nach Ablauf des Probejahrs neben jenen Stunden mich mit dem deutschen und französischen Unterricht der Untersekunda und, was schwieriger, aber auch förderlicher war, mit der Vertretung meines erkrankten Schwiegervaters im Latein der Obersekunda beauftragte. Hiermit hatte ich wöchentlich insgesammt zwanzig Stunden und vier Korrekturen, zum Teil in vollbesetzten Klassen neben der häuslichen Aufsicht zu erledigen. Nahm mich diese Arbeitslast anfänglich stark in Anspruch, so regte sie zugleich das Nachdenken an und stählte allmählich die jugendliche Kraft auch für weitere Anforderungen. Außerdem erhielt mich der lateinische Unterricht in der Sekunda, insbesondere die Schreibeübungen und die Erklärung Ciceronischer Reden in einigem Zusammenhange mit der Wissenschaft, so daß ich alle Ursache hatte, für diese Gestalt meiner pädagogischen Lehrzeit dankbar zu sein. Aber wie gesagt mußte ich mir den Weg selbst suchen und die Entdeckung, wie die Verbesserung und die Rückgabe der schriftlichen Arbeiten, insbesondere der lateinischen Extemporalien zum Nutzen und zur gleichzeitigen Beschäftigung der ganzen Klasse einzurichten sei, hat mir viel Kopfbrechens verursacht. Im übrigen litt mein Unterricht nach meiner späteren Erinnerung an zu reichlicher Stoffausschüttung, auch wol an zu starker Anspannung der Jugend. Angehende Lehrer wissen selten ihre junge Gelehr=

samkeit zu sichten; andererseits regte der halb wissenschaftliche Anstrich namentlich der Erklärung die Aufmerksamkeit und Teilnahme mancher Schüler an. Ähnlich mag die Handhabung der Zucht gewesen sein, die mir eigentliche Schwierigkeiten nie bereitet hat. In der Quinta selbstverständlich nicht; in der Sekunda behandelte ich die Schüler nicht aus Berechnung, sondern weil es mir natürlich war, eher zu hoch und zu vornehm; gerade dies beschwichtigte und befriedigte das Selbstgefühl der heranwachsenden Jugend. Aber wenn ich auch nach unmittelbarer Anweisung umsonst ausschaute, so fehlte es doch nicht an Vorbildern. Im Gespräch mit Franke, dem leider früh verstorbenen Verfasser der Fasti Horatiani, mit Rehdantz, dem Kenner der griechischen Redner, mit meinem Schwiegervater, mit Meineke und Wiese habe ich viel gelernt, vor allem daß man sich ideale Ziele zu stecken und nicht nur Kenntnisse einzuprägen, sondern zuerst und zuletzt den jugendlichen Geist auszubilden und mit reiner Liebe zur Erkenntnis und zu wahrhaftiger Gesinnung auszustatten habe. Was ich in Meineke angeschaut und verehrt habe, durfte ich 1890 bei der Hundertjahrfeier seiner Geburt in der Aula des Joachimstals vor Hörern wie A. Kirchhoff und Th. Mommsen aussprechen.*) L. Wiese ist mir seit jener Zeit stets ein wol-

---

*) Die Rede ist abgedruckt in der Berliner Zeitung für das Gymnasialwesen, 1891 S. 1—9. Ich stimme ganz den schönen Worten Wieses zu (Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen I, 72): „Oft wenn ich an Meineke und ihm ähnliche denke, die durch die heitere Freiheit ihres Wesens ein Wohlgefühl um sich her zu verbreiten wusten, fällt mir Goethes Wort ein „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit!" Solche genießen Achtung und Liebe, ohne besonders danach zu trachten; auf Ordnung haltend haben sie doch nicht nöthig, mit der Strenge äußerer Gesetzlichkeit zu verfahren; sie lassen jeden Lehrer, zu dem sie Vertrauen gefaßt, in seiner Weise gewähren, und dennoch hat man vom Ganzen den Eindruck, daß es aus Einem Guße ist, und daß jeder Einzelne sich als Glied eines Ganzen weiß und fühlt."

wollender Gönner über mein Verdienst geblieben; ich darf vermuten, daß er als Ministerialrat mich gegen manche ungenannte Widersacher geschützt und meinen Weg zum Amte des Direktors und des Schulrats über bedenkliche Hindernisse hinweg gebahnt hat. Kurz es ruhte nach meiner Empfindung damals ein idealer Glanz über dem Joachimstal, der mich durch mein Schulleben begleitet hat; je unwägbarer, desto eindringlicher ist ein solcher Einfluß.

Von großem Nutzen war mir die Beschäftigung an einer Anstalt, die in sich ein erhebliches Alumnat mit zahlreichen Stadtschülern vereinigte; so wurde das Verfahren wol etwas schwieriger, aber die Beobachtung reicher. Ich will mich hier nicht in eine Erörterung der Vorzüge und Nachteile einer Alumnatsschule einlassen. Ihre Gefahren, namentlich die Neigung zum Widerstande, welche sich in der strafferen Einigung der Zöglinge eher entwickeln mag, werden leicht übertrieben, wiewol ich ihr Vorhandensein nicht leugne. Andererseits entwickelt sich in ihnen reicher der Segen der Überlieferung sowol für das Wissen als für die Sitte; geeignete Maßnahmen zur Förderung selbständiger Arbeit und namentlich zur Pflege dankbarer Anhänglichkeit an diese Bildungsstätte und der Freundschaft unter den Mitschülern bieten sich von selbst, und wenn leider die Sünde ansteckt, so hat die Tugend dieselbe Kraft. Unter allen Umständen leistet diese Schulart mit ihrer eigentümlichen Festigkeit einen größeren Schutz gegen leichtfertige pädagogische Versuche; das sollte man nie vergessen!

So verliefen meine Lehrjahre erquicklich; für erfahrene Berufsgenossen ist die Bemerkung überflüssig, daß für die Jugendbildner die Lehrzeit nie aufhört. Aber der Gewinn des ersten Ringens, wie schwierig immer zu erlangen, tröstet und kräftigt für alle späteren Aufgaben und es ist eine unschätzbare Frucht, daß der junge Lehrer aus ihm ohne Wunden

und ohne Verbitterung, vielmehr mit einigem Vertrauen auf sich selbst und mit vollem Glauben an die höchsten Erziehungszwecke hervorgehe. Dazu gehört aber, daß er sich in lebendigem Zusammenhange mit seiner Wissenschaft halte und hierzu verhalf mir zunächst der tägliche Anblick des rastlos forschenden Meineke, der uns allen den Wert solcher Arbeit nicht nur für das eigene Wissen, sondern auch für die immer neue Belebung des Unterrichts vergegenwärtigte, mir auch den Zugang zur Mitarbeit an wissenschaftlichen Zeitschriften erleichterte. So durfte ich eine Anzeige über die wolgelungene Übersetzung des platonischen Staats von C. E. Chr. Schneider in die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik liefern und gegen die allerdings minder gelungene Schrift Hartungs über die Lehren der Alten von der Dichtkunst in der Zeitschrift für die Altertumswissenschaft warnen*); beide Aufsätze lagen ganz innerhalb meines Studienkreises.

Unmittelbare und unschätzbare Förderung brachte mein Eintritt in Böckhs pädagogisches Seminar, dem ich leider nur im letzten Jahre meines Berliner Aufenthalts zusammen mit Scheibel, G. H. Wagner, Ebel, Gust. Wolff angehören sollte. Welche Weite und Klarheit des Wissens, welche Höhe der Anschauung Böckh besaß, das habe ich hier viel mehr noch als auf der Universität erkannt. Es gieng uns allen gleich: nicht niedergedrückt, sondern in den reinen Aether der Wissenschaft gehoben fühlten wir uns, wenn er bei der Beurteilung unserer Arbeiten den überlegenen Reichtum seiner Bildung entfaltete, und unvergeßlich wird mir bleiben, nach welch strenger Methode und doch wie wolwollend er meine Abhandlung über Aristotelis de voluntate doctrina bis zur kritischen Erklärung schwieriger Stellen aus dessen Metaphysik mit mir durchgieng.**) Es ist richtig, daß er rücksichtlich unserer päda-

*) Im Jahrgang von 1847 S. 47 ff.

**) Abgedruckt im Programm des städtischen Gymnasiums zu Brandenburg 1847.

gogischen Fortschritte sich im wesentlichen auf die Berichte der Direktoren verließ, an deren Anstalt wir beschäftigt waren; er kam aber doch gewissenhaft einmal im Jahre zum Anhören unsers Unterrichts und seine gelegentlichen Bemerkungen bei den pädagogischen Arbeiten der Seminaristen waren treffend und zugleich frei von handwerksmäßiger Enge. Sicher sind wir alten Mitglieder alle Herrn L. H. Fischer für seinen gründlichen und von warmer Anerkennung durchzogenen Aufsatz über das erste Jahrhundert (1787—1887) des Seminars,*) dem Böckh selbst als Kandidat 1806/7 angehört hatte, aufrichtig dankbar.

Daß ich in genauerer Kenntnis der alten Sprachen fortschritt, dafür sorgten schon die Forderungen des Unterrichts; der Lehrer hat sich täglich vor seinen Schülern über die Festigkeit seiner sprachlichen Rüstung auszuweisen. Daß ich meine Kenntnis der griechischen Schriftwelt erweiterte, dazu war ein anderer Umstand behilflich. In Berlin bestand seit längeren Jahren die sogenante große Graeca, der früher Buttmann, Schleiermacher, Böckh, Joh. Schultze angehört hatten und die noch die älteren Helden der griechischen Altertumskunde zu ihren Mitgliedern zählte. Natürlich hatte der junge Kandidat zu ihren Leseabenden, in denen er sich nur gedrückt gefühlt haben würde, keinen Zutritt; aber nach beendigter Arbeit versammelten sich die Mitglieder um den gastlichen Tisch des jedesmaligen Wirtes und wenn Meineke die Reihe traf, so hatte ich den Genuß, ihrer Unterhaltung zuzuhören und den trotz seiner Schweigsamkeit gelegentlich humoristischen Imm. Becker, den kaustischen Lachmann, den stets freundlichen und gerechten Trendelenburg, den feinen Pinder, den vornehmen Kortüm in ihrer Eigenart schauen zu dürfen. Was Wunder, daß ich mit jüngeren Freunden, unter denen ich

*) Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1888 S. 1—42.

meinen Vetter Herman und meinen Schwager Theodor nenne, nach dem Muster der großen eine kleine Graeca gründete, doch zahlreich genug, um uns mehrere Jahre hindurch um Aristophanes und Demosthenes, Pindar und Aeschylus, Theokrit und Sophokles zu sammeln und nach dem Lesen im traulichen Gespräche festzuhalten!

Im Hause Meinekes sah ich gelegentlich auch mit Ehrfurcht die Brüder Grimm und den in hohen Jahren noch jugendlichen Steffens, in dem ich den Freund Schellings und trotz seiner nordischen Abstammung den unerschrockenen Vorfechter für Deutschlands künftige Größe bewundern und lieben lernte. Auch Ernst Curtius, der eben damals mit der Leitung des jungen Prinzen Friedrich Wilhelm betraut wurde, ein liebenswürdiger und feiner Hanseate, verkehrte in der Familie meines Direktors. Mein Schwiegervater war schon seit Zelters Zeiten ein eifriges Mitglied der Singakademie und ein Verehrer unserer großen Kirchenkomponisten; in seinem Hause fehlte es also an musikalischem Betriebe um so weniger, als der Gatte der ältesten Tochter, mein Schwager Julius von Tengnagel, Musiker von Beruf war und sich gelegentlich zu vierhändigem Spiele Beethovenscher Symphonien mit mir herabließ. Dazu kamen die in jener Zeit aufblühenden Symphoniekonzerte der königlichen Kapelle und die unbeschreiblich schönen transparenten Nachbildungen berühmter älterer Gemälde aus der heiligen Geschichte, durch deren Vorführung im verdunkelten Saale unter kirchlichem Gesange des unsichtbaren Domchors wir in der Adventszeit erbaut wurden. Damals überwog noch der feine Kunstsinn in Berlin, ein Nachglanz der guten Romantik aus der Zeit Schleiermachers und durch Felix Mendelssohn neubelebt. Wie jedes jener Konzerte eine harmonische Auswahl edler Kompositionen aus derselben oder aus verwandter Tonart brachte, so zeigten im ersten Jahre die Transparente nur Widerholungen Dürerscher Gemälde von

der Geburt Christi bis zur Verklärung der Himmelskönigin, im zweiten nur Rafaelische Bilder und so weiter. Auch für die Malerei brach mit der Ausstellung der großen Niederländer Gallait und de Biefve eine neue Blütezeit an, die der etwas blassen Idealität der Düsseldorfer Schule lebenswarme Farben zubrachten, ohne die Farbe zur Hauptsache zu machen und ohne sich in Versuche zu verlieren, die die Gesetze der Schönheit um so gewisser verletzen, je treuer sie die Natur abzuschreiben unternehmen. Rechne ich hierzu den ziemlich lebhaften Verkehr mit jungen Offizieren der Gardeartillerie, der mir neben seiner geselligen Annehmlichkeit genug für meine kriegsgeschichtlichen Liebhabereien brachte, so wird sich verstehen lassen, daß ich bei allem Schmerze über die Abkehr meines Freundes Fritz auch jene Zeit, die ja zugleich meinen Brautstand in sich schloß, als eine glückliche preisen darf.

Die Zeit der Gährung.

Nicht so friedlich sah es in der großen Welt aus; vielmehr schwoll die Bewegung der Geister, welche seit 1840 namentlich in Preußen angehoben und von dort sich über Deutschland verbreitet hatte, allmählich zu einer Stärke an, die einen gewaltsamen Ausbruch fürchten ließ, falls es nicht bei Zeiten gelang, ihren tieferen Grund zu erkennen und ihre treibenden Kräfte zu sichten. So deutlich war damals schon und so wenig wurde doch in den übrigen Landen gewürdigt, daß die Macht, welche Deutschlands Geschicke bestimmen solle, in Preußen wohne. Allein das Sichten war nicht so leicht bei dem unklaren Gemisch der Forderungen, die doch zunächst alle demselben Ziele zuzustreben schienen und eben hierin die Quelle ihrer Kraft fanden. Denn wie unser großer Staatsmann bei späterem Anlaß erklärte, der kleine berechtigte Kern verleiht der Bewegung ihre Stärke; erst wenn dieser verkannt und vernachlässigt wird, gewinnt das Maßlose und die Wut der Zerstörung die Oberhand. Jene Unklarheit waltete aber nicht nur in und unter den einzelnen Lebensgebieten; sie trennte und verwirrte auch die leitenden Männer und vor allem sie hatte auch in unheilvoller Art den Geist dessen ergriffen, von dem alle Welt die rettende Tat, ach wie vergeblich, erhoffte.

Der Widerstreit in der Philosophie ist schon erwähnt; er wurde nicht beschwichtigt. Vielmehr wurde der Kampf durch

den Umstand verschärft und verworren, daß selbst die Jünger Hegels nach zwei Seiten auseinander giengen. Abgesehen von den wenigen, welche, wie Rosenkranz, Erdmann, Werder, jede Anwendung der Kategorieen auf Kirche, Staat, Gesellschaft ablehnten, glaubten die einen, unter ihnen Marheineke und Göschel, wol nach des Meisters eigener Meinung, die Abstraktionen des Systems mit dem Inhalte und dem eigentlichen Sinne der christlichen Offenbarung vereinigen zu können. Dementgegen sagten sich die Feuerbach und Genossen von aller transscendentalen Anschauung los, um dann mit Notwendigkeit völlig dem Banne der Kausalität zu verfallen. Sie verschlossen sich also der Forderung, daß es in dieser Kette von und über der letzten Ursache einen ergiebigen Quell alles Lebens geben müsse; sie verfochten und verstärkten die Auffassung, welche das Unendliche in das Endliche einschließt und hiermit das Reich der Freiheit und den sittlichen Zweck leugnet. Es ist nicht zu verwundern, daß sofort Einer, noch entschlossener als die anderen, das alleinige Recht des Einzigen und seines Eigentums verkündete. Wenn indes Max Stirner mit seiner Schrift einiges Aufsehen erregte, so fand er doch keine Anhänger, und selbst die Auferweckungsversuche, welche man heute an ihm vollziehen möchte, werden zu keiner Auferstehung seiner Lehre führen. Jene Abkehr von der Metaphysik tat sich freilich auch auf anderen Gebieten kund; auch die Dichtung wollte der Verweltlichung des Ideals dienen und wirklich erregten die Schöpfungen des jungen Deutschland eine größere Teilnahme als die philosophischen Händel. Allein sie ließen doch die Unbefangenheit und den Reichtum des echten Dichters allzusehr vermissen und waren sichtlich zu berechnet, auch in ihrer Verherrlichung der Sinnenwelt zu häßlich, um Phantasie und Herz des Lesers zu fesseln. Es hätte also sicher nicht des ungeheuerlichen Beschlusses bedurft, nicht nur die erschienenen, sondern auch alle künftigen Werke dieser Schriftsteller zu ver-

vehmen. Der Verlauf hat dann nicht nur die geringe Lebenskraft dieser Erzeugnisse, sondern auch die verschiedene Natur ihrer Urheber gezeigt, deren einige in den nachfolgenden Aufruhrszeiten eine gerechte Würdigung der wirklichen Machtverhältnisse erkennen ließen. Aber ein Anzeichen der schwindenden Idealität war auch diese Erscheinung.

Erregter war die kirchliche Bewegung jener Jahre, auch allgemeiner und erbitterter, weil der deutsche Protestant den Versuch der Glaubensknechtung schlechterdings nicht verträgt und weil diese Versuche, doch nur mit geringem Recht, sich mit dem Schilde des königlichen Willens deckten. Denn das Herz und die Phantasie des Königs waren von der Glut religiöser Mystik erfüllt, welche mit der neugeborenen und herrschsüchtigen Rechtgläubigkeit weder den Ursprung noch das Wesen gemein hatte und auch durch die kirchlichen Symbole nicht völlig ausgedrückt wurde. Er sehnte sich vielmehr, die Urgestalt der Kirche wider zu sehen, zwar nicht in ihrer Einfachheit, sondern in reicher liturgischer Ausstattung, von der er eine Neubelebung des religiösen Gefühls erwartete. Somit waren die Bunsen und Abeken mehr nach seinem Herzen, als die Gerlach und Hengstenberg. Unbeachtet blieb von ihm, daß die Urkirche aus locker verbundenen Gemeinden bestand, die durch die Kraft gottbegnadeter Sendboten zusammengehalten wurde und sich mehr um die Erlösung als um die Verfassung der Christenheit sorgten. In den folgenden Jahrhunderten wuchs allerdings der Schmuck des Gottesdienstes und die Festigkeit des Baus; vielleicht daß die Kirche hierdurch an Schutz und Einheit gewann, was sie an christlicher Freiheit und Liebe verlor.

Diese feineren Unterschiede mochten den leitenden Kreisen nicht entgehen; sonst verfiengen sie wenig und dienten namentlich nicht dazu, die Kampflust der Gegner zu beschwichtigen, so verschiedenen Sinnes diese auch unter einander waren.

Denn die Bewegung der sogenannten Lichtfreunde, eine Nachgeburt des absterbenden Rationalismus, welche damals vornemlich die Provinz Sachsen ausfüllte, fand in Berlin, der Stadt Schleiermachers und Hegels, keinerlei Widerhall, eher Verachtung. Hier war der Widerspruch gegen den neuen Konfessionalismus nicht rationalistisch, sondern spekulativ. Die Schüler des großen Theologen, Jonas und Eltester, und Marheineke, der Freund des Philosophen, würden sich der Flachheit geschämt haben, die ihren Mut an dem Athanasianum kühlte. Für diese handelte es sich um den Bestand der kirchlichen Union, die ihrem weiten und warmen Herzen mehr zusagte, als die enge und trennende Scholastik der widergeborenen Lutheraner. Noch weniger hatten sie mit den meisten Leugnern der göttlichen Offenbarung gemein, wenn sie auch an der Entfernung Bruno Bauers von seinem Bonnenser Lehrstuhl Anstoß nahmen. Und doch war diese Maßregel Eichhorns viel weniger anfechtbar, als seine törichte Gewohnheit, den Gegner zugleich mit der amtlichen Rüge noch wortreich belehren zu wollen, wobei er an dem neuberufenen Ministerialrat Eilers einen allzueifrigen Helfer fand. Wie schwierig ist doch in einem großen Staate, dessen Bedeutung vor allem auf der Entwickelung seiner geistigen Kräfte beruht, die Aufgabe des Unterrichtsministers, wenn selbst ein so hochgebildeter und auf anderen Gebieten der Staatsverwaltung bewährter Mann sich über sein Vermögen wie über die Lebensluft in Staat und Kirche so vollständig täuschte! Ich erinnere mich des unmutigen Wortes eines hochstehenden, sonst streng kirchlichen und monarchischen Vorgesetzten: „wenn man uns Verkehrtheiten befiehlt, so werden und müssen wir gleichwol gehorchen; aber daß sie uns zugleich noch überzeugen wollen, ist unerträglich.“ Selbst ein so entschiedener Absolutist, wie der Universitätskurator Pernice klagt in einer verschwiegenen Randbemerkung zu einem redseligen Erlasse des Ministers

über Schulmeisterei. Dazu kam der ministerielle Spürsinn, der selbst bei so verdienten, noch dazu kirchlich und politisch ungefährlichen Gelehrten, wie Böckh und Lobeck, jeder noch so versteckten freiheitlichen Aeußerung nachjagte, statt dergleichen vornehm zu übersehen; ein Verfahren, das mit dem Hasse zugleich den Spott weckte und, da trotz des Versteckspielens doch alles bekannt wurde, nur dem Radikalismus zu gute kam. Gerade dieser wuchs in jenen Jahren heran, um dann zur Zeit der Empörung hervorzubrechen und die Gemüter zu vergiften.

Denn all dieses kirchliche Treiben hatte eine starke politische Zutat und stärkte das allgemeine Verlangen, auch der gebildeten, nach einer geordneten Teilnahme des Volks an staatlicher Gesetzgebung und Verwaltung und nach Lösung des dumpfen Drucks, der seit den Freiheitskriegen die Entfaltung deutscher Macht und Einheit niederhielt. Auch war der König diesem Verlangen nicht schlechthin entgegen: die Demagogenriecherei war ihm verhaßt, ohne Scheu sühnte er durch die Widerberufung Arndts und Dalmanns auf preußische Lehrstühle langjähriges Unrecht und gab der Jugend die Turnplätze zurück. Kurz er empfand, was der lebendige Volksgeist wert sei, und hätte ihn gern zum Bundesgenossen wachgerufen, nur daß er dessen Vertretung hauptsächlich in den Geistern suchte, die mit ihrem Sinnen und ihrer Kraft mehr der Vergangenheit als der Gegenwart und Zukunft angehörten und den König weder verstehen noch unterstützen konnten.

Wie viel ist über diesen reichen Geist gedacht und geschrieben, dessen seltsamer Bau selbst einen so treuen Diener, wie Leopold von Gerlach, in Erstaunen und Unbehagen versetzte! Voll Sehnsucht nach dem Unendlichen und eben deshalb unfähig, sein Denken und Wollen verständig zu bemessen, gern mit seinem Volke in Freiheit lebend, wenn hierdurch seine göttliche Sendung und Machtfülle nicht angetastet werde, von

einer edelmütigen Geduld, die die List der oesterreichischen Staatskunst und den Dünkel mittelstaatlicher Fürsten durchschaute und ertrug, aber äußerst empfindlich, wenn seine Ideale im eigenen Lande miskannt und abgewiesen wurden, eine Künstlernatur ohne die der Kunst unentbehrliche Kraft der Selbstbegrenzung, dazu seine Baupläne mit Vorliebe nach den Resten aus der sinkenden römischen Kaiserzeit gestaltend, reich an Ideen, aber arm an Klarheit und Willenskraft, von einer Liebenswürdigkeit im Verkehr, die ihm treuergebene Freunde erwarb, und zugleich von einer Reizbarkeit des Selbstgefühls, die oft genug ebenso treue Söhne des Vaterlandes abstieß, ein frommes Gemüt, das doch nur die eigene Art der Frömmigkeit verstand und würdigte, — wo wäre ein Ende, wenn man alle seine Gaben und die Widersprüche unter ihnen aufzählen wollte! Genug, nur ein entschiedener, harmonischer, auch weltkluger Wille hätte jener Gährung Ordnung und Gedeihen in Staat und Kirche abgewinnen können und gerade hieran gebrach es ihm durchaus. Dieser Mangel war umso schmerzlicher, als auch die Geister in seiner Umgebung zwiespältig waren, die einen mit dem Könige rückwärts nach den Vorbildern der Vergangenheit gekehrt, die anderen von der Notwendigkeit durchdrungen, die Volkskraft zur Mitarbeit in Staat und Gesellschaft heranzuziehen. Daneben die Mehrheit der Ministerialräte, dieser unentbehrlichen und einflußreichen Staatsdiener, stolz auf ihre geschulte Einsicht, den Vorrechten des Adels, wenn nicht dem Adel selbst, in dem doch der König seine geborenen Helfer und die Stütze seines Thrones sah, von Herzen abgeneigt: zuviel des Zwistes und zu wenig Einigkeit, um eine glückliche Entwickelung hoffen zu lassen. Zu dem allen keine freie Luft und keine Möglichkeit, mit geradem und zugleich besonnenem Worte in der Öffentlichkeit zu wirken: die Presse einerseits unter argwöhnischer Censur und andererseits in den Händen derer, die ohne staatliche Erfahrung

waren und mehr nach dem Stachel, als nach der Heilkraft der Rede suchten. Die großen Verwaltungskörper hüllten sich in das Geheimnis der Amtsstube, die Ratschläge der Provinzialvertreter verhallten innerhalb der Wände des Ständehauses. Der König selbst rief nach größerer Freiheit der Presse; aber welche Zeitung hätte es vermocht, die Aussöhnung der königlichen Ziele mit den berechtigten und geschichtlich begründeten Bestrebungen des Volks in seiner großen und wolgesinnten Mehrheit auch nur zu versuchen, geschweige zu bewirken! Denn die so heißersehnte Repraesentativverfassung war dem Könige schlechthin ein Greuel, vielleicht in Vorahnung der Gefahren, welche sie überall mit sich zu bringen pflegte, hauptsächlich aber weil sie mit dem ehrwürdigen Bau der Stände nicht vereinbar war. Daß bei dem mächtigen Aufschwung von Handel und Gewerbe diese ständische Scheidung namentlich in ihrer politischen Geltung nicht mehr aufrecht zu erhalten war, daß ein vielseitig gebildeter und seines Wertes, wie seiner Macht bewußter Beamtenstand in jener Zeit für Verwaltung und Gesetzgebung weit mehr bedeutete, als die mit staatlichen Rechten und Erfahrungen kärglich ausgerüsteten Stände, entging nicht nur dem Könige. Es sollte also bei der hergebrachten ständischen Gliederung auch in der Volksvertretung bleiben und doch was hat der König von eben diesen Ständen auf dem vereinigten Landtage hören müssen!

So fand der König nirgends ein volles Verständnis seiner Gedanken, in denen allerdings eine klare und gerechte Würdigung der erwachenden Volkskraft nicht zu erkennen war. Vielmehr begegnete er bald ernstem Widerstand, bald reizte ihn versteckter und doch allzu verständlicher Spott, dessen Leichtfertigkeit allmählich das Gewissen des Volkes abstumpfte und eine schwere Gefahr für die Gesundheit des öffentlichen Bewußtseins in sich barg. Zwar die Berliner gingen nicht weit über ihren bekannten Straßen- und Salonwitz hinaus, welcher

unter anderem von den beiden vor dem Schlosse neuerrichteten Rossebändigern den einen den gehemmten Fortschritt, den anderen den beförderten Rückschritt taufte und bei dem Mangel an Preßfreiheit seine Launen in einer Menge boshafter Karrikaturen ergoß, deren Veröffentlichung seltsamer Weise gestattet war. Anders sah es in den Provinzen aus, wo der Radikalismus in den Flugschriften von J. Jakobi und H. Simon einen Ausdruck einseitiger Schärfe gewann, der doch in weiten Kreisen Widerhall und in dem namenlos erschienenen Aufsatze Woher und Wohin die Billigung eines ehemaligen hochverdienten Staatsmannes zu finden schien. Wie weit das Gefühl der Amtstreue selbst bei Staatsdienern in verantwortlicher Stellung abgeschwächt war, erhellt aus der Tatsache, die ich mit mündlichen und gedruckten Zeugnissen belegen könnte, daß in einer viel genannten Provinzialhauptstadt der Vorstand der Polizei es mit seiner Pflicht verträglich fand, in mündlicher Unterredung die Führer der Bewegung über die Grenzen des gesetzlich zulässigen Widerstandes zu belehren, und daß höchst unpolitische, aber gleichfalls vom allgemeinen Taumel angesteckte Professoren über staatliche Fragen öffentliche Reden ankündigten, die zu halten sie weder die Absicht noch die Fähigkeit hatten, aber deren polizeiliches Verbot sie mit Sicherheit vorauswußten, — lediglich um die öffentliche Erregung zu schüren. Jener unzuverlässige Beamte wurde, milde genug, in eine andere Provinz versetzt, was abermals Anlaß zu seiner Befeierung selbst von Seiten der Universität gab, die ihre Bewunderung in einer mehrdeutigen mit unzweifelhafter stilistischer Meisterschaft angefertigten Zuschrift ebenso wol versteckte als kundgab. Den König reizten diese Kunststücke gelegentlich zu erklärlichen und doch verletzenden Ausbrüchen seines Zorns, den Minister zu ungeschickten und hofmeisternden Erlassen, die von der spottlustigen Menge bald in höhnende Schlagworte umgesetzt wurden. So kam es, daß

die öffentliche Meinung auch da sich schadenfroh vom Könige fern hielt, wo sie schon anstandshalber hätte an seine Seite treten sollen. Oder war es nicht unanständig, daß ein rhetorisierender Poet, den der König einer Unterredung gewürdigt hatte, ihm in Folge eines ministeriellen Verbots seiner Gedichte zuerst einen unziemlichen Brief schrieb und nachher sogar durch die Zeitung veröffentlichte? Gerade angesichts der wachsenden Misstimmung hätte der besonnene und königstreue Freisinn sich entschieden und selbständig von dem Radikalismus mit seinen Untergrabungsversuchen lossagen sollen: allein ihm fehlte in der Verworrenheit jener Tage ebensowol der Entschluß als die Möglichkeit öffentlicher Aussprache sei es in der Presse oder in Beratungskörpern, deren Reden nicht an das Ohr der Nation dringen konnten. Statt dessen horchte männiglich auf die Helden der süddeutschen Kommune oder berauschte sich gar an französischen Redensarten, die selbst im eigenen Lande des Unheils genug angerichtet haben.

Ein Unterschied zwischen den Provinzen war bei alledem bemerkbar; gerade die Grenzlande forderten ungestüm eine Verfassung, welche den Gesammtstaat zusammenbände, weil sie besonders die Notwendigkeit des Schutzes gegen außen durch Stärkung der lebendigen Gemeinschaft empfanden. Sogar diese wichen in der Art ihrer Gesinnung von einander ab. Den Ostpreußen hat bei dem Bewußsein, auf sich selbst gestellt zu sein und aus eigner Kraft Großes ertragen und gewagt zu haben, trotz seiner kritischen Neigung stets ein stolzes Staatsgefühl ausgezeichnet, der Rheinländer dachte mehr an die Schönheit, die Ertragsfähigkeit, den gewerblichen Aufschwung seiner Provinz, er war formgewandter und dünkte sich in seinen Berürungen mit den parlamentarisch regierten Nachbarstaaten politisch gebildeter. Die bunte Vergangenheit seiner Heimat verdeckte ihm lange Jahre, wie sehr er auf Gesammtpreußen angewiesen war, und erst in schwerer Zeit

hat die Provinz dankbar anerkannt, wie hilflos sie nach ihrer in den Märztagen angedrohten Trennung von der Monarchie sein würde. Nach allen Erwägungen, die sich freilich hinterdrein leichter anstellen lassen, ist es kein Wunder, daß aus solcher Verworrenheit das Jahr 1848 hervorgieng, noch daß sein Verlauf die Verwirrung der Geister vorerst noch steigerte. Es hat damals mehr als einen aufrichtigen Vaterlandsfreund gegeben, der ohne politische Mitgift und Bildung mit beiden Füßen in die Umwälzung jener Tage sprang und in unklarer Begeisterung staatliche Ziele verfolgte, von denen er früher nichts geträumt hatte und deren Verwirklichung schlechterdings außer dem Bereiche des Möglichen lag.

Brandenburg.

Zu Ostern 1846 wollte Meineke mir eine Adjunktenstelle am Joachimstal verleihen, was ich als ein günstiges Loos angesehen hätte. Allein es eröffnete sich eine andere Aussicht, die mit einem ungewöhnlichen Sprung in eine höhere Stelle und in den Unterricht der obersten Klassen zugleich die Möglichkeit baldiger Verheiratung bot. Mein Schwiegervater beabsichtigte, bald in den Ruhestand zu treten; Meineke empfand schon vorher das Bedürfnis, eine für den klassischen Unterricht erprobte Lehrkraft herbeizuziehen und rief mit Zustimmung der Behörde den Konrektor am städtischen Gymnasium in Brandenburg, Moritz Seyffert, der sich als Lehrer des lateinischen Stils sowol im Unterricht als durch seine Ausgabe des Laelius und einige Schulbücher einen guten Ruf verdient hatte. Meineke riet mir nun zur Bewerbung um dessen bisheriges Amt und blieb hierbei trotz meiner Vorstellung, daß ein einfacher Hilfslehrer sich doch auf die zweite Oberlehrerstelle keine Rechnung machen dürfe. Er stattete mich mit einem empfehlenden Zeugnisse aus und da ich überdies erfuhr, daß an dem Gymnasium in Brandenburg die nächstfolgenden Lehrer aus verschiedenen Gründen keine Aussicht auf Beförderung hatten, so folgte ich zagend einem Rate, der zugleich die demnächstige Heimführung meiner Braut hoffen ließ.

Die Bewerbung hatte wider mein Befürchten Erfolg, obschon unter den Mitbewerbern so tüchtige und bekannte

Philologen, wie Scheuerlein und O. Schneider waren. Die Probelektionen, die ich nach damaligem Brauche zu halten hatte, fanden den Beifall der anwesenden Magistratsmitglieder und des Direktors, auf dessen Vorschlag ich dann einstimmig gewählt, auch, wie ich gleich hinzufügen möchte, von dem dortigen Lehrerkollegium auf das freundlichste aufgenommen wurde. Ich leugne nicht, daß diese Wahl, welche von dem Minister ohne Anstand bestätigt wurde, mich zu einem Verteidiger der städtischen Lehranstalten mit ihrer größeren Bewegungsfreiheit gemacht hat. Die Höhe des Gehalts war allerdings nicht aufregend; mit 650 Thalern, worunter noch ein wechselnder Anteil an Schulgeld war, die Kosten eines Haushalts zu bestreiten, war selbst in jenen einfacheren Zeiten auch bei größter Beschränkung keine leichte Aufgabe. Allein zu geselligem Aufwand hatte ich weder Verpflichtung noch Neigung; zudem was konnte mir besseres zu Teil werden, als den lateinischen Unterricht, auf den ich mich einigermaßen vorbereitet glauben konnte, in der Sekunda fortzusetzen und auf die Prima auszudehnen und außerdem mich in dem geschichtlichen Unterricht derselben Klassen zu versuchen, der eben deshalb lockte, weil er reiche Arbeit forderte?

Moritz Seyfferts habe ich schon oben gedacht*); er war ein gründlicher Gelehrter, namentlich ein feiner Kenner des lateinischen Sprachgebrauchs in dem sogenannten goldenen Zeitalter, wenn auch in seiner Anwendung etwas eng, als Schüler Spitzners und Reisigs ein Meister der lateinischen Versifikation, die schon damals aus den Schulen und selbst aus der gelehrten Welt zu schwinden begann. Daß er ein anregender Lehrer war, konnte ich an seinen Brandenburger Schülern warnehmen, die ihm überhaupt dankbare Anhänglichkeit bewarten. In der Richtung eignete ich mich also zu

---

*) S. o. S. 29.

seinem Nachfolger, in der Fertigkeit und Zuverlässigkeit des Unterrichts freilich lange nicht. Es hat manches Jahr der Übung und des Nachdenkens bedurft, ehe ich mich in den von ihm gezogenen Bahnen mit einiger Sicherheit zu bewegen vermochte; zu gleicher Strenge in der Wahl des Ausdrucks oder derselben Schärfe in dem Unterschiede sogenannter Synonyma habe ich es nie gebracht, nach größerer Erfahrung auch nie bringen wollen, weil so hohe Forderungen nach meiner Beobachtung die Primaner in der Wahl der Worte allzu bedenklich und zum Lateinschreiben unlustig machten. Für die schriftliche Übertragung in das Lateinische habe ich immer die Klassenextemporalien bevorzugt, da sie in der raschen und sicheren Anwendung des fremden Idioms üben und bei den häuslichen Exercitien die Verwendung unerlaubter Hilfe schwer abzuschneiden oder zu entdecken ist. Auch hielt ich schon damals die Verringerung der häuslichen Pflichtarbeiten für sehr wünschenswert, natürlich zu Gunsten des Privatstudiums, bei dessen Pflege die geschickte Leitung Seyfferts mir zum Vorbilde, die Erinnerung an die eigene Schulzeit zur Anregung diente. Wie leicht ist es, die Schüler zu dieser freien Tätigkeit anzuregen und wie reich und annehmlich ist ihre Frucht! An lateinischen Aufsätzen ließ ich meine Primaner nur zwei größere und zwei kleinere im Halbjahre anfertigen, die letzteren meistens in der Klasse; sie behielten somit mehr Freiheit für ihre eigene Arbeit und den schätzenswerten Anreiz zu zeigen, was und wie viel sie inzwischen erlernt hatten. Versuche mit der Chrie und mit der Imitation ließ ich bald fallen; zuweilen habe ich Ciceronische Briefe in ihrer ganzen Fassung und Sprache nachbilden lassen, wobei ich die Wahl des Gegenstandes meinen Schülern überließ. Im Griechischen der Sekunda habe ich nach kurzem Versuche Lysias und Plutarch für die Memorabilien Xenophons eingesetzt; letzteren habe ich selbst nie Geschmack abgewinnen können und eben daher mochte auch die Unlust der

Schüler rüren. Aus dem Geschichtsunterricht, für den ich manigfache Studien machen muste, habe ich selbst viel gelernt; belehrender wurde er für mich und hoffentlich auch für meine Schüler, als ich aus Frankfurt die Anschauung großer Vorgänge mitbrachte. Den in diesem Fache überreich zuströmenden Stoff habe ich bei jedem nochmaligen Vortrage eingeschränkt, mehr auf klare Auffassung der Zustände und des Zusammenhangs sowie der sittlichen und volkstümlichen Mächte, als auf die Menge der Kenntnisse bedacht. Noch jetzt erinnere ich mich mit Freuden der Augenblicke, in denen ich innere Teilnahme der Schüler zu bemerken glaubte. So war bei vierundzwanzig wöchentlichen Unterrichtsstunden viel zu tun. Aber die beiden Oberklassen waren mäßig gefüllt; ihr Fortschreiten und die Zufriedenheit des Direktors trösteten mich, wenn ich meine Ansprüche an meine Schüler, wie an mich selbst nicht befriedigt fand. Auch stellte das Ordinariat der Sekunda betreffs der sittlichen Leitung manche Aufgaben, deren mehr oder minder gelungene Lösung nicht nur die pädagogische sondern auch die eigene sittliche Bildung des Lehrers förderte. Kurz ich erfuhr dort, was mich durch mein ganzes Lehrerleben begleitet hat: ich bin ab und zu unruhig und misgestimmt in die Klasse getreten, habe sie aber selten anders als frohen Mutes verlassen. Zu wissenschaftlichen Studien fand ich indes bei so manigfacher Arbeit wenig Raum; es konnte jedoch nicht ausbleiben, daß ich aus der Erklärung des Cicero und Tacitus auch für das eigene Wissen Nutzen zog.

Bedeutung und Farbe verlieh der Anstalt die edle Persönlichkeit ihres Direktors Braut, der als Lehrer neben der Religion in den beiden oberen Klassen das Griechische und den Horaz in der Prima behandelte. Ein Zögling des Grammatikers Matthiä in Altenburg liebte er doch mehr die Schüler in den Gedankengehalt der alten Schriftsteller als in ihre sprachliche Ausdrucksweise einzuführen; seine religiöse

Überzeugung war durch seine philosophische Bildung beeinflußt, ohne daß er im Unterricht einer spekulativen Auslegung der Dogmen verfallen wäre. Aber er regte zum Denken an: hierdurch und bei seiner milden auf Verständnis der Naturen bedachten Sinnesweise hatte er die Liebe seiner Schüler in hohem Grade gewonnen. Auch sonst erwarb er durch die Feinheit seiner Denkweise wie durch seine der quietistischen Seite des Hegelschen Systems verwandte Geistesart Achtung und Zuneigung in weiteren Kreisen, was der Stellung des Gymnasiums in der Bürgerschaft neben zwei anderen höheren Lehranstalten, der Saldernschen Realschule und der Ritterakademie, zu gute kam. Als Direktor trug er manche Schwächen im Lehrerkollegium mit großer Geduld und verfuhr nach meiner jugendlichen Raschheit gegen die Schüler nicht strenge genug. Später habe ich die Weisheit des Ausgleichens besser begriffen; immerhin konnten die Versetzungen etwas straffer gehandhabt werden. Daß sich in der Tertia eine Anzahl unbegabter und träger Schüler anhäufte, fiel freilich mehr der damals geltenden Bestimmung zur Last, nach welcher die Reife für Sekunda zugleich das Recht zum einjährigen Heerdienst mitbrachte. Diese Reife wurde nun durch zwei- und nötigenfalls dreijährigen Aufenthalt in der Klasse ersessen; dabei schlüpfte doch zuweilen einer trägen Denkens und Wollens nach der Sekunda durch, wo er die Aufgabe des Lehrers und den gleichmäßigen Fortschritt der Klasse erschwerte. In amtlicher und persönlicher Beziehung hat mir der Direktor bald Vertrauen und Teilnahme geschenkt und war auch für wissenschaftliches Gespräch stets zugänglich, und dieses freundliche Verhältnis ist mit meinem Fortgang von der Anstalt nicht erloschen. Wie schon angedeutet wies das Lehrerkollegium nicht in allen Gliedern dieselbe Tüchtigkeit auf; zwei unter ihnen möchte ich doch hervorheben: den Mathematiker Schönemann, einen Zögling der berühmten

Königsberger Schule, wegen seiner wissenschaftlichen Bedeutung, seiner geraden Gesinnung und der einsichtigen Beurteilung der Schüler, und den Collaborator Dehmel, der ursprünglich Theologe aus der alten rationalistischen Schule in Halle sich nach langer Hauslehrerzeit die Lehrfähigkeit für die unteren Klassen durch eisernen Fleiß erworben hatte, seine Sexta in strammer Ordnung hielt, auch im Lateinischen befriedigend förderte. Wegen seines lebhaften Witzes war er ein angenehmer Gesellschafter und mir bis zum Lebensende ein treuer Freund. Einen Störenfried gab es unter uns nicht, wenngleich später die politischen Wirren das Vertrauen und die Einigkeit unter uns beeinträchtigten.

Zur Darstellung meines amtlichen Verhältnisses gehört noch die Erwähnung der beiden Schulräte, unter deren Aufsicht ich dort arbeitete. Der erste, Lange, besaß eine tüchtige geschichtliche und philologische Bildung, wie seine Übersetzung des Herodot beweist, eigentlich die einzige in aller Treue gelungene aus dem ganzen Altertum. Ein Mann von Geist, der überdies vor und in dem Jahre 1813 in seiner Weise an der nationalen Erhebung mitgearbeitet hatte; die Lehrer beurteilte er eher scharf, aber gerecht und aus hohen Gesichtspunkten, mit unserem Direktor war er durch Freundschaft und Vertrauen verbunden. Ihn löste 1850 Gustav Kießling ab, ein guter Schüler Reisigs und bekannt durch seine Lycurgea, gewissenhaft und sachkundig, streng in seinen sittlichen Anforderungen an Lehrer und Schüler, übrigens gleichfalls gerecht und wolwollend. Mir ist er bald ein gütiger Vorgesetzter geworden und hat helfend und teilnehmend mich durch mein Leben begleitet. Er schied 1857 aus dem Amte des Schulrats, um am Joachimstal Nachfolger Meinekes zu werden; auch diese schwierige Aufgabe hat er mit Glück gelöst und die treue Anhänglichkeit seiner Lehrer erworben.

In unserer jungen Ehe, in der wir zur Brandenburger

Zeit mit Tochter und Sohn beschenkt wurden, waren wir glücklich und empfanden kein Verlangen nach großem Verkehr, nicht einmal mit den Lehrerfamilien der beiden anderen schon genannten Schulen, ohne daß doch zwischen uns irgendwelche Eifersucht oder Abneigung bestanden hätte. Aber die Saldria wie die Ritterakademie lagen in anderen durch die Havel von der Neustadt getrennten Stadtteilen; die Lehrziele der ersteren, einer übrigens gut verwalteten Realschule, waren nicht die unserigen und die Ritterakademie unterschied sich als Bildungsstätte des jungen Adels auch in ihren Einrichtungen zu sehr von unserem Gymnasium, um uns zum Austausch unserer Erfahrungen zu locken. Auch in der städtischen Bevölkerung war der Unterschied zwischen Dom, Altstadt und Neustadt bemerkbar und ähnlich gliederten sich die geselligen Kreise, so daß die wolhabenden Mitglieder der Bürgerschaft, welche ihren Sammelpunkt zumeist in der Freimaurerloge hatten, nur wenig mit den Beamten und gar nicht mit der Garnison verkehrten, in der selbst die vornehmen Kürassiere, das stolze und stattliche Regiment Kaiser Nikolaus, sich von dem Offizierkorps eines Bataillons des 20. Infanterieregiments etwas abseits hielten. So war das Leben im ganzen still trotz einer lebhaften meist auf Herstellung von Seiden- und leichten Tuchstoffen gerichteten Fabriktätigkeit; die letzteren vornemlich zu Mänteln bestimmten Erzeugnisse wurden besonders nach Nordamerika ausgeführt, bis die Vereinigten Staaten dem durch einen hohen Zollsatz ein Ende bereiteten und hiermit den Schluß der Brandenburger Fabriken oder ihre Umwandlung in andere Werkstätten erzwangen. Sozialistische Aufregung wurde damals unter den Arbeitern noch nicht sichtbar; daß diese aber im Stillen sich mit ähnlichen Gedanken und Ansprüchen trugen, trat doch wenn auch nur in einzelnen Spuren 1848 zu Tage und später sollten diese Bestrebungen für die konservative Haltung der Stadt

verhängnisvoll werden. Zu der Würze unseres Familienlebens gehörte ein gelegentlicher Besuch in Harbke, wo uns die väterliche Treue, und in Suderode, wo uns die alte Freundschaft mit unveränderter Herzlichkeit empfieng. Das letztere Band wurde auch dadurch verstärkt, daß die Eltern nunmehr meinen früheren Zögling Rudolf unserem Hause und Gymnasium anvertrauten. Zu den Annehmlichkeiten unseres Wohnortes gehörte auch sein landschaftlicher Reiz, der durch den breiten Havelstrom mit seinen Seen und durch die weite Umsicht vom Marienberge gebildet wurde.

Das Jahr 1848.

Aus dieser Friedseligkeit wurden wir zuerst 1847 durch die Verhandlungen des vereinigten Landtages und dann unsanfter durch die aufständischen Bewegungen des folgenden Jahres aufgerüttelt. In jenen erkannten wir den kraftvollen Ausdruck aller politischen Gedanken und Hoffnungen, die das deutsche Gemüt seit 1840 bewegt hatten; wie schwächlich und gesucht erschien daneben die Gegenwehr der Regierung, wie kurzsichtig der leidenschaftliche Widerspruch der ständischen Partei! Tief ergriffen bewunderten wir den Freimut, die Vaterlandsliebe, die Beredsamkeit der Männer, die trotz ihrer ständischen Gliederung schon eine Gesammtvertretung des Volkes darstellten. Aus Rechtsgründen forderten sie die endliche Erfüllung der Zusagen von 1815; nicht aus abstrakten Theorien sondern aus geschichtlichem Verständnis der Bedingungen, von denen die Entwickelung preußzischer Macht und Wolfart abhieng, verlangten sie nach einer Verfassung, die den besten Kräften des Volkes eine geordnete Mitwirkung am Staatsleben sicherte. Auch der weitere Ausblick fehlte ihnen nicht, sei es daß sie um nationalen Schutz für die bedrängten Elbherzogtümer baten oder daß sie in dem engeren Zusammenschluß der Provinzen die Bürgschaft für die staatliche Einheit und eine starke Wehr gegen das Ausland fanden. Und hohen Preis zollten wir den Abgeordneten der Provinz Preußzen, die den Bau einer ihnen besonders nützlichen und erwünschten

Eisenbahn minder achteten, als die Aufrechterhaltung des Rechtszustandes und die Erfüllung der früheren königlichen Verheißungen. Wie verblaßte gegen diesen Reichtum und diese Wucht staatsmännischer Gedanken der parlamentarische Glanz aus den Kleinstaaten und welche Wirkung hätte der vereinigte Landtag für ganz Deutschland gehabt, wenn seine berechtigten und zugleich mäßigen Anträge schon 1847 befriedigt wären! Statt dessen schwankte und zögerte die Staatsregierung, bis die Gewähr der ständischen Forderungen nur als das Ergebnis einer Zwangslage angesehen wurde, die dann im Sturme der Zeit sofort zu maßlosen Zugeständnissen und zur Erschütterung des Königtums führte. Man hat wol den vereinigten Landtag für den Aufruhr des folgenden Jahres verantwortlich machen wollen; wie befangen und wie ungeschichtlich, als ob ein Vorgang von solcher Bedeutung auch hätte nicht geschehen können! Warum fragt man nicht zuvor, worin der Grund seines entschlossenen Auftretens lag, und hatte nicht selbst einer der Minister seit Jahren wiederholt auf den Erlaß einer freieren Verfassung gedrungen?

Wie es nun 1848 in Deutschland zu den aufständischen Bewegungen mit ihren raschen Erfolgen kam, läßt sich im allgemeinen leicht erklären. Kein Staat, auch nicht das damals morsche Oesterreich, hatte die Kraft noch das gute Gewissen zu einem unnachgiebigen Widerstande; Preußen hätte ihn vermocht und zuverlässig geleistet, wenn nicht auch hier an entscheidender Stelle die Festigkeit und Klarheit des politischen Bewußtseins längst erschüttert gewesen wäre und eben deshalb der achtzehnte März einen so schmachvollen Verlauf genommen hätte. Die Frage nach dem Zusammenhange der Ereignisse an diesem Tage und wie das Maß der Verantwortlichkeit für sie auf die einzelnen Handelnden zu verteilen sei, ist häufig genug aufgeworfen, hat aber eine völlig erledigende Antwort bisher nicht erhalten und wird sie auch bei

der unglaublichen Verwirrung in den höchsten Kreisen trotz zahlreicher Beiträge kaum je finden. Am nächsten scheint mir die sorgsame und peinlich gewissenhafte Schrift von W. Busch „Die Berliner Märztage von 1848" der Lösung zu kommen.*) Trotz alledem wissen wir genug, um den Hergang pragmatisch begreifen zu können und das genügt.

Zunächst ist klar, daß unter allen disharmonischen Schwankungen der Vorjahre die öffentliche Meinung, welche diesesmal ihren Namen verdiente, mit wachsender Stärke nach dem einen Ziele strebte, für Denken und Tun eine größere Freiheit, für das deutsche Vaterland mehr Einigkeit, für die Staatsverwaltung eine festere Grundlage und Gestalt zu erlangen. Dieses Ziel war an sich leicht zu erkennen, aber es entbehrte der scharfen Umrisse und somit sprang die Bewegung von den Kundigen und Gemäßigten bald in solche Kreise über, welche nach Bildung und Besitz zur Mitarbeit nicht berufen waren und ziellose Wünsche hegten. So ist es fast immer in solchen Krisen gewesen; war doch auch in Frankreich so eben noch die Umwälzung sofort über die einfachen und verständlichen Bestrebungen Odilon Barrots hinausgegangen. Gesteigert wurde die allgemeine Aufregung durch das rasche Gelingen des Aufstandes in anderen deutschen Staaten; benutzt wurde sie durch politische Sendlinge, die von Westen und Osten kamen, von dem großen Prozeß des Jahres 1846 gab es ja noch genug Polen in Berlin. Diese Tätigkeit fremder Hetzer ist völlig

*) In der historischen Bibliothek der historischen Zeitschr. VII, 1899. Vgl. O. Perthes Beiträge zur Geschichte der Märztage 1848, in den Preuß. Jahrb. Bd. 63, S. 527—543; v. Sybel Vorträge und Abhandl. S. 236—261. Abeken Ein schlichtes Leben aus bewegter Zeit, 1898. von Diest Meine Erlebnisse im J. 1848, und über den Verlauf des Kampfes (Oberst Schulz) Die Berliner Märztage vom militärischen Standpunkte aus geschildert, 1850; v. Meyerinck Die Tätigkeit der Truppen während der Berliner Märztage, Beiheft 4 und 5 zum Militärwochenblatt 1891; Prinz Kr. zu Hohenlohe Aus meinem Leben I, 1897, S. 23 ff.

erwiesen und so mag Sybels Wort*) zutreffen, daß die Verschwörung einzelner und die Freiheitsbegeisterung der Berliner Bürger zum Straßenkampfe zusammengewirkt hätten. Allein dies erklärt nur den Ausbruch der Empörung, nicht ihren Sieg und hier kann die reinste Königstreue nicht anders urteilen, als daß der König selbst diesen Sieg ermöglicht hat. Seine zahlreichen phantasievollen Reden der Vorjahre, die oft genug einander widersprachen und gleichwol wie Offenbarungen des königlichen Willens klangen, hatten Niemand weder nach rechts noch nach links befriedigt, sondern nur die Begehrlichkeit gereizt; jetzt im Augenblick der Gefahr kam mehr als zuvor der Mangel eines einfachen und stetigen Willens zum Vorschein. Dieser Mangel war an jenem Tage um so verhängnisvoller, als der König trotz aller Warnungen durch den Polizeipräsidenten und den französischen Gesandten**) sogar inmitten des Kampfgetöses nicht an den Aufstand des Volkes glauben wollte, das ihn liebe. Daß es um so mehr seine Pflicht sei, das verwirrte Volk mit durchgreifender Strenge auf den rechten Weg zurückzuführen, wie dies sein einfacherer aber klarer blickender Bruder sicher getan haben würde, kam ihm in den entscheidenden Stunden nicht bei. Nicht die tapferen Truppen, nicht der besonnene General von Prittwitz tragen irgend welche Schuld; der König selbst, gleich allen Hohenzollern tapfer im Gefecht, wie er schon als junger Hauptmann bei Gr. Görschen bewiesen hatte, verlor die Fassung. Übel beraten begab er sich der Einwirkung und ermächtigte den Minister von Bodelschwingh zum Zurückziehen der kämpfenden Truppen, nachdem die Aufständischen die Barrikaden geräumt hätten. Dies war schon zuviel; nun faßte aber der sonst wackere Minister, vermutlich aus un-

---

*) A. a. O. S. 236.

**) Durch Minutoli und Graf Circourt; vgl. Busch a. a. O. S. 12.

begründeter Sorge um den Ausgang des Kampfes und die etwanige Gefährdung des Thrones den folgenschweren Entschluß, diesen Rückzug wider die königliche Meinung sofort herbeizuführen, ohne die Räumung der Barrikaden abzuwarten und bewog wider den Willen und ohne Wissen des kommandirenden Generals und trotz des Einspruchs hoher Offiziere durch unmittelbare Benachrichtigung die einzelnen Truppenführer zum sofortigen Abzuge. Was doch bei einem siegreich fortschreitenden Kampfe überhaupt keinen Sinn hatte und das bedingte Angebot des Friedens in unbedingte Nachgiebigkeit, d. h. in eine verlorene Schlacht verwandelte. So erklärt sich der schmerzliche Ausruf Abekens, daß seine Liebe zum Könige nicht geringer geworden, aber sein Vertrauen auf ihn hin sei*), und Zar Nikolaus meinte 1851 trocken, der König beschuldige seine Diener, nicht sich.

Was nun folgte, ergab sich von selbst aus dem Drucke, der das Gemüt des Königs mit zunehmender Schwere belastete, und aus der Verwirrung der Geister in seiner Umgebung, die ihn gegen die frechen Zumutungen der Empörer nicht zu schützen wußte. So kam es zu dem entwürdigenden Auftritt, der den König an die Leichen der Barrikadenkämpfer führte, und zu dem bekannten Umritt, der allerdings nicht so schlimm gemeint war, aber im übrigen Deutschland den größten Unmut hervorrief. Dieser Ritt sollte eigentlich die Versöhnung des Königs mit seinem Volke darstellen und bekräftigen und er hat dies auch insoweit geleistet, als er für die nächste Zeit die Reihen der Gegner trennte. Es ist nicht so allgemein bekannt, aber völlig sicher, daß die entschiedeneren unter diesen nach wenigen Tagen die Widerholung des Aufstandes und eines planvoller angelegten Straßenkampfes beabsichtigten, um

*) A. a. O. S. 151, wo Abeken auch die ungeschickten Maßregeln an den vorhergehenden Tagen richtig beurteilt.

die Entthronung des Königs und die Erklärung der Republik herbeizuführen, mit ihrem Vorhaben aber bei den nunmehr friedlicher gestimmten und vorsichtigeren Genossen keinen Anklang fanden. Im Reiche sah man freilich in jenem Ritte nicht nur eine unvergleichliche Schwäche, sondern in Verbindung mit dem Worte, daß Preußen in Deutschland aufgehen müsse und daß der König für die Tage der Gefahr die Leitung Deutschlands übernehmen wolle*), eine ungeheuerliche Anmaßung und diese Auffassung, wie ungerecht auch immer, hat uns die Stellung und unsere Arbeit in Frankfurt sehr erschwert. Es ist zur Verurteilung des Aufstandes darauf hingewiesen**), daß schon vor seinem Ausbruch der König alles wesentliche in der Verfassungssache zugestanden habe. Allein diese Tatsache war nur wenigen eingeweihten bekannt und konnte deshalb die erhitzte Menge nicht mehr besänftigen. Daß der König übrigens sich nur halben Herzens zu diesen Zugeständnissen herbeiließ, war nicht nur nach seiner Vergangenheit zu vermuten, sondern ist auch durch sein späteres Verhalten bezeugt; dachte er doch in späteren Jahren noch daran, die Verfassung durch einen Freibrief zu ersetzen, was ihm nur mit Mühe von einem hohen Beamten streng konservativer Gesinnung ausgeredet wurde, der freimütig den Eidbruch für ein unerhörtes Vorkommnis im preußischen Königshause erklärte. Gleichviel indes, ob unnötiger Frevel, ein Unglück und ein Widersinn war der Straßenaufstand hier, wie immer; denn er beschädigte nicht nur die Treue und das Rechtsgefühl, sondern er führte auch weit über das zunächst gewollte Ziel hinaus und rief eine unvermeidliche Gegen-

---

*) Roth und Merck Quellensammlung zum deutschen öffentlichen Recht I, S. 152.

**) So von Koser in seiner vortrefflichen, auch für die Vorjahre wichtigen Abhandlung Friedrich Wilhelm IV. am Vorabend der Märzrevolution, in der historischen Zeitschrift Band 83, Heft 1, S. 43—84.

strömung hervor, welche hier widerum das erlaubte Maß der Freiheit einschränkte und selbst die politische Sittlichkeit beschädigte. Wer die Flut der Verdächtigungen und polizeilichen Heimsuchungen und andererseits der Augendienerei und des jähen Gesinnungswechsels in den nächsten Jahren durchlebt und ertragen hat, wird hierüber nicht in Zweifel sein.

Aber selbst die Erscheinungen der nächstfolgenden Zeit waren nicht geeignet, Freude zu wecken, ganz abgesehen von der widerholt hervortretenden Neigung zu Straßentumulten. Denn das neue Ministerium bestand zwar aus königstreuen Männern von bewährter liberaler Gesinnung; sogar Graf Arnim, der übrigens bald ausschied, hatte die freiheitlichen Forderungen ohne Anstand verwirklicht und das ihm später vielfach verübelte Wort, daß man der Bewegung um einen Schritt vorausgehen müsse, zeugte von richtiger Würdigung der Sachlage. Allein die Gleichheit der politischen Richtung im allgemeinen genügte nicht, um ein einheitliches und kräftiges Ministerium zu schaffen; die einen, wie Lud. Camphausen und Alfr. v. Auerswald waren Idealisten, Hansemann dagegen ein kluger und entschlossener Rechner, aber ohne inneres Verständnis preußischer Art und Geschichte. Allen gieng aber eine sichere Verwaltungsübung ab, zur schadenfrohen Genugtuung der Beamtenwelt und zur Unzufriedenheit des Hofes, bei dem sie deshalb weder Vertrauen noch Einfluß gewannen. Hieran wurde auch während des ganzen Sommers durch mehrfachen Wechsel im Ministerium nichts geändert; es blieb ohne Gestaltungskraft, unklar in der Erkenntnis der nächsten Ziele, allzubedächtig in der Wahl der Mittel und Wege zu ihnen und ohnmächtig gegen die Straße wie gegen die Nationalversammlung, welche gleichfalls der politischen Klugheit ermangelte, sich in untergeordnete Verwaltungsfragen einmischte und durch stetes Überschreiten ihrer Befugnis den König reizte und die Kraft des Ministeriums schwächte. Am

wenigsten verstand das Ministerium, sich mit der Frankfurter Reichsversammlung zu beiderseitiger Stärkung zu verständigen; wie der Minister Milde einem meiner Frankfurter Freunde sagte, „Vergessen Sie nie, daß Sie für uns eine Versammlung im Monde sind“, uneingedenk des Einflusses, den der Mond auf Ebbe und Flut besitzt.

Dieser unglückliche Zustand in der Hauptstadt und an den entscheidenden Stellen setzte sich, wenn auch mit grundverschiedener Wirkung, in die Provinzen fort; er steigerte die Verwirrung, machte die Beamten unsicher, weckte bei den Unruhestiftern die Begehrlichkeit, bei den Wolgesinnten die Misstimmung und schließlich Gleichgiltigkeit gegen die weiteren Geschicke, da doch gerade ihr gesammeltes und entschlossenes Auftreten die schwankende Regierung befestigt und die Herstellung der Ordnung beschleunigt haben würde.

In Brandenburg nahm man wol die freiheitlichen Zugeständnisse gern an, auch zeigten sich einige demokratische und sogar sozialistische Regungen; aber es überwog der altpreußische Sinn, die Anhänglichkeit an den Thron und das Haus der Hohenzollern und der Stolz auf den alterworbenen Ruhm unsers Staates.*) Leider fehlte dieser Gesinnung ein tatkräftiger, beanlagter und vertrauenswürdiger Führer. Der Oberbürgermeister Ziegler hätte dieser Führer nach seiner Persönlichkeit und im Grunde auch nach seiner Neigung sehr wol sein können; er war im Herzen eher Aristokrat, ein geschulter Beamter, von manigfacher Bildung und von Verständnis für preußische Geschichte und preußisches Heerwesen. Allein er war offenbar seiner selbst nicht sicher und hielt sich deshalb scheu zurück; sein Ehrgeiz verblendete ihn später in kritischer Lage über die Machtmittel der Staatsregierung wie

*) Über die Haltung der Stadt während dieses Jahres vgl. d. anziehende und treue Schilderung von O. Jork in dem Jahresbericht des historischen Vereins zu Brandenburg, Nr. XXIX—XXX S. 1—38.

andererseits der von ihm ergriffenen Partei und gewann dann sehr zum Schaden für ihn wie für das Gemeinwesen die Oberhand über seine wirkliche Vaterlandsliebe, die gelegentlich noch später, z. B. im Jahre 1866 fast unwillkürlich hervorbrach. So konnte selbst ein so wenig berufener, wie ich, in den Beratungen des rasch sich bildenden konstitutionellen Klubs einen mäßigenden und regelnden Einfluß durch Reden und Vertrauensadressen an das Ministerium üben. Hierfür genügte der Mut des Auftretens, der in der allgemeinen Verworrenheit auch ohne große staatsrechtliche Kenntnisse seine Wirkung nie verfehlt; ich gestehe, daß ich hierbei die abschreckenden Beobachtungen, welche ich in den Osterferien in Berlin, namentlich beim Besuche einiger demokratischen Vereine sammelte, mit einigem Erfolge zur Aufklärung und Ermutigung meiner besorgten Mitbürger verwendet habe. Auch behagte es der alten Kur- und Hauptstadt, daß ich gelegentlich gegen süddeutsche Überhebung den Brandenburgischen Stolz auf Preußens Macht und Wehrkraft wach rief. So erklärt sich, daß gegen den Assessor Paalzow, einen klugen und kenntnisreichen, zudem als Protokollführer des vereinigten Landtags politisch geschulten Mann, der indes dem konservativen Zuge der Wahlmänner nicht völlig entsprach, auf meinen Vorschlag der eben abgetretene Minister Graf Arnim in die Frankfurter Reichsversammlung und ich zu seinem Stellvertreter gewählt wurde. Aber Arnim, auf dessen Zusage als des Dechanten des Brandenburger Domkapitels wir sicher hofften, wurde auch in seinem Heimatskreise Prenzlau gewählt und nahm dort an, freilich um nur wenige Wochen sich an den Frankfurter Verhandlungen zu beteiligen. Es läßt sich leicht verstehen, daß ich bei der Nachwahl vom Stellvertreter zum Abgeordneten befördert wurde, obschon ich einen so bedeutenden Gelehrten, wie den Völkerrechtslehrer Heffter, zum Gegenkandidaten hatte; ich war eben den Wählern schon bekannt,

denen es weniger auf reiches Wissen als auf preußisches Selbstvertrauen ankam, das freilich auch meinem Mitbewerber nicht gefehlt haben wird.

Was ich für meine neue Würde mitbrachte, einige Geschichtskenntnis, leidliches Verständnis der Politik Dahlmanns und des Aristoteles, auch von Klübers Wiener Kongreß, eifriges Lesen der Deutschen Zeitung, welche seit Jahresfrist für deutsche Volksvertretung und deutsche Einheit unter preußischer Führung mit Nachdruck kämpfte, ebenso der Verhandlungen des vereinigten Landtages, war wenig genug und reichte nicht entfernt hin, um mich über die Schwierigkeit der Aufgabe, geschweige denn über die Mittel zu ihrer Lösung aufzuklären. Niemand sollte in die parlamentarische Tätigkeit eintreten, der nicht seine Schule in der Staats- oder Gemeindeverwaltung durchgemacht hat; weder theoretisches noch geschichtliches Wissen schützen gegen Torheit und Leidenschaft, wie bekannte Beispiele aus unseren Tagen dargetan haben, und Genies der Staatskunst sind allezeit selten gewesen. Langes Beraten war schon damals nicht meine Liebhaberei und ich möchte mich gegen die Annahme der Wahl gewehrt haben, wenn ich die Natur solcher Versammlungen gekannt hätte, in denen das Gefühl der persönlichen Verantwortlichkeit durch allerlei Abkommen zwischen den Parteien über Gebür abgeschwächt wird. Ich befand mich also in glücklicher Unwissenheit über die kommende Gefahr wie über mein Unvermögen: dazu empfand ich die berauschende Wirkung des hohen Zieles. Es lockte die Aussicht an der heißersehnten Einigung des geliebten Vaterlandes und der hiermit verbundenen Machterhöhung Preußens mitzuarbeiten, und dabei die berühmten Vorkämpfer dieser Idee kennen zu lernen, und wenngleich ich mir meines geringen Gewichts wol bewußt blieb, so war dafür mein monarchisches und mein Staatsgefühl nie so klar und lebendig gewesen, als jetzt, wo ich die

meinem Könige und meinem Staate angetane Schmach erlebt hatte. Denn das eine stand und blieb mir fest, daß die Rettung Deutschlands nur aus Preußen kommen könne. Also ich nahm an, wie schwer ich mich auch von meiner jungen Familie und meinem Lehramt trennte. Für dieses gewann ich an dem Doktor Horkel, den ich später in Königsberg als Direktor wider finden sollte, einen befähigten Vertreter und fuhr unbekümmert um die Opfer, welche die Zukunft mir auferlegen könne, am 6. Juni ab nach Frankfurt. Unterwegs versuchte ein begeisterter Postschaffner mich für die neue demokratische Weisheit zu gewinnen und als ich mich über deren Heilkraft zweifelnd äußerte, schnob er mich entrüstet mit den Worten an, wozu denn die Volkssouveränität wäre. Diese Frage wußte ich freilich nicht zu beantworten und so schwieg ich geknickt still.

Die Paulskirche.

Eine wahrhaftige Geschichte der ersten deutschen Reichsversammlung zu schreiben würde erst nach Sichtung aller Quellen möglich sein, vorausgesetzt daß hierunter nicht nur die geheimen Staatsschriften der Archive und die fürstlichen Briefwechsel sondern auch die vertraulichen Briefe und Verabredungen der Parteiführer und der Verschwörer verstanden werden. Die Quellen der ersten Gattung werden wenn überhaupt erst in später Zeit, die der zweiten niemals aufgedeckt werden. Ich bin um so weniger befähigt und geneigt mich solchen Versuchs zu unterfangen, als ich nur ein einfaches wenn auch aufmerksames Mitglied jener Versammlung bis zur Kaiserwahl war. Aber selbst dieses bescheidene Maß der Teilnahme würde es mir unmöglich machen, an ihrer Aufgabe, ihrem allgemeinen Verlaufe, ihrem Ergebnis schweigend oder auch nur mit der kühlen Ruhe des Geschichtsschreibers vorbeizugehen, deren ich mich noch heute in der Erinnerung nicht mächtig fühle. Ich habe meinen Briefwechsel und ebenso die zuverlässigsten Darstellungen jener Zeit von Haym, Laube, Biedermann, Heller nochmals zu Rate gezogen, dabei aber gefunden, daß ich ein treues Bild jener Zeit in mir beware, auch ein Beweis dafür, wie mächtig und nachhaltig wir damals ergriffen wurden. Will man meinen Worten die Macht

persönlicher Stimmung anmerken, so habe ich dagegen nichts zu erinnern, nur daß bedeutendere Mitglieder nach langen Jahren noch ebenso empfanden; und wenn man bei den großen Historikern von Sybel und von Treitschke, die nicht einmal unter uns waren, eine ähnliche Auffassung versteht, so wird man sie mir um so eher verzeihen. Die merkwürdige Tatsache, daß zu der Jubelfeier der Frankfurter Versammlung von den wenigen Überlebenden selbst solche Mitglieder aus Oesterreich und Bayern bewegten Herzens herbeieilten, die vordem unsere Gegner gewesen, aber in dem langen Nachleben von der Idee des Deutschen Reichs und seines Kaisertums überwunden waren, zeugt für die unvergängliche Frucht welche unter schweren Wehen aus den Verhandlungen jener Tage geboren wurde.

Als ich in Frankfurt eintraf, waren Dank der mächtigen Persönlichkeit Heinrichs von Gagern die ersten Reibungen einer so unbehilflichen Versammlung überwunden und die parlamentarische Maschine einigermaßen eingerenkt; auch die Scheidung der Parteien hatte, vorerst freilich in unsicheren Linien, begonnen. Zwei wichtige Beschlüsse hatten nach entgegengesetzten Seiten die Sinnesart aufgedeckt, welche die Mehrheit der Versammlung beherrschte. Um die gewaltsame Umwälzung von neuem anzufachen und den Einfluß Preußens, des einzigen widerstandsfähigen Staates, noch weiter zu untergraben, hatte Zitz, der Abgeordnete für Mainz, den dortigen blutigen Aufruhr zur Grundlage von Anträgen verwendet, die die Bundesfestung der preußischen Besatzung entheben und dem von Verschwörern geleiteten Straßenpöbel überliefern sollten. Die kaltblütige Tapferkeit des oesterreichischen Abgeordneten von Schmerling hatte indes mit voller Schärfe die Natur dieser Anträge aufgedeckt und die Versammlung hiermit vor einem Irrwege behütet, dessen Betreten ihren eigenen Fortbestand gefährdet haben würde.

Anders stand es mit dem Verlauf der Verhandlungen über den Antrag, mit dem der Kölner Raveaux das gleichzeitige Tagen der Vertretungen in den Einzelstaaten verhüten wollte: gegen den Widerspruch der preußischen Abgeordneten von Vincke und Graf Arnim, später auch des bayrischen von Beisler, die für die Feststellung der Reichsverfassung nachdrücklich die Vereinbarung zwischen der Versammlung und den einzelnen Regierungen forderten, hatten sie zu der fast einstimmigen Annahme des sogenannten Wernerschen Antrags*) geführt, der diese Vereinbarung schlechthin abzuweisen schien. Ich vermute leider, daß ich mit der Mehrheit gestimmt haben würde, wenn ich am 27. Mai schon Mitglied der Versammlung gewesen wäre; allein der Beschluß rechtfertigt sich nur durch die Voraussetzung, daß die Staatsregierungen zu übereinstimmenden Vorschlägen solcher Art, die die deutsche Einheit wirklich zu fördern geeignet waren, nicht einmal unter sich gedeihen, geschweige denn mit der Reichsversammlung überein kommen würden, und diese Besorgnis ist durch die Geschichte der folgenden achtzehn Jahre vollauf bestätigt**). Immerhin hätte die Verständigung durch Entsendung von Beauftragten der einzelnen Staaten nach Maaßgabe der von dem Darmstädtischen Gesandten von Lepel eingereichten Denkschrift versucht werden sollen; allein hierzu fehlte den Regierungen der Mut und der Versammlung selbstverleugnende

---

*) „Die deutsche Nationalversammlung als das aus dem Willen des Volkes und den Wahlen der deutschen Nation hervorgegangene Organ zur Begründung der Einheit und politischen Freiheit Deutschlands erklärt: daß alle Bestimmungen einzelner deutscher Verfassungen, welche mit dem von ihr zu gründenden allgemeinen Verfassungswerke nicht übereinstimmen, nur nach Maaßgabe des letzteren als gültig zu betrachten sind, — ihrer bis dahin bestandenen Wirksamkeit unbeschadet" **Roth u. Merck** a. a. O. I. 529. Stenographischer Bericht der Frankfurter Verf. I. 155 u. 430.

) Dem Sinne nach sprach sich die großherzoglich sächsische Regierung noch am 13. Febr. 1849 ebenso aus; **Roth u. Merck a. a. O. II. 285.

Einsicht. Denn der Beschluß war entweder überflüssig, weil er nur das Selbstverständliche ausdrückte, daß jeder Widerspruch zwischen der rechtlich zu Stande gekommenen Reichsverfassung und den Verfassungen der Einzelstaaten unzuläßig sei, oder er sprach der Versammlung das alleinige Recht zur Feststellung der Reichsverfassung zu, was freilich damals die Mehrheit der Abgeordneten meinen mochte, was aber durch einseitigen Machtspruch trotz aller revolutionären Vorgänge nicht entschieden werden konnte. Der Beschluß reizte also nur die Empfindlichkeit der zu jener Zeit noch ohnmächtigen Bundesstaaten, was auch von Berlin her verlautete. Die Ironie der Geschichte zeitigte übrigens die seltsame Umkehr, daß gerade die radikalen Abgeordneten, welche im Frühjahr die Alleingewalt der Reichsregierung am rücksichtslosesten verfochten, im Spätherbst sich gern auf die Landtage der Einzelstaaten zurückgezogen hätten, um in diesen den Widerstand gegen die ihnen misliebige Gestalt der Reichsverfassung aufzubieten. Hätte man aber zu jener Zeit den unglücklichen Verlauf der Berliner Nationalversammlung vorausgesehen, so wäre es wol besser gewesen, sie bis zum Abschluß der Reichsverfassung zu vertagen: die preußische Regierung hätte ungestörter sich einerseits befestigen und andererseits die Verständigung mit Frankfurt suchen können. Allein dies wäre ein Wagnis gewesen, zu dem die preußische Regierung sich schwerlich aufgerafft hätte.

Nun steuerte die Versammlung auf die Verfassung und zwar zunächst auf die Feststellung der Grundrechte hin; sie fühlte außerdem das Bedürfnis, sich selbst und dem gesammten Deutschland an Statt des absterbenden Bundestages eine Regierung, wenn auch nur bis zum Abschluß des Verfassungswerkes zu schaffen. Jenes Verlangen nach den Grundrechten berürte sich mit der Liebe der Deutschen zur Theorie, welche unter uns bei dem Mangel lebendiger Erfahrung überwog;

sie erklärt namentlich das Behagen, mit dem man sich in allzugroßer Redseligkeit hierüber ergieng. Allein es wird mit Recht bemerkt, daß diese haarspaltenden Erörterungen ihren Quell auch in der Bedrückung hatten, welche das staatliche Bewußtsein seit 1815 unnatürlich gefesselt hielt und nunmehr gründlich abgeschüttelt werden sollte. Richtig ist freilich, daß die Grundrechte neben manchem Überschwange und einigen kleineren Torheiten selbst nach dem Urteile des Berichterstatters Georg Beseler an dem schweren Fehler litten, nur von den Rechten und nicht zugleich von den Pflichten der Staatsbürger zu sprechen. Aber sie verdienen nach eben demselben zunächst berufenen Richter auch das Lob, ein nationales Werk begründet und durch Übergang in die meisten Verfassungen sich im Rechtsbewußtsein unseres Volkes festgesetzt zu haben.*) Gegen solchen Drang konnte die sonst richtige Forderung Vinckes, daß man die Verfassungsberatung mit dem Aufbau der eigentlichen konstitutiven Gewalten beginnen solle, nicht aufkommen; zudem war noch mancher Gedankenaustausch, manche eindringliche Belehrung nötig, um die Versammlung über die Grenzen ihrer Macht und über den geschichtlich begründeten Beruf des Staates zu belehren, von dem allein der Schutz der deutschen, der wirklich deutschen Einheit zu erwarten war. Wurde doch der Antrag des Abgeordneten Braun aus Köslin, die provisorische Centralgewalt der Krone Preußen zu übertragen, in jenen Tagen mit Gelächter aufgenommen, was ein süddeutsches Mitglied sogar als eine Abstimmung im Protokoll verzeichnet wissen wollte, noch ohne Ahnung, daß er selbst nach blutigem Waffenentscheid mit wahrhaftigem Mute seine Landsleute zum Anschluß an Preußen in vaterländischer Gefahr aufrufen würde.

Die Beratung über die provisorische Centralgewalt ergab

---

*) G. Beseler, Erlebtes und Erstrebtes S. 63.

trotz großer Redeflut befriedigende und zeitgemäße Beschlüsse, obschon diese den auf Bestellung einer dreiköpfigen Reichsregierung gerichteten Wünschen der Einzelstaaten nicht entsprachen. Allein Dahlmann und besonders Vincke hatten mit überzeugendem Nachdruck für ein einheitliches Haupt gesprochen und Gagerns bekannter kühner Griff, der der Versammlung die Wahl dieses Einen zuwies, überwand die Schwierigkeit, welche uns aus der Eifersucht der Einzelregierungen zu erwachsen drohte. Ich bekenne mit einer erheblichen Zahl unserer Freunde gegen diese Wahlart gestimmt zu haben; allein sie wurde wenn auch mit saurer Miene von eben jenen Regierungen nachträglich bestätigt. Die auch durch Vincke offen bezeichnete Wahl lag freilich nahe: der Erzherzog Johann von Oesterreich, von dem wir sonst nicht viel wusten, hatte vor einigen Jahren bei öffentlichem Anlaß von einem einigen Deutschland gesprochen, in dem es kein Sonderoesterreich und kein Sonderpreußen geben werde; somit erhielt er unter der großen Mehrheit von 436 gegen 112 Stimmen auch die unserige. Ob diese Wahl die spätere Entscheidung gefördert oder gehemmt habe, mag zweifelhaft sein: damals war eine andere überhaupt nicht möglich.

Auch eine andere Frage, welche die Köpfe sehr verwirrt hatte, erhielt eine unter den obwaltenden Umständen günstige Lösung. Die preußische Regierung hatte einigermaßen voreilig die sogenannte nationale Gestaltung der Provinz Posen zugesagt. Nachdem nun durch den Aufstand der Polen und das verhängnisvolle Eingreifen des Generals von Willisen die gefährliche Unklarheit dieses Versprechens dargetan war, hatte sie zur Ordnung der Verwaltung je nach der vorwiegenden Zahl der deutschen oder der polnischen Bewohner eine vorläufige Grenzlinie innerhalb der Provinz gezogen, über deren Giltigkeit die Reichsversammlung insofern zu entscheiden berufen war, als hiervon die Berechtigung der posen-

schen Abgeordneten zur Teilnahme an unseren Beratungen abhieng. Die Köpfe der Deutschen waren damals sogar noch unklarer als heute; so hatte denn das Vorparlament sich nachdrücklich für die Widerherstellung eines unabhängigen Polen zur Sühne eines vermeintlichen Völkerfrevels erklärt, und es gab auch unter uns außer den Radikalen noch genug Mitglieder, welche eine geschichtliche Tatsache zu Ungunsten des Vaterlandes gern ungeschehen gemacht hätten. Es ist das Verdienst Wilh. Jordans, durch seine Sachkenntnis und seine patriotische Beredsamkeit diese Torheit verhütet und die Anerkennung jener Scheidung bewirkt zu haben: sie ist erst weit später durch den preußischen Landtag auf den Antrag Beselers als eine unnütze Beunruhigung Rußlands mit Recht wider beseitigt. Denn trotz aller unseligen Schwankungen der preußischen Politik in dieser Angelegenheit und trotz aller Parteibündnisse steht jetzt fest, daß Deutschland keinen auch noch so geringen Teil des ehemaligen Polen herausgeben kann, um einen ständigen Heerd der Verschwörungen und des Aufruhrs zu schaffen.

Inmitten solcher Aufregungen wäre für das Reichsministerium eine unbefangene Würdigung seiner ohnehin schwierigen Aufgabe und eine zugleich vorsichtige und kraftvolle Wahl der Mittel kaum möglich gewesen, selbst wenn es nicht durch den widersinnigen Ausschluß des Verfassungswerks aus seinem Amtskreise gehemmt und im Verwalten geübter gewesen wäre. Es hat aber bis zu den großen Kämpfen des Herbstes redlich zusammengehalten, obschon störende Misgriffe bei seiner Unerfahrenheit und seiner ungleichartigen Zusammensetzung nicht immer vermieden. Daß Ludolf Kamphausen alle Mahnungen Dahlmanns zum Eintritt ablehnte, war bei seinem durchdringenden Verstande und seiner Gemütsart zu erwarten: seine kühle Skepsis würde ihm schwerlich eine lange Mitarbeit gestattet haben. Schmerling sollte durch seine Unerschrocken-

heit die Versammlung und darüber hinaus Deutschland aus schwerer Gefahr retten; der Bremenser Duckwitz hätte ja für den Handel die nötige Erfahrung mitgebracht, wenn nur dem werdenden Reiche inmitten eines Krieges irgend welche Einwirkung auf den deutschen Handel vergönnt gewesen wäre. Aber wie konnte man Heckscher mit einem Ministerium, zumal dem des Auswärtigen betrauen, der doch seine Taktlosigkeit schon in der Schilderung der Reise zur Einholung des Reichsverwesers hinlänglich verraten hatte und außer einer advokatischen, aber ungelenken Beredsamkeit nichts für sein schweres Amt, nicht einmal persönliche Selbstbeherrschung mitbrachte und zu klarer Auffassung der politischen Lage unfähig war? Allein das schlechthin unüberwindliche Hindernis jeder förderlichen Wirksamkeit lag in der völligen Vereinsamung des Ministeriums gegen die beiden deutschen Großstaaten, die auch ihrerseits weder geneigt noch im Stande schienen, sich um wirklich deutsche Ziele zu kümmern. Preußen rief den Eindruck der Rat- und Tatlosigkeit hervor, die die kindischen und doch gefährlichen Übergriffe der Landesversammlung nur unvollkommen abzuwehren vermöge. Dem dortigen Ministerium fehlte das königliche Vertrauen; der König selbst schwankte von einem Tage zum andern und verirrte sich in seiner Haltlosigkeit soweit, daß er, natürlich ohne Wissen des Ministeriums, einen seiner Nächstvertrauten beauftragte mit dem elenden Abenteurer Witt von Dörring zu verhandeln, weil man jetzt durch die Massen wirken müsse. So blieb aller Welt verborgen, daß die preußische Macht augenblicklich nur schlecht oder gar nicht geleitet, aber in ihrem Wesen unversehrt war. Oesterreich rang mit wirklichen Schwierigkeiten sowol im inneren als nach außen, so daß es Frankfurt nicht beachtete, auch dies deutlich dadurch zum Ausdruck brachte, daß es während des deutschdänischen Krieges seinen Gesandten in Kopenhagen beließ und hiermit den Anspruch auf die

Geltung einer außerdeutschen Großmacht aufrecht erhielt. Dies war auch in seiner Geschichte und seiner Zusammensetzung völlig begründet; nur daß sich damit die Forderung einer einflußreichen oder gar gebietenden Stellung in Deutschland nicht vereinen ließ. Somit diente seine Haltung zur allmählichen, aber schmerzlichen Belehrung mancher Abgeordneten, die aus staatlichen und kirchlichen Erwägungen Oesterreich gern an Deutschlands Spitze behalten hätten. Aber doppelte Ziele und einen zweifachen Mittelpunkt des Schaffens verträgt selbst ein Großstaat auf die Dauer nicht, am wenigsten ein so ungleichartig zusammen gewachsener. Die übrigen deutschen Regierungen hielten sich teils mürrisch zur Seite, teils waren sie zu ohnmächtig, um uns helfen oder schaden zu können.

Sonach waren bei der machtlosen und doch stets zur Tat gedrängten Reichsregierung Misgriffe unvermeidlich; aber sie brauchten nicht so ungeschickt zu sein, wie die Forderung, daß die Truppen der Einzelstaaten dem Reichsverweser huldigen sollten. Daß der Reichskriegsminister von Peucker, ein schon 1813 bewährter preußischer Offizier, eine solche Anordnung treffen konnte, würde unbegreiflich sein, wenn sich nicht um Preußen der Nebel der Machtlosigkeit gelagert hätte. Von Oesterreich, das im Felde tapfer, aber mit Aufbietung aller Kräfte um seinen Bestand kämpfte und im inneren durch dauernden Aufruhr geschüttelt wurde, war ohnehin keine Fügsamkeit zu erwarten; es war nur natürlich, daß es sich um jenen Befehl gar nicht kümmerte. Preußen ließ einen Teil seines Heeres zur Parade ausrücken und der König sprach durch Armeebefehl sein Vertrauen zur Tapferkeit seiner Truppen aus, wenn sie einmal auf seinen Befehl unter die Führung des Reichsverwesers treten würden; es entzog sich hiermit jener Zumutung mit Takt und Wolwollen. Wenn aber der König beim Kölner Dombaufeste uns unter sonst freundlichen Worten nachdrücklich daran erinnerte, daß es noch Fürsten in

Deutschland gebe und daß er einer von ihnen sei, so mochte dies unseren Stolz verletzen, aber es war reichlich verdient.

Herber und folgenschwerer war die Lehre, die sich nicht das Ministerium, sondern die Versammlung bei den Verhandlungen über den Waffenstillstand von Malmö zuzog. Das Ungeschick Preußens bei seinem Abschluß ist nicht abzuleugnen; auch ließ es deutlich genug die Abneigung des Königs gegen einen Krieg erkennen, der anscheinend zu Gunsten eines Aufstands gegen ein gekröntes Haupt geführt würde. Der König hat nie seinen Groll gegen Heinrich von Arnim verwunden, der Preußen allerdings rascher als nötig in diesen Krieg verwickelt hatte. Dazu kamen im Hintergrunde die russischen Drohungen; kurz die Versammlung hatte einigen Anlaß, um eine ehrenvolle Erledigung dieses Handels besorgt zu sein. Allein nicht minder groß war ihre Kurzsichtigkeit, da sie den Waffenstillstand in erster Beratung verwarf; wie konnte man hoffen, daß die übrigen deutschen Staaten einen Krieg, von dem sich Preußen zurückzog, sei es mit den Waffen oder auf diplomatischem Wege zu einem glücklichen und ehrenvollen Ende führen werde? Selbst der durch seine Liebe zu den Herzogtümern befangene Dahlmann traute auf die Hilfe der Freischaren, deren Ohnmacht doch eben bei Bau sich in trauriger Weise enthüllt hatte; die Anerkennung, welche Vincke bei der zweiten Verhandlung in schönen Worten dem Charakter und der Bedeutung Dahlmanns zollte, gereichte beiden zur Ehre und uns konservativen Mitgliedern zur Erleichterung. Schon aus dem Umstande, daß sich für das abgetretene Ministerium kein Ersatz finden ließ, ergab sich die Unmöglichkeit, den Waffenstillstand länger zu beanstanden. Als tieferen Grund dieses Misgeschicks muste man freilich das Verlangen der Versammlung erkennen, in Deutschland mitzuregieren, was weder ihres Berufs noch ihres Vermögens war, sich aber bei der Schwäche der Einzelregierungen und der Zerrüttung des öffentlichen

Rechtszustandes nicht leicht abweisen ließ. Kurz es drang die schmerzliche, aber von dem Ministerium einhellig vertretene Überzeugung, daß die Verwerfung der Malmöer Bedingungen undurchführbar sei, bei der Mehrheit der Versammlung nach schweren Kämpfen durch, zumal sich nachträglich die Möglichkeit ergab, einige ihrer Härten zu mildern. Der Straßenaufruhr, welcher am zweiten Tage nach der Schlußabstimmung ausbrach, war mit der Sorge um die Herzogtümer nur künstlich verbunden und überdies sorgfältig vorbereitet. Inwieweit sich radikale Reichstagsabgeordnete an dieser Vorbereitung so unmittelbar beteiligt haben, daß ihre gerichtliche Verurteilung hätte erfolgen müssen, mag unsicher sein; daß ihre Brandreden auf der Pfingstweide die Hörer bis zur Tat erhitzt und weitere Verabredungen zur Folge gehabt haben, ist klar genug. An der Ehre Deutschlands oder an dem Geschicke Schleswig-Holsteins lag den Barrikadenhelden, die ohnehin diese Frage nicht verstanden, blutwenig; mehr an der Befeindung Preußens, vor allem aber an der Beseitigung des Reichstags, dessen Mehrheit ihren anarchischen Gelüsten im Wege stand. Und ohne die Standhaftigkeit des wider eingetretenen Ministeriums, ohne die herbe Entschlossenheit Schmerlings und die Tatkraft Peuckers*) hätte der Aufstand über den Reichstag gesiegt; die erfolgreiche Tapferkeit der oesterreichischen und preußischen Truppen, welche in der Hauptsache von unseren beiden militärischen Abgeordneten Deetz und von Boddien geleitet wurden, verstand sich von selbst. So wurde zum ersten Male in diesem Jahre der Straßenaufruhr in Deutschland niedergeschlagen und die feste Hand der Reichsregierung sorgte durch weitere Maßregeln, insbesondere durch Entsendung von Reichskommissarien und Zusammenziehung bewaffneter Macht in den meist gefährdeten Landschaften für

*) Für Peucker zeugt Duckwitz Denkwürdigkeiten S. 285.

die Beruhigung der aufgeregten und verführten Gemüter. Dieses Verdienst ist in Berlin nicht unbefangen anerkannt, eher mit Neid und Misgunst aufgenommen, wenn man sich auch die Wirkungen gefallen ließ. Für das Schicksal der Elbherzogtümer, das hatte Dahlmann richtig herausgefühlt, bedeutete der ganze Verlauf allerdings nichts gutes. Es hat langen Drucks, dunkler und scheinbar unentwirrbarer Verwickelungen und einer unvergleichlichen Staatskunst bedurft, um sie für Deutschland zu retten.

Die Versammlung war durch diesen blutigen Ausbruch tief erregt; die Ermordung unserer Genossen, des Generals von Auerswald und des Fürsten Felix von Lichnowski hatte uns mit Entsetzen erfüllt, zumal wir ein solches Vorkommnis in unserem Volke überhaupt für unmöglich gehalten hätten. Einige der radikalsten Mitglieder machten sich von dannen, um anderswo ihr Heil zu versuchen; andere giengen aus Überdruß, wie Gervinus, oder um zu ihrer geliebten Wissenschaft zurückzukehren, wie der ehrwürdige Jakob Grimm. Gleichwol hätte die Beratung über die Verfassung, namentlich über die so schwierige und ganz neue Abgrenzung der Reichsgewalt gegen die Einzelstaaten stetig fortschreiten können, wenn nicht der Wiener Aufstand und die Krisis in Berlin neuen Zündstoff in unsere Mitte getragen hätte. Beide Zwischenfälle wurden durch die Abwehr der törichtsten Zumutungen doch mehr umgangen als überwunden; die nach Wien geschickten Reichsgesandten konnten aus einer Lage, in der es sich um den Fortbestand der kaiserlichen Herrschaft zu handeln schien, keinen Erfolg heimbringen außer der Lehre, daß wir am besten täten, uns um die dortigen Zustände nicht zu sorgen. Ähnlich verlief der etwas schwächliche Vermittelungsversuch in Berlin, wo gleichfalls der Staat aus der Umklammerung des Pöbels und der Unfähigkeit der rasch wechselnden Ministerien zu erlösen war. Das unüberlegte Ansinnen, das

Ministerium Manteuffel durch ein konstitutioneller gesinntes zu ersetzen, hätte sich der Reichstag ersparen sollen; was war denn in jener Gährung konstitutionell und hatten die liberalen Minister etwa sich das Vertrauen des Königs oder der dortigen Volksvertretung erringen können?

Beide Vorgänge dienten also keineswegs zur Stärkung, aber einigermaßen zur Erleuchtung und Beruhigung der Reichsversammlung, die nunmehr nach Gagerns richtigem Worte in den schwierigsten Teil ihrer Aufgabe, in die Bestimmungen über die Reichsregierung und ihres Oberhauptes eintrat. Wie streitig die Entscheidung war, erhellt aus der Zahl und der Verschiedenheit der Pläne, die uns in bester Absicht selbst von erfahrenen Staatsmännern, wie K. J. Bunsen, Hansemann, Graf Deym, zugiengen, alle bestrebt darzulegen, wie weit und wie rasch das Gute ausführbar und zugleich lebensfähig sei. Keine Trias, kein Walkönigtum war möglich; eine republikanische Regierung war ein Widersinn, ja eine Lächerlichkeit, selbst wenn man einen Statthalter aus fürstlichem Geblüte an die Spitze stellen wollte. Darüber gewährte schon die Ohnmacht des Reichsverwesers und der Reichsregierung volle Belehrung. Oder konnte die Versammlung ihrem hohen Berufe und den heißen Wünschen des deutschen Volkes durch Flickwerk genügen? Stüve hätte freilich den Auftrag der Versammlung gern auf Zusätze zu Art. XIX der Bundesakte beschränkt, eine Probe kleinstaatlicher Weisheit, die keine Beleuchtung verträgt. Aber wenn nur eine ständige fürstliche Regierung möglich blieb, wie machte man den Fürsten ausfindig, der zur Leitung seiner Standesgenossen die unentbehrliche Einsicht, Neigung und Kraft in sich vereinigte? Und im Verfolg dieser Betrachtung kam man bald zu der nüchternen Erwägung, daß bei der Wahl nicht nur die Person des Fürsten, sondern weit mehr noch die geschichtliche Macht seines Staates den Ausschlag geben mußte. Unter diesem Gesichtspunkte gab

es nur zwei, die ernsthaft in Betracht gezogen werden durften, den Kaiser von Oesterreich und den König von Preußen. Oesterreich wäre zur Annahme, vielmehr, wie seine Anhänger sich auszudrücken liebten, zur Wideraufnahme dieser hohen Stellung wol geneigt gewesen; aber durfte man, ganz abgesehen von seiner augenblicklichen Erschütterung, nach seiner Zusammensetzung erwarten oder auch nur verlangen, daß es Deutschland nicht mehr wie vordem als Nebenland, daß es fortan Deutschland deutsch regieren werde und könne? Und wenn dies verneint werden mußte, durfte man ihm ansinnen, daß es einem anderen minder mächtigen Fürsten folgen werde, auch nur für seine deutschen Provinzen folgen könne, wenn man diese Zwiespältigkeit innerhalb seiner selbst überhaupt für denkbar hielt? Und waren nicht sogar seine zum deutschen Bunde gehörigen Provinzen national so zersetzt, daß ihre deutsche Leitung von den schwersten Reibungen untrennbar war? So eben war der czechische Aufstand in Prag, das Werk der Partei Swornost, blutig niedergeschlagen und einer unserer liebenswürdigsten und unbefangensten Genossen, der Deutschoesterreicher Rößler, wies mit geschichtlichem Verständnis zutreffend auf die Gefahren hin, welche Deutschland aus der feindseligen Gesinnung der ehemaligen Hussiten zu befahren habe. So wuchs die Einsicht, die die wahren Staatsmänner unter uns, Gagern, Dahlmann, beide Beseler u. a., von Anfang gehegt hatten, daß der Staat Preußen mit seinem Könige zur Leitung Deutschland berufen sei, daß nach Dahlmanns Worten sich mit dem besten und dem schlechtesten Willen kein anderer Ausweg finden lasse und daß es nur darauf ankomme, sich seiner rechtzeitig zu versichern. Aber welche Zumutung an alle, die nach den Vorkommnissen des Sommers auf eine kräftige Reichsregierung durch Preußen nicht zu hoffen wagten, und Kraft zur Abwehr der äußeren Feinde und zur Bändigung der inneren Zwietracht brauchte man doch vor

allem! War überdies die Neigung des Königs zur Annahme so sicher? War nicht vielmehr andererseits völlig klar, daß bei der Entscheidung dieser Frage in einem großen Teile Deutschlands nicht nur der politische Verstand sondern auch leidenschaftliche Erregung mitsprachen? Gleichviel zunächst ob diese Erregung berechtigt war; denn nach Pascals richtigem Worte lassen sich wol Irrtümer, aber nicht Leidenschaften widerlegen, zumal in diesem Falle nicht nur die Gegnerschaft der Republikaner und der Ultramontanen, sondern die Abneigung ganzer Stämme zu überwinden war. Wer diese Berge von Hindernissen unbefangen würdigt, der wird über das Ringen der Erbkaiserpartei günstiger und über die ganze Versammlung milder urteilen, als Jahrelang nachher von rechts und links geschehen ist, ja als noch heut geschieht. Wir haben an des Schwaben Rümelin Berichten einen vollgiltigen Beweis, wie schwer es selbst einem feinsinnigen und wahrhaftigen Manne von echtester Vaterlandsliebe wurde, durch Vorurteile und Gewohnheiten des Denkens und Empfindens sich zum Kern der Frage durchzuringen und dann mutvoll für seine Überzeugung einzustehen.*)

Denn der Kampf gegen uns wurde nicht immer mit redlichen Waffen geführt. Von Oesterreich hatten wir, wie mehrfach angedeutet, nur ein feindseliges Nein zu erwarten. Allein daß es dieses Nein hinter Forderungen versteckte, deren Erfüllung es ohne Zweifel selbst für unmöglich hielt, daß

*) G. Rümelin, Aus der Paulskirche, herausg. von Schäfer, 1892. Rümelin war unter den Süddeutschen einer der ersten, die das Wesen des altpreußischen Geistes erkannten. So ist er bei seinem stetigen Streben nach Klarheit zu dem treffenden Urteile gelangt, (Vorr. S. VIII), daß die Reichsversammlung den Gedanken der nationalen Einigung aus der Region nebelhafter Träumereien und zerfahrener Meinungen herausgeholt, für denselben die politische Formel gefunden und unter unsäglichen Schwierigkeiten durch die Lösung des Rätsels, wie allein die Sache gemacht werden könne, das Ziel und Programm für die weitere Entwickelung gestellt habe.

es statt einer wirklichen Volksvertretung nur eine Delegierten-versammlung der Einzelstaaten zulassen wollte, in der es ohnehin von vorn herein zahlengemäß einer oesterreichischen Mehrheit sicher war, daß es mit seinem gesammten Länder-bestand in den künftigen deutschen Bundesstaat einzutreten verlangte, war eine anmaßende und heuchlerische Spiegel-fechterei. Bei Staaten wie bei einzelnen Menschen ist es freilich öfter vorgekommen, daß ihre Ansprüche in umgekehrtem Verhältnisse zu ihrer wirklichen Macht steigen. Weniger löblich war noch, daß die oesterreichische Regierung eiligst die rück-ständigen Wahlen in solchen Bezirken betrieb, aus denen nur deutsch feindliche Abgeordnete hervorgehen konnten. Alles dieses war nicht schön, sondern wie Rümelin a. a. O. S. 201 mit Recht urteilt, gegen alle Natur, Vernunft und Ehre. Allein das schlimmere war die scheulose Zersetzung der Reichsversamm-lung; einsichtige und hochgebildete Abgeordnete, die bis dahin mutvoll und gründlich für ein geordnetes Staatswesen ge-stritten und konservativen Maßregeln zum Siege verholfen hatten, vereinigten sich unter Verleugnung ihrer politischen Überzeugungen mit den Radikalen in der Zulassung des nur aufschiebenden Veto auch bei Verfassungsänderungen und in der Annahme eines Wahlgesetzes, das völlig geeignet war, die politische Macht und Zukunft des Vaterlandes der urteils- und besitzlosen Menge auszuliefern. So begannen nach Bin-dings*) derber aber verdienter Bezeichnung Bosheit und Gemeinheit ihr Spiel zu treiben, die in dem wiederholt erfolg-reichen Bestreben gipfelten, die Verfassung wider besseres Wissen zu verderben, um sie unannehmbar zu machen.

Trotz allem wurde die Reichsverfassung wenn auch mit den oben gedachten Entstellungen fertig und mit geringer

---

*) Binding, Der Versuch der Reichsgründung durch die Paulskirche S. 40.

Mehrheit angenommen, Tags darauf aber die Kaiserwahl mit größerer Stimmenzahl (290 gegen 245) vollzogen; der Wahlakt verlief würdig, unsere Gegner enthielten sich ohne jede Störung der Stimmabgabe. Immerhin war hiermit nur ein unsicherer Wechsel auf eine verhüllte Zukunft gezogen und es zeigte sich bald, daß er nicht eingelöst werden sollte. Denn daß hiermit die Verfassung noch nicht ins Leben geführt war trotz der Zustimmung von acht und zwanzig kleinen Staaten und der durch Römers reichstreue Entschiedenheit erzwungenen Fügsamkeit Württembergs, wusten wir sehr wol, auch daß ein Waffengang mit Oesterreich keineswegs ausgeschlossen sei. Aber wir hielten in jener Lage ein rasches Handeln für geboten und fürchteten nicht für den Ausgang des Krieges; wusten wir doch aus der stillen, aber begeisterten Teilnahme preußischer Generale, daß unser Heer für Preußens Beruf und Erhöhung freudig kämpfen werde. Auch nahmen wir die Möglichkeit in den Kauf, daß Bayern eine Zeit lang bei Seite stehen werde; schließlich würde es doch nicht umhin können, sich eher an Deutschland als an Oesterreich anzuschließen. Wie es am preußischen Hofe ungeachtet des Widerspruchs gegen manche Bestimmung der Reichsverfassung stand, wusten wir freilich nicht, weil man es dort selbst nicht wuste, und die Zusage des Königs war nicht nur möglich, sondern eher wahrscheinlich, was ich mit Briefen eines jungen Diplomaten aus jener Zeit belegen könnte, der später zu hohen Ehren aufgestiegen ist. Allein der König lehnte, wenn auch mit sichtlicher Bewegung ab, zuerst mit halbem Entgegenkommen und in bedingter Form, die sich jedoch bald zu einer schroffen Abweisung verschärfte.

Weshalb erfolgte die Ablehnung? Als politischer Grund galt, daß die Reichsverfassung dem Könige nur einen aufschiebenden Einspruch selbst bei Anträgen auf Verfassungsänderungen zugestand und daß das Wahlgesetz einer demo-

kratischen, wo nicht gar republikanischen Mehrheit die Türe zum Reichstage eröffne. Wir Erbkaiserlichen hatten in beiden Punkten nicht mehr die Mehrheit, betreffs des Veto gegen einfache Gesetze hatten wir sie nie gehabt. Immerhin mochte man tadeln, daß einige unter uns, um eine sichere Mehrheit für das preußische Kaisertum zu gewinnen, ihre frühere Meinung zu Gunsten des aufschiebenden Kaiservetos aufgegeben hatten. Allein war und ist jene zweifache Ausstellung, welche man noch jetzt hört, gerechtfertigt, nachdem unser großer Staatsmann beide so hart getadelten Bestimmungen für die neue Reichsverfassung zugestanden, wo nicht gar aus Überzeugung sich angeeignet hat? Die geheime Abstimmung bei der Wahl ist ihm nach seiner widerholten Versicherung freilich zuwider gewesen; und wie sollte sie nicht, da er sicher so gut wie wir wuste, daß neben anderen Ursachen die leges tabellariae den Verfall der römischen Republik einleiteten? Wie die öffentliche Stimmabgebung zur Zeit großer Volkserregung wirken werde, darüber lauten die Ansichten wie die Erfahrung verschieden; auch sie läßt einem unheilvollen Zwange, sei er von oben oder von unten, Raum, aber sie entspricht dem sittlichen Gefühl. Gleichwol hat sie Bismarck keineswegs mit dem ihm sonst eigenen Nachdruck vertreten, wozu er in der damaligen Lage vollberechtigte Gründe gehabt haben mag. Aber man soll dann dieserhalb die Frankfurter Versammlung, deren Lage die denkbar schwierigste war, nicht verdammen noch ihre Verfassung verwerfen. Ein Einspruch in die Gesetzgebung steht aber dem Kaiser nach § 5 der jetzigen Reichsverfassung überhaupt nur in so geringem und so eigentümlich begrenztem Maße zu, daß das Veto der Frankfurter Beschlüsse ihm hiergegen einen viel bedeutenderen Einfluß einräumt. Auch jenes vielleicht in weiser Abmessung, obschon bekanntlich in einem bestimmten Falle der leitende Staatsmann den Widerstand des Bundesrats nur durch die Drohung seines Ausscheidens

beschwichtigen konnte. Und zu dieser Nachgiebigkeit gegen die Eifersucht der Einzelstaaten hatte er nach einem siegreichen Kriege geraten, während wir den Abschluß der Verfassung unter dem skrupellosen Andrange der verschiedensten Feinde erkämpfen musten. Ich darf wol nicht mehr versichern, daß ich von je beide Verfassungsbestimmungen von Herzen verabscheue: allein sie hätten sich zeitweilig um so eher ertragen lassen, als in weiten Kreisen der Vaterlandsfreunde die Hoffnung gehegt wurde, daß beide nach Einführung der Verfassung und der hierdurch geschaffenen Beruhigung unseres Volkes in den nächsten Reichstagssitzungen zu beseitigen seien.

Nein, der Hauptgrund der Ablehnung lag nicht in ihnen, sondern in der eigentümlichen Empfindung des Königs, dem es unerträglich war, aus den Händen der Volksvertreter eine Krone anzunehmen, die er mit einiger romantischer Verbrämung als Gabe der Fürsten gern auf sein Haupt gesetzt hätte. Als wir nach Frankfurt geschickt wurden, waltete dieses Bedenken nicht ob: unser Auftrag lautete, daß wir zwischen den Regierungen und dem Volke das deutsche Verfassungswerk zu Stande bringen sollten.*) Der Bundesbeschluß vom 7. April wie der Wahlerlaß der oesterreichischen Regierung vom 15. April**) maßen der Reichsversammlung den Charakter einer konstituierenden bei. Ich bezweifle zwar nicht, daß der ersterwähnte Auftrag mit einiger Absicht zweideutig gefaßt war, um in der Zeit der ersten Bedrängnis die Forderung der Vereinbarung zu verdecken; immerhin war durch ihn die Reichsversammlung als die entscheidende Stelle bezeichnet. Sie war also auch zur Bestimmung des erblichen Kaisertums vollberechtigt und zur Kaiserwahl war sie um so mehr gezwungen, als auch außerhalb Oesterreichs die deutschen Fürsten

---

*) Roth u. Merk a. a. O. I, 193.

**) Ebendas. S. 223 u. 271.

sich nie dahin geeinigt haben würden, daß einer von ihnen, noch dazu der von Preußen über sie herrschen solle. Dazu war das Gift des Rheinbundes mit seinen rechtswidrigen Souveränitäten französischen Ursprungs und die eingebildete Selbstgenügsamkeit der kleinen Staaten viel zu tief seit der Gründung des deutschen Bundes eingewurzelt. Dies trat klar zu Tage: König Wilhelm von Württemberg tröstete sich über seine erzwungene Folgsamkeit mit der etwas voreiligen Hoffnung, daß das preußische Kaisertum nicht durchführbar sei, Bayern lehnte das Erbkaisertum schlechthin ab*) und wollte überhaupt von je den Weg der Vereinbarung als den einzig gangbaren erkannt haben und welcher Verlaß auf die Regierungen von Sachsen und Hannover war, erhellt aus ihrem späteren Abfall von dem Dreikönigsbündnis, das sie doch selbst mit Preußen abgeschlossen hatten.

Noch heut hört man die Frage, wie es der Reichsversammlung überhaupt hätte in den Sinn kommen können, den Kaiserthron aufzurichten; ich kenne keinen ungereimteren und rechtlich weniger begründeten Vorwurf. Viel treffender wäre der Tadel gewesen, daß sie ab und zu habe mitregieren wollen; aber sie wurde ja gerade berufen, um die Verfassung herzustellen. Hätte denn die Nation den Wahlerlassen der Regierungen nicht folgen, ihre Vertreter nicht wählen oder hätten die Gewählten sich nicht an die befohlene Arbeit machen sollen? War die Aufgabe an sich oder in der gegebenen Form überhaupt unlösbar, so würde dies die Auftraggeber belasten, die die Versammlung nicht hätten berufen oder doch mit ihr durch Abgesandte die Verfassung vereinbaren sollen, wenn sie im Frühjahr 1848 zu einem von beiden den Mut gehabt hätten. Aber die Fürsten selbst hatten ja die Versammlung ins Leben gerufen und ihre reichsrechtliche Stellung durch Entsendung

*) Erklärung vom 23. April 1849; Roth u. M. II, 372.

ihrer Bevollmächtigten bei der Centralgewalt förmlich anerkannt.*) Dann freilich hatten sie uns in den schweren Kämpfen gegen republikanische Zettelungen und gegen die Straßendemokratie oder, wie Welcker derb, aber treffend sagte, gegen die Krawallsouveränität ohne jede Unterstützung gelassen; sie hatten sich zudem eben so abgeneigt als unfähig erwiesen, sich unter einander und dann mit der Reichsversammlung über Form und Inhalt der Verfassung zu verständigen. So weit reicht die Schuld der Fürsten; zu ihrer Entlastung mag dienen, daß die deutschen Stämme nicht minder uneinig unter sich waren, ja daß sie den Hader noch schärften und die Schwierigkeiten steigerten, eben die Stämme, die Preußen haßten, weil es trotz vorübergehender Schwäche mächtiger als sie war, und die von Oesterreich gerade wegen seiner Ohnmacht nicht lassen wollten. So war die rechtliche und die tatsächliche Lage. Wenn nun auch jenes vorerwähnte Bedenken des Königs von Preußen ohne jeden politischen Inhalt war, wie sein und seiner Minister Schwanken über Annahme oder Ablehnung beweist, so steigerte eben dieses Bewußtsein von dem Ungrunde seiner schließlichen Absage allmählich nach einem sehr erklärlichen seelischen Vorgange seine Abneigung gegen die Versammlung in der Folgezeit bis zum Haß und Abscheu.

Aber es giebt einen anderen Gesichtspunkt, aus dem wir trotz allen Schmerzes seine Weigerung als eine politische Not-

*) Sehr gerecht, obschon von feindlicher Seite urteilt Leop. v. Gerlach (Denkwürdigkeiten I, S. 270): „Die Paulskirche hat auch ihre rechtliche Grundlage; sie ist von den Fürsten anerkannt und die Deputirten dazu auf ihre Anordnung gewählt. Der Bund hat sich durch die Bevollmächtigten der Fürsten aufgelöst. Die Paulskirche übernahm das Regiment in Deutschland, als die Fürsten völlig versagten, und erwarb sich Ansprüche auf Anerkennung und Dankbarkeit, als sie mit Energie Ordnung schaffte". Einige Jahre später hatte er dies freilich vergessen und schalt gleich anderen auf die Narren der Paulskirche; II, 4.

wendigkeit, als eine weise und gnädige Fügung Gottes hinzunehmen haben. Wie schon angedeutet und wie die nächste Zeit, ja noch das Jahr 1866 hinlänglich gezeigt hat, war die Durchführung der Verfassung wie überhaupt eine lebensfähige Einigung Deutschlands ohne Krieg nicht wahrscheinlich; der König hätte sich jedoch trotz seines Schwankens im Frühjahr 1849 und im Spätherbst 1850 nie zu einem mannhaften Kampfe gegen Oesterreich entschlossen, nie die Unbefangenheit entwickelt, sich seiner von so mancher Erinnerung durchzogenen Ergebenheit gegen das alte Kaiserhaus zu entschlagen. Wie er vor 1848 in allzuspäter Stunde Radowitz nach Wien geschickt hatte, so träumte er auch nach Olmütz, ja noch nach Bismarcks fruchtloser Sendung 1854 fort und fort von einer Versöhnung mit Oesterreich, von einer Verständigung über eine gemeinsame Leitung des deutschen Reichs, bis er aus dem letzten Versuche dieser Art 1857 die Überzeugung von der Hoffnungslosigkeit warmer und treu gehegter Hoffnungen zurückbrachte und dann rasch an Leib und Seele verfiel. Denn wie streng man auch über seine vorgängige Handlungsweise urteilen mag, so bleibt doch die Annahme zulässig und innerhalb bestimmter Grenzen auch gegründet, daß neben aller Abneigung gegen die Frankfurter Versammlung die nie erstorbene Liebe zu Deutschland und das Schmerzgefühl über die eigene wie über Preußens Erniedrigung an seinem Herzen gezehrt, mit der Steigerung der inneren Unruhe seinen ohnehin zwiespältigen Willen vollends zerbrochen und hiermit die Gesundheit seines beweglichen Geistes untergraben hat. Es mag dahin gestellt bleiben, ob der nächste Anlaß zu seiner Erkrankung körperlicher oder geistiger Art gewesen sei; die Wechselwirkung zwischen beiden überhebt uns der unlösbaren Aufgabe, den Grund des Unheils unter beide Seiten gerecht zu verteilen.

Als Preußen, für dessen Befestigung und Erhöhung wir

ein Jahr lang mit dem Aufgebot aller Kraft und gelegentlich mit Selbstverleugnung, aber stets in aufrichtiger Hingebung an das gesammte Vaterland gestritten hatten, uns im Stiche ließ, da brach die mühsam errungene Mehrheit zusammen und die Männer des Umsturzes gewannen von neuem Mut zu törichtem und frevelhaftem Vorgehen. Den Todeskampf der Versammlung habe ich persönlich nicht mehr durchlebt, da mein Amt mich Ostern 1849 zum Beginn des neuen Schuljahres heimrief. Ich schied alsbald nach der Kaiserwahl aus, wurde aber brieflich in Kenntnis von den quälenden Sorgen erhalten, denen die einst so stolze Versammlung nach dem Scheitern ihrer Arbeit und unter der Ausbreitung des Aufrufes in einzelnen Staaten noch wochenlang ausgesetzt war. Es war nicht leicht, den vaterländischen Hoffnungen sofort und völlig zu entsagen; so fand sich denn im Juni 1849 ein großer Teil der Erbkaiserpartei in Gotha zusammen, um sich über den Weg zu verständigen, auf dem sich das Dreikönigsbündnis vom 28. Mai durchführen ließ. Die damals halbamtliche Zeitung „Deutsche Reform“ begrüßte die Zusammenkunft mit warmem Zuruf; der General von Radowitz, der die deutsche Politik Preußens leitete, bat G. Beseler dringend, an ihr Teil zu nehmen.*) Ich folgte der Einladung nicht nur aus Treue gegen das alte Ziel, sondern auf nachdrückliche Mahnung angesehener und deutsch gesinnter Männer meines Wahlkreises. Unsere Zustimmung zu dem Verfassungsentwurf der drei Könige ist uns nicht nur von demokratischer Seite vorgeworfen, was ja zu erwarten war; selbst der mehr und mehr erstarkende Rückschritt verstand es, gestützt auf die Ruheseligkeit der Nation, diesen Anschluß zu unserer Verdächtigung auszubeuten und der Name eines Gothaners wurde bald gleichbedeutend mit der Bezeichnung eines versteckten

---

*) Beseler, Erlebtes und Erstrebtes S. 93.

Demokraten. Freilich wo die Untreue gegen die eigenen Pläne, also die politische Grundsatzlosigkeit zur Richtschnur des jeweiligen Handelns erhoben wird, da hört die Gefolgschaft für Männer von Ehre und vaterländischer Sitte auf.

Das gerechteste und zugleich gründlichste Urteil über das Frankfurter Werk finde ich in der Rede Bindings über den Versuch der Reichsgründung durch die Paulskirche*), in der nicht nur sein Wert als Unterbau der heutigen Reichsverfassung, sondern selbst seine Vorzüge vor dieser unbefangen und freimütig anerkannt werden. Auch von Sybels Würdigung**), die neben der Einsicht des begabten Geschichtsforschers durch eigene politische Erfahrungen bestimmt sein wird, lautet lobend und es fehlt nicht an urteilsfähigen Männern in anderen Lagern, welche sowol in der Frankfurter Arbeit, als in dem Verlauf des sogenannten tollen Jahres auch gute und notwendige Ergebnisse entdecken. Unglaublich nennt der Generaladjutant von Boyen die Konsistenz, die der Gedanke der deutschen Einheit durch die Märzumwälzung in wenigen Wochen gewonnen habe***), und Kußmaul wundert sich, daß es noch immer Leute gebe, die das Jahr 1848 in Bausch und

*) Leipzig, Duncker und Humblot, 1892.

**) Die Gründung des Deutschen Reichs I, S. 171: „So stand es in einer Versammlung, welche von keiner früheren oder späteren in Deutschland an Geist und Talent, an Wissen und Beredsamkeit, an idealem Streben und edlem Patriotismus übertroffen worden ist: es war die Bestätigung des alten Wortes, die Staatskunst sei die höchste Leistung des menschlichen Geistes, zu der man nur durch angeborene Genialität oder durch lange Schulung in strenger Methode gelangt.“ Und ebendas. S. 170: „Jene Männer hatten den Muth, an eine damals noch unlösbare Aufgabe die Hand zu legen, in dem Bewußtsein, daß von ihrer Lösung das Heil des Vaterlandes abhängig war. Ihre Fehler wurden ihnen durch die Verhältnisse aufgedrängt: ihre Ziele sind zu bleibenden Richtpunkten für Deutschlands Zukunft geworden.“

***) Von Tümpling, Erinnerungen aus dem Leben des Generaladjutanten von Boyen, 1898, S. 76.

Bogen verdammen.*) Eine treffende und geistvolle Schilderung des trostlosen politischen und litterarischen Zustandes in Deutschland 1847 und des staatlichen und gesellschaftlichen Fortschritts in den Folgejahren findet sich in Rodenbergs Deutscher Rundschau, 1897, Bd. 93, S. 417—431; sie deckt klar die Ursachen auf, aus denen die Krankheiten jenes Jahres sich erklären, vergißt aber auch das Gute nicht, das wir ihm neben allen häßlichen Erscheinungen verdanken. Ja die Frage, ob seitdem neben dem sonstigen reichen Segen die politische Erziehung unseres Volkes fortgeschritten ist, muß meines Bedünkens im wesentlichen verneint werden. Wo ist jetzt etwas von der Hoheit der Ideen, die damals die Mehrheit der Paulskirche beseelten und auch bei gar manchem unserer Gegner ungeachtet ihrer Unkenntnis der wirklichen Machtverhältnisse nicht vermißt wurden? Wie verderblich und beirrend wirkt jetzt das Unwesen der Fraktionen, das selbst die starke Hand Bismarcks nicht immer glücklich bewältigte, wie klein und doch leider wie einflußreich die Eigensucht einzelner Gesellschaftskreise, wie unredlich der gelegentliche Handel zwischen den sonst grundsätzlich verschiedenen Gruppen? Alles wenig tröstlich, selbst wenn man nicht einmal das undeutsche und unstaatliche Wesen des Ultramontanismus und die Tollheit der Sozialdemokratie veranschlagt.

Der gesellige Verkehr unter den Abgeordneten fand bei der Schärfe der politischen Gegensätze seine wesentliche Schranke viel weniger an der Verschiedenheit ihrer staatlichen Heimat, als an der Scheide zwischen konservativer und revolutionärer, monarchischer und republikanischer Gesinnung, obschon ich nicht leugne, daß gegen den preußischen Norden eine starke Abneigung und ein Gott weiß wie entstandenes Mistrauen in einigen süddeutschen Landschaften von vorn herein bestand

---

*) Jugenderinnerungen eines alten Arztes, Stuttgart 1899, S. 401.

und leider auch jetzt nicht völlig erloschen ist.*) Über jene Grenzlinie wagten sich nur einzelne von hüben und drüben hinaus und doch fehlte es auch links von ihr neben einigen, bei denen nicht nur die Reden ungewaschen waren, keineswegs an edleren Naturen, wie Simon von Trier, oder an Köpfen und Herzen, auf die das Vaterland allezeit stolz gewesen ist, wie Uhland, Vischer, Fallmerayer, Anastasius Grün. Diesseits der Grenze tauschten wir unser Hoffen und Sorgen in herzlicher Offenheit aus, und es war erquicklich, wenn wir Mitglieder des Casino uns Abends nach beendigter Vorberatung und nach Verständigung mit den anderen Gruppen in dem benachbarten Englischen Hofe zusammenfanden. Welch ein Genuß, wenn selbst Beselers scharfe Geschlossenheit oder Dahlmanns strenge und doch so zuverlässige Mienen sich dort uns jungen und lernbedürftigen zu unbefangener Unterhaltung öffneten! Gelegentlich kam es unter den Nächstbekannten wol zu einem Nachmittagsgange nach dem Forsthause, nach Bornheim oder Bergen, auch zu gemeinschaftlichen Ausflügen nach Heidelberg, Homburg, Wiesbaden oder in die sonnige Pfalz, in der ich die Heidenmauer und die herrlichen Reste der Klosterkirche zu Limburg beim Mondenschein aufsuchen konnte. Zu Dürkheim kehrten wir in die Vier Jahreszeiten bei der vormals schönen Wirtin Anna ein: die Gewandtheit, mit der sie von der anfänglichen Erbitterung gegen unseren Staat zu milderen Gesinnungen umkehrte, als wir uns als Preußen bekannten, hätte einem Diplomaten Ehre gemacht. „Es ist sehr merkwürdig", meinte sie nachdenklich; „aber die Herren Preußen leiden nie, daß man auf ihren König schilt". Bei den Süddeutschen gehörte damals das Schimpfen auf Preußen und sein Fürstenhaus zum politischen A. B. C. Viel besser

*) Ähnliche Schilderung in Hellers unterhaltenden Brustbildern aus der Paulskirche S. 17 ff.

hielten sie es freilich mit dem eigenen Landesherrn auch nicht; aber es war doch sehr bequem, alles deutsche Elend der nordischen Macht aufzubürden, die sich so spröde gegen das Idol der Volkssouvernainität verhielt. Schon diese Stimmung schreckte von weiterem Umgange zurück; ich habe die Gelegenheit hierzu eher vermieden, da meine Gedanken neben der nächsten Aufgabe mich meistens nach der Heimat zogen, und überhaupt war das Leben zu erregt, zu schroff zwischen Haß und Liebe geteilt, um für gefälligen Geistesverkehr Raum zu lassen.

Nachwirkungen.

Die blutigen Aufstände in Baden, in der bayerischen Pfalz, in Sachsen waren von unseren Gegnern angezettelt, die die Ablehnung der Reichsverfassung zum Vorwand ihrer Frevel nahmen. Sie wurden bald niedergeschlagen, beleuchteten aber die Gefahr der Lage, die nicht nur durch die Furcht vor weiterem Truppenabfall in den Nachbarstaaten, sondern auch durch die feindselige Haltung Österreichs gegen den preußischen Feldzug in Baden bezeichnet wurde. Eben dieser Feldzug hatte die gute Folge, daß er zuerst wesentliche Mängel in der preußischen Heeresverwaltung aufdeckte und einflußreiche Personen zur Erwägung über ihre Abstellung anregte, ja sie von der Notwendigkeit einer gründlichen Auseinandersetzung mit dem alten Kaiserstaate überzeugte.*) Eine unmittelbare Frucht der Frankfurter Beschlüsse war aber, daß durch sie dem Gedanken der deutschen Einheit die erste staatliche Gestalt gegeben wurde, daß dieser Gedanke nie erlosch, sondern bei jeder vaterländischen Gefahr mit größerem Nachdruck hervorbrach, daß schließlich in der Stunde der Entscheidung die dort gefundene Form unserm großen Staatsmanne zur Grundlage und zum Vorbild seiner Schöpfung diente. Dies ist der eigentliche Triumph unsers Werks, daß es Bismarck, unseren

*) Roon Denkwürdigkeiten I, 234, 258, 298. Über die Unzuverlässigkeit einzelner Truppenteile in anderen Staaten vgl. Bismarck Gedanken und Erinnerungen I, 63

schroffsten Gegner, während des folgenden Bundeselends immer mehr für sich gewann, was er 1885 auf die Adresse der Kaiserwähler, 1898 aber an die wenigen Überlebenden unter ihnen ziemlich unumwunden eingeräumt hat.*) War es nicht natürlich, daß wir in der nächsten Zeit immer noch auf die Durchführbarkeit dieses Reichsgedankens in irgend einer Form hofften, sogar dann noch hofften, als die preußische Regierung den Glauben an sich selbst aufzugeben schien? So ließ ich denn geschehen, daß bei der Wahl zu der Erfurter Versammlung von alten und neuen Freunden meines Wahlkreises mein Name aufgestellt wurde; aber ich empfand den Sieg meines Gegenkandidaten, eben des Herrn von Bismarck, ohne jedes Leid, obschon er zu jener Zeit noch das enge Kleid des preußischen Junkers trug und Niemand eine Ahnung der Wandelung hatte, die sich im Bundestage so rasch und so gründlich an ihm vollziehen sollte. Es hat sich nachher die Legende gebildet, daß Herr von Bismarck nur mit der Mehrheit einer Stimme gewählt sei, und man hat beträchtlich später hieran die besorgte Frage geknüpft, was wol aus seinem Wirken oder gar aus Deutschland im Falle seiner Niederlage geworden sein würde. Indes so zweifelhaft stand die Wahl keineswegs; auf meinen erlauchten Gegner fielen 100, auf mich 80 Stimmen. Selbst aber wenn der einfache Brandenburgische Konrektor aus der Wahl hervorgegangen wäre, würde die Heldennatur des späteren Reichskanzlers sich bald das Gebiet für seine Kämpfe und Siege erobert haben.

---

*) In seiner Antwort an den Präsidenten Simson: „Diese Kundgebung von Männern, welche dem Gange unserer nationalen Entwickelung seit einem halben Jahrhundert nicht beobachtend, sondern auch beeinflussend nahe gestanden haben, bildet eine erfreuliche Anerkennung der Politik meines verstorbenen Herrn vor einem berufenen politischen Areopag“. Schon früher hatte Bismarck in einem seiner von Poschinger veröffentlichten Briefe die Gothaner zwar als Gegner daheim, aber als Freunde gegen Oesterreich bezeichnet.

Wie gesagt, ich habe während und nach der Wahl ruhigen Gemütes meinen Unterricht erteilt ohne Sehnsucht nach neuen parlamentarischen Händeln und zufrieden, mit meinen Schülern, meinen Büchern und im Schoße meiner Familie leben zu können. Daß freilich wider alle Erwartungen und Zusagen auch Erfurt nicht das geringste Ergebnis zu Tage förderte, überfiel uns und alle Gleichgesinnten mit tiefer Niedergeschlagenheit; schwerer wurde es doch Olmütz zu verwinden. Damals verhöhnten uns freilich unsere Gegner von der Linken und die von Rechts erklärten uns für Königsfeinde oder, wie unser Ministerpräsident nicht eben geschmackvoll sich ausdrückte, für Revolutionäre im Schlafrock und Pantoffeln, nicht gerade sehr folgerecht Schlafluſt und Empörungstrieb mit einander verbindend. Erst weit später sollte die Welt erfahren, daß in der unmittelbaren Umgebung des Königs die Stimmen seiner treuesten Männer sich für den Kampf um Preußens Ehre und Deutschlands Einigung in patriotischer Leidenschaft erhoben hatten; vergebens, da der König ihnen zwar in Worten zustimmte, aber in der Tat sich der friedliebenden Mehrheit seines Ministerrats fügte. Über den voraussichtlichen Ausfall des Krieges ist jetzt müßig zu streiten; berühmte österreichische Generale wünschten dringend ihn vermieden und noch neuerdings hat Prinz Hohenlohe aus bester Quelle und in Übereinstimmung mit andern Nachrichten auf den mangelhaften Zustand des feindlichen Heeres in Böhmen hingewiesen. Soweit war und blieb freilich Herr von Manteuffel im Recht, daß der König zu einer ehrgeizigen Politik nicht zu bringen sei; es sei also auch kein Grund da, etwas zu wagen, sondern man müsse sehen, sich möglichst ohne Schaden und Kosten durchzulavieren.*)

*) Bismarcks Briefe an den General L. von Gerlach, herausg. von Horst Kohl. S. 158.

Ich gehe über die Bitterkeit der nächsten Jahre hinweg. Immer wider schärfte die aus Preußens Bestimmung drohende Gefahr der deutschen Einigung den Argwohn der Partikularstaaten und die Feindseligkeit Oesterreichs, zumal dieses in den Dresdener Beratungen nicht dazu gelangte, den sicher verhofften Gewinn einzustreichen. Und andererseits war der Groll der preußischen Hofpartei gegen Radowitz auch nur ein verkleideter Ausdruck der Furcht vor der Widerkehr des Einheitsgedankens, der mit ihren abgelebten Idolen allerdings unvereinbar war. Radowitz starb bald; er war stets mehr ein Rechner als ein entschlossen zugreifender Handler gewesen, aber nicht ohne vaterländische Einsicht und Wärme. Immerhin boten die übelen Erfahrungen bei der damaligen Mobilmachung einen neuen Antrieb zu einer durchgreifenden Umgestaltung unseres Heeres als der Voraussetzung der unvermeidlichen kriegerischen Entscheidung; diese Überzeugung wurde namentlich in dem Prinzen von Preußen und seiner militärischen Umgebung immer lebendiger.

Soviel von den Nachwirkungen Frankfurts auf die vaterländischen Geschicke; für die einzelnen drückten sie sich in dem Gesinnungswandel der leitenden Kreise aus. Abneigung und Ungunst von Seiten derer, denen wir am treuesten und am hingebendsten gedient zu haben glaubten, hat mich wenig berürt, wenn ich auch gelegentlich in Berlin angeschwärzt wurde; meine persönliche Stellung und meine Wirksamkeit in Brandenburg hat darunter nie gelitten. Meine Familie, mein Amt, in dem ich mir die Zufriedenheit der nächsten Vorgesetzten bewarte, entschädigten mich völlig und erhielten mir den Gleichmut, den der Lehrer am wenigsten entbehren kann. Einige geringe Anfeindung von links habe ich als Zeugnis für die Richtigkeit meines Verhaltens gern entgegengenommen. Ich weiß nicht, ob es ein Ruhm ist, bei allem Fortschritt in der Einsicht und im Urteil seinen politischen

Grundgedanken treu geblieben zu sein; jedenfalls ist diese Stetigkeit mir nie schwer geworden und aller Kummer über die Vereitelung unserer vaterländischen Pläne haben mich nicht nach links getrieben, keine zeitweilige Abgunst nach rechts gelockt. Gleichwohl sind wir alten Kaiserwähler nicht unbelehrbar geblieben; ich denke, daß die Mehrzahl unter uns im Verlauf der Jahre größere Klarheit in der Würdigung der realen Mächte gewonnen hat, ohne dem alten Ideale untreu zu werden, und von mir darf ich dies zuversichtlich behaupten. Zudem wem von uns die Gnade widerfahren ist, die Jahre 1866 und 1870, die Entwickelung Bismarcks, die Einigung Deutschlands zu erleben, dem wird es nicht schwer, sich über den Jammer jener Tage zu trösten, in denen der Schutzgeist Preußens sein Haupt zu verhüllen schien.

Allen Opfern und bösen Nachreden gegenüber hat Frankfurt mir auch große, wahrhaft geistige Güter gewährt. Ich brachte dorthin zwar einige Festigkeit der politischen Überzeugung mit, die doch mehr im Gefühle als in gereifter Denkweise wurzelte; ich kehrte mit einem reichen Ertrage an staatlicher und geschichtlicher Bildung heim, nebenbei auch mit der Erkenntnis, daß mir zum wirklichen Staatsmanne sehr viel fehle. Genützt hat mir das Bewußtsein, daß ich als ein Werdender hingieng, und dieses Bewußtsein habe ich mir auch später in bedenklichen Zeiten vorgehalten. Bei alledem wurde mein Blick erweitert; ich gewann ein Verständnis für die Verschiedenheit der deutschen Volksstämme nach ihrer Natur sowohl als nach ihrer Geschichte und einen Einblick in das Wesen der Parteikämpfe, freilich auch in die Bösartigkeit der Parteifesseln. Es ist fortan mein Bestreben gewesen, von diesen mich mehr und mehr zu befreien, so treu ich auch sonst zu den Grundsätzen der Partei gehalten habe. Wie schwer diese Freiheit errungen wird, könnte ich jetzt noch alle Tage sehen, wenn ich es nicht selbst empfunden hätte. Aber

mir half die Erkenntnis, daß die Parteien bei aller Stetigkeit der Empfindung ihre Ziele und ihre Arbeitsweise wechseln, in gewissem Grade um so mehr wechseln sollen, je klarer ihre Einsicht in den Wandel der staatlichen Umgebung und der politischen Erziehung unseres Volkes wird. Alle diese zum Teil schmerzlichen, aber immer lehrreichen Erfahrungen dienten zur Ausreifung in wahrer Menschenkenntnis; sie kamen, wie schon S. 85 angedeutet, insbesondere meinem Unterricht in der Geschichte zu gute. Es traf sich, daß ich gerade nach meiner Rückkehr die Geschichte der neueren Zeit, insbesondere der französischen Umwälzung in der Prima zu lehren hatte; ich glaube mich nicht in der Warnehmung zu irren, daß ich größere Wärme und klarere Auffassung bei meinen Schülern zu wecken verstand, nachdem ich das Clubwesen, die Notwendigkeit und auch die Gefahren politischer Kompromisse, den Einfluß der Galerie auf die Beratungen, den Straßenaufstand selbst durchlebt hatte. Auch insofern mochte ich auf diesem Lehrgebiete fortgeschritten sein, als ich die Bedeutung der Staats- und Stadtverfassungen richtiger zu würdigen und klarer darzustellen begann. Für die geschichtliche Bildung unserer Jugend ist es vom gröſten Werte, daß sie das Typische und Gleichartige in den Vorgängen und Zuständen trotz der Verschiedenheit der Zeiten und Bedingungen auffassen lerne; daß hierbei auch ihre sittliche Entwickelung nicht zu kurz komme, ist die Aufgabe der gleichzeitigen Charakterschilderung. Stets sind es die großen, gottbegnadeten Menschen, welche die Geschicke der Völker fördern und umgestalten, aber unter ihren Gaben ist eine der fruchtreichsten, daß sie die geschichtlichen Mächte auch durch den Nebel der Vorurteile und der Parteischranken erkennen. Wo wären die Erfolge Friedrichs II. und Bismarcks ohne diese Tugend und wohin hat ihr Mangel die Kaiser des deutschen Mittelalters und den Ehrgeiz der Selbstherrscher im Osten und Westen geführt?

Bedeutende Vorgänge pflegen häufig genug auch die gleichzeitige Geschichtsschreibung anzuregen. Zwei Werke sind es vor allen, die in jener Zeit der getäuschten Hoffnungen zu unserer Ermutigung und Belehrung, wenngleich in verschiedener Richtung wesentlich beigetragen haben: das Leben Yorks von Joh. Gust. Droysen und die Geschichte Englands von Mac Aulay. Das in klaren Umrissen und mit warmen Farben gemalte Bild eines Helden, der selbst in der dunkelsten Zeit unter der Faust des ausländischen Würgers und inmitten des verworrenen Ringens staatlicher Kräfte an dem Vaterlande nicht zweifelte, sondern mit strengster Pflichterfüllung und eisernem Willen Preußens Erhebung wenn nicht vollbrachte, so doch auf das mächtigste vorbereitete, mußte in der Zeit tiefer Niedergeschlagenheit unsern Mut beleben und daß der starre Aristokrat durch eigenmächtigen Entschluß das Thor zur Befreiung öffnete, durfte uns zu der Hoffnung leiten, daß auch jetzt die strengsten Royalisten den Weg betreten würden, um die Schmach von Olmütz abzuwaschen und der von ihnen so argwöhnisch betrachteten deutschen Einheit auch ihrerseits zum Leben zu verhelfen. Die heilsame Wirkung Mac Aulays bestand vor allem darin, daß er der Schwärmerei für das französische Vorbild ein Ende machte; lange nicht so wirklichkeitstreu, wie Droysen, vielmehr vielfach in Parteiüberlieferung befangen zeigte er uns doch, welcher Kräfte und wie langer Entwickelung es bedarf, um einem Volke, das schon seit Jahrhunderten an seiner Selbstgestaltung mitgearbeitet hatte, die gesetzmäßige Freiheit zu sichern. Daß seine Schilderung neben der Bestimmtheit des staatsmännisch gebildeten Historikers auch die Farbe des nachschaffenden Dichters trug, vermehrte seinen Reiz, da wir unter unseren Geschichtschreibern eine solche Vereinigung scheinbar entgegensetzter Eigenschaften bis dahin nicht gesehen hatten. Unsere Jugend hat es leicht, wenn sie Sybel und Treitschke liest; aber auch

diese würden nicht so belehren und entzücken, wenn sie nicht vorher ihre politische Schule durchgemacht, ihre Werke nicht post eventum geschrieben hätten.

Einen noch persönlicheren und erquickenderen Gewinn sollte ich von Frankfurt in den dort geknüpften Freundschaften mitnehmen, die wir ebenso fest hielten wie unsere vaterländischen Überzeugungen. Ich kann nicht allen Freunden hier so gerecht werden, wie ich möchte und wie sie es um mich verdienen: aber ich will wenigsten versuchen im Umrisse darzutun, was dort und seitdem mein Gemüt gefüllt und beglückt hat. Rudolf Haym kannte ich schon aus der 1843 gemeinsam bestandenen Staatsprüfung, ohne daß wir uns damals oder auch während des nachfolgenden Probejahrs näher getreten wären. Ihn in Frankfurt aufzusuchen veranlaßten mich besonders seine kurz zuvor erschienenen Reden und Redner des vereinigten Landtags; so fand ich mich mit ihm und den drei anderen Abgeordneten aus Halle, M. Duncker, Schwetschke, K. Schwarz in derselben Gruppe des rechten Centrums oder wie es nach dem Versammlungsorte hieß, des Casino zusammen. Ich kann mich kaum erinnern, in irgend einer wichtigen Frage anders als Duncker und Haym gestimmt zu haben, und wenn ich von der politischen Erfahrung und Reife des ersteren nur zu lernen hatte und erst in den folgenden Jahren mir seine Freundschaft erwarb, so knüpfte sich der Herzensbund mit dem feinsinnigen und ungeachtet seiner kritischen Begabung warmherzigen Haym schon in Frankfurt mit einer Festigkeit, die seitdem niemals gelockert ist. Von ihm, wie von Ferdinand von Heinemann, darf ich sagen, daß zwischen uns wol einmal eine Verschiedenheit des Urteils, aber nie eine Entfremdung der Herzen eingetreten ist. Briefwechsel und Besuch hielt uns zusammen; als ich in mein jetziges Amt berufen wurde, durfte ich mich der Aussicht erfreuen, mit dem Freunde den Rest meiner Jahre in un-

mittelbarem Verkehr zu verleben. Auch mit dem schon genannten Gustav Rümelin, damals Rektor in Nürtingen, nachher Unterrichtsminister und schließlich Universitätskanzler, verband mich die wachsende Übereinstimmung in der Auffassung unserer dortigen Aufgabe und ebenso, wie ich denke, ein wachsendes Vertrauen auf die beiderseitige Zuverlässigkeit; seinen feinen und geraden Sinn hat er in seinen Reden auf das schönste entfaltet. So weit mein Urteil reicht, haben die Schwaben einen Hang zum theoretischen Radikalismus, was mit ihrer Neigung und Beanlagung für die Philosophie zusammen hängen mag. Allein bei zweien unter ihnen, bei Ed. Zeller und bei Rümelin, auch bei meinem hiesigen Kollegen Julius Köstlin habe ich mich doch stets an dem Ebenmaß und der besonnenen Abwägung der Gedanken erfreut; die Gründlichkeit und Innerlichkeit versteht sich bei ihnen, wie im allgemeinen bei ihren Landsleuten von selbst. Auch das Wolwollen Droysens, an dessen Preußenmut und weiter politischer Anschauung ich mich oft erbaut habe, und ebenso Georg Beselers, Veits, Simsons ist mir seit jenen Tagen treu geblieben; selbst G. von Vincke, dessen mannhafter Kampf für die Monarchie und das Haus Hohenzollern Bewunderung und Dankbarkeit in mir weckte, hat noch bei der späteren Krönung in Königsberg mir gewinnende Freundlichkeit gezeigt. Gar manche bedeutende Männer besitzen auch die Schattenseiten ihrer Tugenden; so mag Vincke durch seine Streitlust und Schlagfertigkeit, verbunden mit einer ungenügenden Kenntnis unserer Heeresgeschichte, dazu verleitet sein, der Umgestaltung unseres Heerwesens schroff zu widerstreben und, was für einen Staatsmann belastender ist, das aus der eigenen Partei hervorgegangene Ministerium zu erschüttern. Er hat sich nachmals mit seinen Gegnern aufrichtig versöhnt und noch die Freude gehabt, den glänzenden Aufschwung Preußens und Deutschlands zu erleben. Ich war schon zur Zeit des so-

genannten Konflikts über die Bedürfnisse unseres Heers, über die Geschichte seiner Kriege, insbesondere auch über die Mängel unserer Landwehr, die in dankbarer Erinnerung an ihre Tapferkeit in den Freiheitskriegen kaum je besprochen und doch in den folgenden Friedensjahren erheblich gewachsen waren, durch mancherlei Studium genauer unterrichtet.*) Dann ist die damals ziemlich allgemeine Unkenntnis durch die Geschichtsforschung beseitigt, deren Ergebnisse freilich nach den Großtaten des umgebildeten Heeres offenere Ohren fanden. Auch der hochverdiente Oberpräsident von Flottwell schenkte mir seit der Frankfurter Zeit sein Zutrauen, was meine spätere Dienststellung sehr gefördert hat.

Ich möchte auch die Anerkennung eines anderen Mannes hier nicht unterlassen, der die dankbare Bewunderung und Zuneigung der Reichsversammlung in hohem Grade besessen und verdient hat, später aber in Folge unglücklicher Verkettungen über Gebür herabgesetzt und fast aus dem Gedächtnis der Zeitgenossen geschwunden ist. Es ist ein entschiedener doppelter Ruhmestitel für Heinrich von Gagern, die ungestümen und nach verschiedenen Richtungen erregten Gemüter der Reichsboten in die geeigneten Verhandlungsformen gefügt und die Notwendigkeit des preußischen Kaisertums gegen die leidenschaftlichsten Gegner mit allem Mute verfochten zu haben. Ihm fehlte die lebendige Anschauung eines großen Staates und das Verständnis der geistigen Macht, die die Kirchenreformation in der überwiegenden Mehrheit der Deutschen

*) Vgl. besonders Preußens Landwehr. Geschichtliche Skizze von einem preußischen Officier. Berlin, G. Hempel 1865. Der Verfasser ist der Vater des Obersten von Helldorf, der am 16. Aug. 1870 an der Spitze des 72. Regiments fiel. Ich selbst habe auf Grund der halbamtlichen Darstellung „Die preußische Landwehr und ihre Entwicklung von 1815 bis zur Reorganisation von 1859. Berlin, Mittler, 1867" meine Ansichten in einer kleinen Flugschrift über preußisches Heerwesen und preußische Politik (Berlin, Hempel, 1868) zusammengefaßt.

wachgerufen hat. Wenn Gagern aber an Preußens Beruf und Macht zu einer Zeit irre wurde, in der wir, die geborenen und erzogenen Preußen, den Glauben an unseren Staat nur mit Kummer und Not aufrecht erhielten, und wenn er dann die Grundlage der deutschen Einheit in Oesterreich suchte, so zeugt das wol gegen die Schärfe seines staatlichen und geschichtlichen Blicks, aber immer noch für die Wärme seiner Vaterlandsliebe.

Auch die sonnige Schönheit der Rheinlande und die Pracht der Gothik ergriff Herz und Phantasie, so daß ich brieflich meiner geliebten Frau den gemeinsamen Besuch dieser herrlichen Stätten für das nächste Jahr allzu hoffnungsselig zusagte. So haben die Eindrücke jener stürmisch bewegten und trotz aller Schmerzen unvergeßlichen Tage mich während meines ganzen Lebens aufklärend und leitend und in beklemmender Zeit tröstend und stärkend begleitet; es bedurfte indes daneben der Erfahrung aus den inneren und äußeren Kämpfen der sechziger Jahre, um meine Zuversicht auf Preußens Festigkeit und auf Deutschlands Heil gegen weitere Besorgnis zu schützen.

Luckau und Sorau.

Der verzehrenden parlamentarischen Zeit folgte ein stilles Amtsleben, dessen feste Ordnungen den Frieden des Gemütes herstellten und den Verstand auf klare und zugleich lohnende Ziele lenkten. Wie schon gesagt, brachte ich aus Frankfurt größere Reife für meinen Beruf mit. Dies galt nicht nur für den Geschichtsunterricht, sondern durch den täglichen Verkehr mit bedeutenden Männern gekräftigt und durch die immer drängende Erwägung hoher Zwecke und ihrer Mittel geübt lernte ich mehr und mehr den menschlichen, also auch den jugendlichen Geist als einen einheitlichen Bau erfassen, dessen Glieder ebenmäßig und in stetigem Hinblick auf einander ausgebildet sein wollen. Wurde mir die Sammlung anfangs nicht leicht, so entfaltete sie doch bald ihre woltätige Kraft, so daß ich inmitten der Meinigen und im vertraulichen Verkehr mit meinem feinsinnigen Direktor und meinen Schülern Trost und Entschädigung für getäuschte Hoffnungen fand. Nicht ohne Leid vergiengen diese Jahre; mein geliebter Schwiegervater Gottfr. Pfund, dessen gründliche Kenntnis der alten Sprachen und Schriftwerke ebenso wie seine lebendigen Erinnerungen an unsere großen Dichter und Denker mich oft genug gefördert und ergetzt hatten, schied dahin nach einem Leben voll reicher Arbeit, aber auch manigfacher Krankheit, und nach Jahresfrist folgte ihm sein älterer Schwiegersohn, mein Schwager Julius von Tengnagel. Auch die anregende

Aussicht auf Veränderung der äußeren Stellung fehlte nicht: der vortragende Ministerialrat für das höhere Schulwesen Kortüm, auch ein Zögling F. A. Wolfs, an dem der Lehrer seine Freude gehabt hatte, kam, um unsere Anstalt zu sehen und einen Lehrer für die oberen Klassen des Gymnasiums in Elbing zu suchen. Mit großem Wolwollen richtete er sein Anerbieten an mich; obschon ich damals weder die Schönheit der Elbinger Landschaft, noch die Tüchtigkeit des dortigen Direktors Beneke kannte, so wurde es mir doch nicht leicht, einen so ehrenden Ruf in ein Amt abzulehnen, das bei den heißen Parteikämpfen in jener Stadt auch nicht ohne politische Bedeutung war. Allein die neue Lehraufgabe war keine höhere, als die jetzige; zudem glaubte ich zunächst dem Gymnasium in Brandenburg meine dankbaren Dienste schuldig zu sein. Kortüm nahm meine beklommene Entschuldigung gütig auf, ohne mir seine Gunst zu entziehen, wie sich bald darauf zeigen sollte; an meiner Statt wurde Theod. Kock mit der Elbinger Stelle betraut, in der er seine gründliche Sprachkenntnis und sein pädagogisches Geschick auch für höhere Aufgaben darzutun Gelegenheit fand.

Meinen Entschluß hatte ich um so weniger zu bedauern, als auch der an Langes Stelle neueintretende Provinzialschulrat Gustav Kießling nach seinem ersten Besuche unserer Anstalt mir die gleiche Freundlichkeit zeigte. So führte denn das Wolwollen beider Vorgesetzten dazu, mir das Direktorat des Gymnasiums in Luckau für Ostern 1852 anzubieten, welchen Ruf ich dankbar annahm und nach Lage der Sache als sicher betrachten durfte. Allein die förmliche Erledigung dieser Direktur verzögerte sich aus äußeren Ursachen bis nach dem Wechsel des Regierungssystems im Dezember 1850. Der neue Minister von Raumer versagte aber die Bestätigung meiner Wahl, schwerlich weil er mich kannte, sondern weil er durch politische Widersacher gegen mich eingenommen sein

mochte. Auf die Gegenvorstellung des Provinzialschulkollegiums erklärte er, den Grund seiner Nichtbestätigung für sich behalten mich aber bei späterem Anlaß berücksichtigen zu wollen. Ich kann nicht sagen, daß dieser Vorfall mir besonders nahe gegangen sei, zumal die ungünstige Entscheidung offenkundig genug nur durch politische Erwägungen ohne Einwand gegen meine Amtsführung oder gegen mein sonstiges Verhalten bestimmt war. Auch bewarte Ludwig Wiese, der um diese Zeit Kortüm im Ministerium ablöste, in freundlicher Erinnerung an meine Joachimstaler Tätigkeit mir ungeschmälert sein Vertrauen und stellte mir das gleiche Amt für eine nahe Zukunft in Aussicht. Daß ich meine Eitelkeit bekenne! ich empfand es überdies mit einiger Genugtuung, daß ich in jener Zeit politischen Druckes gewürdigt wurde, gleich bedeutenderen Männern für die Treue gegen das große Vaterland und gegen die eigenen Überzeugungen zu leiden. Erst nach Jahren erfuhr ich, welchen Schaden die schon damals in Luckau heimlich bestehenden, ja zum Teil von den Vätern gehegten Schülerverbindungen anrichteten; ich war also dem Ärger über diesen Unfug, dessen Aufdeckung dem späteren Direktor Pilger verdankt wurde, durch einen Vorgang enthoben, den man sonst leicht als eine Zurücksetzung empfunden hätte. So hatte ich also auch in diesem Falle, wie so oft in meinem Leben, Gott für seine sonderliche Fügung zu danken.

Kaum ein Jahr später wurde mir, widerum durch Vermittelung des Schulrats, die Leitung des städtischen Gymnasiums in Sorau angetragen; auch dieses Mal schien dem Minister die Bestätigung der Wahl nicht leicht geworden zu sein. Ich trat die neue Stelle zu Ostern 1853 an und fand an der fünfklassigen Anstalt wie überhaupt in jenem erst 1815 zu Preußen geschlagenen Landesteile noch mancherlei sächsische Überlieferung. Unter den Lehrern bestand guter Wille und

freundlicher Verkehr, aber keine Berufseinheit, kaum gegenseitige Hilfeleistung, keine bewuste und in einandergreifende Unterrichtsordnung, was freilich bei dem bisherigen Mangel pädagogischer Leitung auch nicht zu erwarten war. Der Rektor Adler, ursprünglich Theologe rationalistischer Farbe, dabei von mancherlei Kenntnissen in den Sprachen und namentlich in der Mathematik, die er auch als Lehrer vertrat, besaß einen scharfen Verstand, den er indes mehr zum Sondern als zum Einigen, mehr zum Streit gegen das städtische Patronat und die königliche Aufsichtsbehörde, als zum Erwerb ihres Wolwollens und zur Würdigung der gegebenen Lage verwendete. Diese Gemütsrichtung erklärte sich zum großen Teile aus der Erbitterung, die er als ehemaliger Sachse immer noch gegen das siegreiche Preußen empfand und hervorzukehren liebte; persönliche Erfahrungen, auch die Unbequemlichkeit der preußischen Schulaufsicht, die freilich in den ersten Jahrzehnten ziemlich lässig gehandhabt wurde, mögen jene Stimmung verschärft haben. Als Lehrer scheint er, wenn nicht mit tiefer Sachkenntnis, so doch durch Klarheit nicht ohne Erfolg gewirkt zu haben; zu einer inneren Leitung und Umbildung des Lehrkörpers wie der Schüler fehlte ihm die Neigung und auch die nötige Hingebung und Selbstbeherrschung. So war es eine meiner ersten und wichtigsten Aufgaben durch Entwerfung eines umfassenden Lehrplans Einheit des Unterrichtsziels, Gleichartigkeit des Verfahrens und die Möglichkeit der Verständigung unter den Lehrern zu schaffen, die, ohne untereinander entzweit zu sein, bisher doch nur nebeneinander hergegangen waren. Ich darf wol sagen, daß ich hierbei williges Entgegenkommen meiner Amtsgenossen gefunden habe; im Unterricht zeigten sie sich neubelebt, in den nunmehr regelmäßig abgehaltenen Wochenkonferenzen erfreut, statt der bisherigen Vereinzelung und Kälte die Teilnahme und Anerkennung ihres nächsten Vorgesetzten zu er-

fahren. Alle haben mir während meiner gesammten Amtsführung freundliches Vertrauen bewiesen, auch darin, daß sie mit mir zu einer griechischen Gesellschaft zusammentraten, in der jedes Mitglied der Reihe nach den gewählten Schriftsteller erklärte, allen zu lebendiger Anregung und Befriedigung; auch der bei gelegentlicher Anwesenheit Teil nehmende Schulrat Kießling, der übrigens unter den Lehrern noch Studiengenossen aus der Reisigschen Zeit fand, hatte daran seine Freude. Darf ich einzelne nennen, so wurde Konrektor Lennius, mein Nachbar, mir wegen seines lauteren und milden Wesens und seiner schlichten Berufstreue besonders lieb; guter Kenner der lateinischen Sprache, auch ihres mündlichen Gebrauchs mächtig, dazu den Homer immer wider mit Begeisterung lesend, förderte er sachlich und sittlich in Liebe seine Schüler, die ihn wider liebten und ehrten. Mit mir zugleich war für das Fach der Mathematik und der Naturwissenschaften Scoppewer eingetreten; ich habe trotz seiner Jugend nicht leicht einen so glücklichen Lehrer gesehen. Nicht nur daß sein Unterricht von wissenschaftlicher Kraft und Selbständigkeit getragen wurde, sondern es war auch seine persönliche Frische und Freude am Unterrichten, die ihm und seinen Lehrfächern die Zuneigung der Schüler gewann. Noch immer ist mir das Geschick und die Erfindungsgabe gegenwärtig, mit der er das Rechnen in der Quarta zu einem allgemein beliebten Gegenstande machte. Wegen aller dieser Eigenschaften, zu denen ein empfehlendes Aeußere kam, wurde er kurz nach meinem Abgange an die Ritterakademie in Brandenburg berufen, als diese unter den Wirren des Jahres 1848 geschlossene Anstalt 1856 wider ins Leben gerufen wurde. Leider wurde dieser auch dort von allen geschätzte und anscheinend kerngesunde Lehrer seinem Berufe in der Blüte seiner Jahre durch den Markschwamm zu allgemeiner Trauer entrissen. Es war nicht schwer, mit solchen Amtsgenossen in sachlichem

Einvernehmen zu wirken und auch außerhalb der Schule freundlich zu verkehren.*)

Als allgemeine Maßregeln zur Hebung der Anstalt habe ich noch ihre Ergänzung durch Einrichtung einer Sexta und die Verstärkung des bis dahin auf zwei Wochenstunden beschränkten griechischen Unterrichts in der Quarta auf das Vollmaß von sechs Stunden zu erwähnen. Das erste schien wegen der Kosten bei dem Unvermögen der Stadt anfangs aussichtslos; allein ich gewann die Mittel durch eine allgemeine Erhöhung des sehr niedrigen Schulgeldes. Daß durch beide Maßnahmen der Unterricht, nicht nur in den alten Sprachen sondern auch im Deutschen, dem Rechnen und der Religion besser abgestuft und somit die Arbeit der Lehrer, der Fortschritt der Schüler erleichtert wurde, liegt auf der Hand. Neuerdings hat man es geratener gefunden, den griechischen Unterricht in der Quarta ganz zu streichen, natürlich mit der umgekehrten Wirkung.

Mein eigener Unterricht deckte sich insoweit mit dem früheren, daß ich die Geschichte in den beiden oberen Klassen und die lateinischen Schreibeübungen in der Prima beibehielt, dazu in eben dieser Klasse den größeren Teil des griechischen Unterrichts und die Erklärung des Horaz, anfangs auch den Religionsunterricht in beiden Oberklassen übernahm. Später gab ich für die Sekunda das letztgenannte Fach an einen neu eintretenden hierfür besonders geeigneten Lehrer Lüttgert ab. Mit den lateinischen Arbeiten verband ich die Anleitung zu einfacher lateinischer Versifikation, die später gelegentlich auf griechische Distichа ausgedehnt wurde. Die Primaner fanden

---

*) Eine anziehende und nach meiner Erinnerung treue Schilderung des Sorauer Lebens in Schule und Gesellschaft bieten die Bilder aus preußischen Gymnasialstädten von P. Reinthaler, der vier und zwanzig Jahre nach meinem Fortgang an das dortige Gymnasium berufen wurde (Berlin, 1898 S. 94 ff.)

sich in dieser ihnen neuen Aufgabe leicht und gern zurecht; ich bedauere, daß diese mehrfach förderlichen Übungen, deren Ertrag ich aus meiner Schulzeit, meiner Brandenburger Erfahrung und mehr noch aus der Portenser Überlieferung kennen gelernt hatte, ganz aus unseren Gymnasien geschwunden sind. Die Anziehungskraft der griechischen Tragiker, dazu des Platon und des Thukydides machte sich auch hier geltend; ich darf bezeugen, daß ich sie auch beim Horaz nicht vermißt habe. Wie häufig ist die Klage über die Langweiligkeit, nicht selten auch über die Gesinnungslosigkeit dieses Dichters und doch liegt die Schuld hierfür viel weniger an ihm als an seiner Behandlung. Freilich wenn seine Lieder der Reihe nach ohne Wechsel gelesen, nur antiquarisch und metrisch erklärt und überall ziemlich unterschiedslos mit einförmigem Lobe bedacht werden, so müssen sie Überdruß und selbst Widerwillen bei der Jugend wecken. Werden aber die verwandten Gedichte zusammengefaßt und nach Inhalt, Ausdruck und Versmaß unter einander verglichen, werden die sprachlichen Eigentümlichkeiten unter eigener lebendiger Beobachtung der Schüler*) während des Lesens gesammelt, die griechischen Vorbilder nach Wort und Form vorgeführt, wird die seelische Entwickelung des Dichters während einer stürmischen Umgestaltung des Staates und des gesammten Lebens mit derjenigen psychologischen Einsicht erläutert und beurteilt, auf welche Jedermann Anspruch hat; wird er als Kind und zugleich als Ausdruck seiner Zeit, als treuer Freund, als Sitten- und Landschaftsmaler, als rasch empfindender Südländer aufgefaßt, so ist ganz sicher, daß er die Jugend vielseitig anregt, ihren Form- und Sprachsinn bildet und ohne besondere Mühe sich ihrem Gedächtnis soweit, ja leichter und dauernder ein-

*) Hier kann die viel gepriesene Induktion einmal zu ihrem Rechte kommen. Welcher Misbrauch wird doch heut in der Pädagogik mit Modeworten getrieben!

prägt, als wir von anderen Schulschriftstellern erwarten dürfen. Ich habe die Frucht solchen Unterrichts bei Meineke am Joachimstal und bei Horkel am Friedrichskollegium in Königsberg wargenommen und unter ihren Schülern Offiziere gekannt, die in und nach den Jahren ihres Dienstes gern zum Horaz zurückkehrten.

Der Religionsunterricht der Anstalt war früher von den beiden Diakonen der Hauptkirche, wie ich nicht bezweifle, mit aufrichtigem Bemühen versehen worden; allein abgesehen von dem Mangel an methodischer Übung und zweckmäßiger Gliederung traf es sich, daß der eine mit seiner Bibelgläubigkeit eine etwas unklare Mystik verband, der andere ein begabter Rationalist war. Sonach konnte eine bleibende und harmonische Einwirkung auf den religiösen Sinn der Jugend nicht wol erwartet werden. Mein Schulrat Kießling bezeichnete es deshalb als dringend wünschenswert, daß ich fortan diesen Unterricht in den oberen Klassen übernähme. Ich sagte um so lieber zu, als der Glaubensinhalt unserer Religion schon seit Jahren sich in meinem Gemüt eine Wohnung bereitet hatte, freilich auch um so unüberlegter, als weder meine Kenntnisse noch meine Erfahrung für diese hohe Aufgabe ausreichten. Die Notwendigkeit angestrengter Arbeit machte sich denn auch nachdrücklich bemerkbar; von der Auslegung des Neuen Testaments gieng ich zur Kirchengeschichte, von dieser in der Prima zur Erklärung der Augustana über, in die ich die Glaubens- und Sittenlehre einzugliedern versuchte. Ich gedenke noch lebhaft und halb schmerzlich der Schwierigkeit, die mir die Auslegung ihres zweiten Artikels bereitete: unzufrieden verließ ich die Klasse in der Überzeugung, daß ihn weder meine Schüler noch ich genügend verstanden hätten, und es hat viel Nachdenken, viel Beschäftigung mit Paulus, Augustin und Luther, viel innere Erfahrung erfordert, ehe ich glauben durfte, ihn oder auch Art. 4 und 18 zwar keines-

wegs in ihrer Tiefe ausgeschöpft, aber auch nur so weit bewältigt zu haben, als für ihre Übereignung an die Denk- und Gefühlskraft meiner Schüler unentbehrlich war. Immer wider habe ich die Schwere und die Höhe dieses Ziels empfunden, aber auch immer wider an mir selbst die Bildungsmacht des Evangeliums. Diese Erfahrungen haben mich in mein späteres Amt begleitet und gelegentlich bei dem Mangel an geeigneten Religionslehrern getröstet und ermutigt; widerholt habe ich jungen Theologen, die für ihre Aufgabe mehr das Erlösungsbedürfnis als Glaubensfestigkeit mitbrachten, mit dem Religionsunterricht im Gymnasium beauftragt und ich habe mich eigentlich nie in der Hoffnung betrogen, daß dieser Unterricht das beste zu ihrer eigenen Umbildung beitragen und daß gerade ihre Unfertigkeit sie besonders geschickt zum Verkehr mit der Jugend machen werde.

Mein Unterricht fand trotz seiner Unvollkommenheit den Beifall des Generalsuperintendenten Büchsel gelegentlich einer Kirchenvisitation; ich glaube indes kaum, daß dieser begabte Kanzelredner die eigentümliche Schwierigkeit dieser Aufgabe an den Gymnasien und somit auch die Mängel meines Verfahrens klar aufgefaßt und unterschieden hat. Darf ich hier ein Wort über die Wirksamkeit der Generalkirchenvisitationen einschalten, deren ich in Sorau und später als Synodalpräses einige erlebt habe, so bin ich doch zweifelhaft geworden, ob ihre Frucht der großen Zurüstung entspricht. Zu Luthers Zeit hatten sie ihr klares Ziel; es galt nicht nur die Gemüter aufzuwecken, sondern vor allem der entsetzlichen Unkenntnis der einfachsten Glaubenswahrheiten und Heilstatsachen abzuhelfen. Auch für die Gegenwart leugne ich nicht, daß sie für große Diözesen in der Diaspora oder in abgelegenen Landesteilen eine woltätige Anregung durch Vorbild und Ermahnung bieten; ich bin deshalb mehrfach bei Synodalberatungen ihr Fürsprecher gewesen. Allein im ganzen ist

doch für diesen einfachen Zweck die Ausstattung zu groß und die Erregung zu gewaltsam, wenn sie auf fruchtbares Land fällt, oder zu flüchtig, wenn der Boden steinig ist. Auch liegt die Gefahr bewußter oder unbewußter Täuschung Seitens der Gemeinde und ihrer Prediger oder andererseits die Überschätzung einzelner Warnehmungen sehr nahe, zumal die unvorbereitete Unterredung des leitenden Generalsuperintendenten mit einzelnen Gemeindegliedern nicht leicht zuverlässige oder fruchtbare Ergebnisse zeitigen wird. Ohnehin wird die Hauptversuchung, daß der Pfarrer glauben könne, seinem Amte mit der sonntäglichen Kanzelpredigt und einigen Casualreden zu genügen, durch die gehäuften Andachten und Ansprachen eher gemehrt als gemindert. Die etwanige Gewissenserforschung, ob der Prediger im echten Glauben stehe und ob er im Wandel und Seelsorge seinem Amte gerecht werde, kann bei einer solchen Feierlichkeit überhaupt nicht vollzogen werden, sondern bleibt, soweit sie überhaupt zulässig und zuverlässig ist, besser der alleinigen Beobachtung des Generalsuperintendenten, der berufenen Oberhirten, überlassen. Diese sollten öfter nicht nur bei so besonderem Anlaß sondern gerade im gewohnten Verlauf des kirchlichen Lebens den Prediger, den Lehrer und die Gemeinde besuchen, nicht nur als Vorgesetzte sondern als Helfer und Mitarbeiter und sich hierdurch für ihr Amt und den Gemeinde verkehr geschickter machen. Eben deshalb sollte, was ich schon anderswo*) vertreten habe, die Zahl der Generalsuperintendenten vermehrt und die Kreissuperintendenten von formellen Arbeiten entlastet und hiermit zu lebendigerem Verkehre mit ihren Diöcesanpfarrern befähigt und geneigt werden. Die einen wie die anderen werden dann bei ihren häufigeren Besuchen mehr sehen, mehr aus sich herausgehen und eher helfen können.

*) Schrader Über kirchliche Not und ihre Heilmittel S. 28 f. (Berlin, Dümmlers Verlag 1889.)

Nach meinen früheren Erfahrungen (S. 84) unterließ ich nicht, meine Primaner zum selbständigen Lesen der alten Schriftsteller anzuleiten, wofür ich die Grundsätze in dem Osterprogramm der Anstalt 1855 entwickelte.*) Die meisten Zöglinge folgten dieser Anregung gern und augenscheinlich zu eigener Befriedigung, einige sogar in einer Ausdehnung, die mich selbst überraschte. Die sittliche Zucht der Schüler fand ich nicht schlecht, aber etwas lässig und ohne die erforderliche Aufmerksamkeit auf den äußeren Anstand. In diesem Bezuge hatte ich also die Zügel anfangs straffer anzuziehen, fand aber williges Gehör, da namentlich die älteren Schüler sehr empfänglich für den Vorzug einer gesitteten Haltung waren und ihr Beispiel natürlich mehr wirkte als alle Mahnung. Einen von außen herein getragenen Versuch zur Gründung einer Schülerverbindung entdeckte ich zum Glück in seinen Anfängen und unterdrückte ihn sofort unter Verweisung des hauptschuldigen fremden Ankömmlings, sonst nur durch Aufdeckung der Lächerlichkeit des Unternehmens und ohne äußeres Aufsehen, auch ohne Anzeige an die Behörde, aber mit scharfer Rüge innerhalb der Klasse. Denn es schien zweckmäßiger, die Irrenden durch Weckung des eigenen Pflichtgefühls zur Schulzucht zurückzurufen, als ihnen einen äußeren Makel anzuheften, der ihre innere Heilung erschwert und ihre Zukunft geschädigt hätte. Ich widerhole, wie leicht ist doch unsere Jugend zu lenken, wenn man ihre Herzen versteht, und wie reichlich lohnt sie dies durch Gegenliebe! Nur ungern enthalte ich mich einzelne zu nennen, die mir Treue bis in mein hohes Alter bewart und bewiesen haben; aber einen der ältesten darf ich doch nicht vergessen, Heinrich Steinhausen, der schon damals Sinnigkeit des Gefühls erkennen ließ und

---

*) Anleitung zum Privatstudium für die beiden oberen Klassen des hiesigen Gymnasiums.

noch vor wenigen Jahren seine Anhänglichkeit durch Zusendung seiner fein gezeichneten vielgelesenen Irmela und seiner Geschichten aus dem Mittelalter bezeugt hat. Auch die Genugtuung hatte ich, meinen Vater einmal zum Zuhörer im Religions- und Geschichtsunterricht zu haben und mich mit ihm nachher über Inhalt und Methode zu verständigen.

Dazu hatte ich in allem amtlichen Tun mich der vollen Zustimmung und Unterstützung meines Schulrats Kießling zu erfreuen; seiner Vermittelung verdanke ich auch die persönliche Berührung mit dem früher erwähnten Theod. Kock, der seitdem zur Leitung des benachbarten Gymnasiums in Guben berufen war und mir gelegentlich seinen Besuch schenkte. Mein Verhältnis zu dem geistlichen Ephorus der Anstalt, der zugleich Kommissar des Schulkollegiums war, und ebenso zu dem städtischen Patronat war ungetrübt freundlich, wenn auch mit letzterem gelegentlich eine Meinungsverschiedenheit über sachliche Bedürfnisse auszugleichen war.

Der Minister hatte mich beim Antritt des Amtes gemahnt, daß ich suchen möge, mit der wolgesinnten Bürgerschaft gut auszukommen; er muste mich also wol für einen heißblütigen Parteimann oder die dortigen Einwohner für straffe Konservative halten. Beides traf nicht zu und zu besonderer Vorsicht war kein Anlaß. Die Bewohner der Stadt und der Umgegend zeigten im allgemeinen königstreue Gesinnung als etwas selbstverständliches, ohne sie besonders hervorzukehren; ihr früherer Vertreter in Frankfurt, Kreisgerichtsrat Sturm, war ja dort unser Gesinnungsgenosse und mir befreundet gewesen; in beiderlei Beziehung hatte er seine Ansicht nicht gewechselt. Aber unter seinen Wählern waren nur wenige Anhänger unserer damaligen Pläne, freilich eben so wenige ausgesprochene Gegner; sie verhielten sich vielmehr gegen die hohe Staatskunst ziemlich gleichgiltig. Diese Harmlosigkeit prägte sich sehr im Gegensatz zu Brandenburg auch im geselligen Leben

aus: die Beamten, die Offiziere der kleinen Besatzung und der wolhabendere Teil der Bürgerschaft, aus der ich besonders die liebenswürdige Familie des Domänenpächters Amtsrat Peyer nenne, verkehrten unbefangen und freundlich unter einander, nicht nur aus dem Bewustsein, auf einander angewiesen zu sein, sondern mehr noch in altsächsischer Behaglichkeit, die sich auch nach dem Übergange in den preußischen Staat erhalten hatte. Meinen eben genannten Freund Sturm verlor ich bald durch Versetzung; allein die Aufgaben des neuen Amts und die kurze Dauer des Aufenthalts in Sorau überhoben mich des Gefühls der Vereinsamung. Mein Haushalt vergrößerte sich durch die Aufnahme meines durch den Tod beider Eltern verwaisten Neffen, der uns später auch nach Königsberg begleitete. Kurz ich hatte, abgesehen von dem kärglichen Gehalt, alle Ursache zur Zufriedenheit und somit ist begreiflich, daß ich den nach Jahresfrist erfolgten Ruf in das reicher ausgestattete Direktorat zu Anklam ablehnte, zumal gerade damals mein Antrag auf Einrichtung der Sexta sich verwirklichen sollte.

Königsberg; die Landesart.

Anders hatte ich mich allerdings zu entscheiden, als mir vor Ablauf des dritten Jahres die Stelle des Provinzialschulrats zu Magdeburg angeboten wurde. Ich hatte diesen ehrenvollen Ruf dem stetigen Wolwollen des mehrerwähnten Ministerialrats Wiese zu danken und folgte ihm um so williger, als ich hierdurch einerseits meinem alten Vater und meinem Bruder, der in der Nähe Magdeburgs ein Schulamt bekleidete, wider näher kam, und andererseits hieraus entnehmen durfte, daß das frühere Mißtrauen des Ministers inzwischen erloschen war, ohne daß ich je meine Gesinnung in staatlichen Dingen verhehlt hatte. Freilich schied ich ungern vom Unterrichten und von dem lebendigen Verkehr mit den Schülern, in denen jeder wahre Lehrer mit Genugtuung die Fortsetzung seines Denkens und Wollens anschaut und an denen er immer wider seine Fähigkeiten prüft und seine Fehler erkennt. Auch empfand ich einige Bangigkeit über das Maß meiner Kräfte und meiner Menschenkenntnis, da ich mir wol bewust war, noch reicherer Erfahrungen für eine so inhaltsvolle und verantwortliche Aufgabe zu bedürfen. Mich lockte indes eben diese Schwere und ebenso das Vertrauen meiner Vorgesetzten, dem ich mich nicht entziehen zu dürfen glaubte. Die Kunde von meiner Versetzung verbreitete sich schon, als ich abermals zum Minister behufs der Eröffnung beschieden wurde, daß er statt Magdeburgs mich in das gleiche Amt nach Königsberg in Ost=

preußen zu schicken wünsche. Was ihn zu diesem Wechsel bewogen hatte, entzieht sich meiner genaueren Kenntnis; nachträgliche Reden auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen besaß ich weder Neigung noch Fähigkeit. Ich leugne nicht, daß ich im Augenblick sehr betroffen war und den Minister geradezu bat, mich lieber in meinem Lehramt zu belassen; allein nach kurzem Bedenken gab ich seinem Zureden nach. Weshalb? Erstlich fühlte ich schon damals die Pflicht des preußischen Beamten, der Bestimmung seines Vorgesetzten zu folgen, der die verschiedenen Bedürfnisse besser zu übersehen und gegen einander abzuwägen vermochte; auch später habe ich mich dem ernsthaften Wunsche meines Ministers nie entzogen, wenngleich ich mehrere günstige Anerbieten von anderer Seite ohne Bedenken abwies. Zweitens hegte ich zwar Liebe zu meiner Heimatsprovinz, aber nicht zu der Stadt Magdeburg in ihrem damaligen Zustande, der sich seitdem erheblich verändert und verbessert zu haben scheint. Auch die Vorstellung Wieses, daß ich in der östlichen Provinz ein ergiebigeres, wenn auch anstrengenderes Arbeitsfeld finden würde, blieb nicht ohne Eindruck. Dazu kam die große Bedeutung Ostpreußens für die Geschichte unsres Staats, sein wolbegründeter vaterländischer Ruhm und der Umstand, daß ich dort eine Universität fand, an der Kant und Bessel geglänzt hatten und noch gegenwärtig Lobeck und Lehrs meine Fachwissenschaft vertraten, endlich der durch mein bisheriges Leben bekräftigte Glaubenssatz, daß wir Menschen nicht eigenmächtig und kurzsichtig unser Geschick nach unserem immer doch wechselnden Gefallen bestimmen dürfen, vielmehr in dem überlegten und sachlich gestützten Willen des höher Stehenden auch die Fügung Gottes zu erkennen haben. Ich habe meinen Entschluß nie bereut, vielmehr nach allem, was ich in der großen damals noch ungetrennten Provinz amtlich und persönlich erfahren habe, auch in dieser Wendung die göttliche Güte dankbar verehrt.

Die Provinz Preußen war 1825 aus zwei großen Gliedern, besser gesagt Verwaltungsgebieten zusammengefügt; aber diese Gebiete waren nicht mit einander verschmolzen, noch ihre Unterschiede ausgeglichen, ja sie waren nicht einmal in sich nach Art und Entwickelung harmonisch gestaltet. Westpreußen war national, sprachlich, kirchlich zwischen Deutschen und Polen, Evangelischen und Katholiken ziemlich gleich geteilt; es hatte im Lauf der Jahrhunderte mehrfach seinen Herrn gewechselt und wenn die tatkräftige Kolonisation und Unterrichtsförderung seit 1772 nicht ohne nachhaltige Frucht bleiben konnte, so war diese doch mehr dem ohnehin wesentlich deutschen Netzedistrikt, als dem Culmer Lande und den nordwestlichen Strecken zu gute gekommen, in denen die polnische Rückeroberung nach dem zweiten Thorner Frieden große Verwüstungen angerichtet hatte. Dazu war das Werk Friedrichs des Großen durch den unglücklichen Krieg 1807 unterbrochen. Auch die unklare und schwankende Behandlung seit 1815 und mehr noch seit 1840 hatte bald die Hoffnungen und bei blutiger Unterdrückung der nachfolgenden Aufstände den Grimm der Polen gegen die deutsche Regierung angefacht. Selbst den überwiegend oder völlig deutschen Städten mangelte eine einheitliche Denk- und Lebensweise. In den Weichselstädten, unter denen Thorn mit damals 7000 evangelischen Deutschen und 3000 meist dem dienenden Stande angehörigen Polen durch seine Geschichte und durch lebhaften Grenz- und Schmuggelhandel hervorragte, machte sich die Nachwirkung der leichten polnischen Lebensführung bemerkbar. Marienwerder war ziemlich ausschließlich Beamtenstadt; in der dortigen Regierung waren immer noch die guten Flottwellschen Überlieferungen lebendig. Auch der benachbarte Rosenberger Kreis, der bis 1807 zu Ostpreußen gehört hatte, zeigte noch das Gepräge des deutschen Ordenslandes. Die beiden größeren Städte Elbing und Danzig nahmen eine Sonderstellung ein. Die stark entwickelte Eigenart der

erstgenannten hatte den Oberpraesidenten von Schön zu dem Witzworte veranlaßt, die Menschheit in gute und schlechte Menschen und in Elbinger zu scheiden. Die Stadt war von der preußischen Regierung bei dem Abschlusse des Rezesses über streitigen Besitz 1843 nicht eben wolwollend behandelt; sowol diese Erfahrung als der Rückgang des Handels, den man der regierungsseitigen Vernachlässigung der Nogat beimaß, hatte den Unmut und den selbständigen Sinn der Bürgerschaft geweckt, woraus sich ihre aufsässige Haltung in den Jahren der politischen Erregung erklärt. Ich habe nachher dort wie auch anderswo in der Provinz gefunden, daß grade Sprache und sachliche Gründe mehr zum Ausgleich der Ansichten und zur Beruhigung der Gemüter beitragen, als hohe Beamtenweisheit oder gar überlegene Zurechtweisungen. Auch in Danzig nahm der vordem so mächtige Handel einigermaßen ab und zeigte namentlich geringe Neigung zu neuen Unternehmungen. Die Ausfuhr von Holz und Weizen schien durch die Lage an der Weichselmündung so gesichert und hatte in Verbindung mit der stetigen Einfuhr von Kolonialwaren und Heringen und mit einer rührigen Rhederei so begründeten Reichtum gebracht, daß die alte Hansastadt mit ihren Beziehungen zu Polen nur ungern preußisch geworden war und im Gefühle ihrer Bedeutung sich weiterer Anstrengung überhoben, auch durch die Vereinigung mit dem nach ihrer Ansicht zurückgebliebenen Ostpreußen und den hiermit verbundenen Verlust eines Oberpräsidiums gekränkt glaubte. Auch 1813 hatte in einem großen Teile der Provinz keine preußische Begeisterung gewaltet; es ist immer noch wenig bekannt, mit welchen Schwierigkeiten die Einrichtung der Landwehr in Westpreußen gerungen hat*), und noch 1864 klagte mir ein angesehener Danziger Kaufherr die Not der Stadt, der durch

*) Vgl. Anm. zu S. 137.

die Fortdauer des dänischen Krieges die Zufuhr von Kohlen und die Ausfuhr von Getreide verschlossen sei, wogegen doch der Gewinn eines „Fetzens Landes“ gar nicht in Betracht komme. Unsere Friedensfreunde verwerfen so beredt den Krieg, weil er nur verderbe und Neues weder an weltlichen noch an idealen Gütern schaffe; ich habe klar genug gesehen, wie die Liebe zum Vaterlande und der Stolz auf Preußen in den Danzigern durch ihre Teilnahme an den Kämpfen von 1866 und 1870 gemehrt worden ist. Damals als ich die Provinz betrat, hielt sich die gute Stadt Danzig in dem Bewußtsein ihrer großen Vergangenheit, ihrer landschaftlichen und baulichen Herrlichkeit noch zu vornehmer Zurückhaltung berechtigt. Nachdem hat sie unter der kräftigen Leitung eines unbefangenen und unternehmenden Oberbürgermeisters ihrer freiwilligen Vereinsamkeit allmählich entsagt und namentlich mit Anregung und Unterstützung eines weit schauenden Oberpräsidenten Kraft und Lust zu größeren Taten gewonnen.

Bei meinen Dienstreisen und gelegentlichen Verhandlungen über die Gründung neuer Lehranstalten drängte sich die Warnehmung auf, daß in Westpreußen die stetig betriebenen Sonderbestrebungen der polnischen Bewohner und die hierdurch für unser Deutschtum geschaffene Gefahr allmählich zu bedenklicher Höhe anschwoll. Ich habe damals klar erkannt, wie woltätig kräftige von Berlin unterstützte, aber nicht bureaukratisch bevormundete Bezirksregierungen mit dem Triebe und der Verantwortlichkeit selbständigen Vorgehens diesem Landesteile sind und wie großen Schaden der widerholte Wechsel der Grundsätze in der Behandlung des deutschfeindlichen Volksstammes gebracht hat. Mit vielen anderen habe ich anfänglich die Loslösung Westpreußens von dem Osten bedauert; auch ist wirklich seit 1878 die Angriffslust der Polen und ihre schroffe Abkehr von deutscher Erziehung und Bildung mit größerer Dreistigkeit hervorgetreten. Gleich-

wol erkenne ich jetzt die Notwendigkeit und das Heil dieser Trennung bereitwillig an: erst jetzt beginnt das Einheitsgefühl der Deutschen sich im Westen kräftiger zu regen, erst jetzt das dortige Schulwesen, auch das höhere, das ja schon vordem nicht eben schlecht berufen war, sich stetiger und tiefer in den vaterländischen Bildungsstrom einzutauchen. Mit Freuden sehe ich, daß mit dem Wolstand auch das Verlangen nach Mitarbeit an dem vaterländischen Geistesleben wächst, und ebenso hoffe ich, daß die bevorstehende Gründung einer technischen Hochschule in Danzig nicht nur dem provinziellen Handel und Gewerbe, sondern bei umsichtiger Leitung auch der allgemeinen Volksbildung im deutschen Sinne zu Hilfe kommen werde.

Anders ist die Art und die Geschichte der Ostpreußen. Ungeachtet der Dreisprachigkeit lebt dort die Bevölkerung in größerer Einigkeit; das strengkatholische, aber deutsche Ermland störte damals noch nicht, was z. T. der selbständigeren Stellung seines Bischofs, mehr noch dem gemeinschaftlichen Geschick während der verschiedenen Leidenszeiten zu verdanken war. Seitdem indes der Zwist zwischen der römischen Kirche und der preußischen Staatsregierung entbrannt und durch einige der sogenannten Maigesetze verschärft war, wurde die Unabhängigkeit des Bischofs einigermaßen verdeckt, auch in seiner Beziehung zu der durch die niedere Geistlichkeit aufgeregten Bevölkerung, so daß er nicht einmal wagte, dem zu Dietrichswalde in Scene gesetzten und ihm selbst ärgerlichen Schwindel der Mutter-Gotteserscheinung entgegen zu treten. Die Sorge, welcher der feindenkende Spektator widerholt in der Münchener allgemeinen Zeitung Ausdruck gegeben hat, daß in der römischen Kirche zumal unter ihrem Klerus die Demokratie zur Herrschaft gelangen werde, war auch für das Ermland begründet: sie mag seitdem bei der ruhigeren Denkweise jenes Landesteils und der besonnenen Leitung durch ihren jetzigen Bischof mehr

verblaßt sein. Die Provinz trägt noch heute kenntlich das Gepräge eines Koloniallandes: die Nachkommen der deutschen Ritter und ihrer Mannen fühlen sich noch jetzt als die Herren und sogar die aus landesväterlicher Fürsorge aufgenommenen Salzburger lieben es, ihre Eigenart oft genug auch gegen oben hervorzukehren. Die mit ihren Schlachtizen dem Ordenslande angeschlossenen und zugleich mit ihm evangelisch gewordenen Masuren haben sich aber völlig gefügt; sie führen ihre Kinder gern den deutschen Schulen zu, deren Zahl und Ausstattung freilich dem Bedürfnis immer noch nicht genügt, und sehen mit einigem Stolze auf ihre andersgläubigen Stammesgenossen jenseit der polnischen Grenzen herab. Es ist daher nicht ernsthaft zu fürchten, daß die neuerdings unter ihnen versuchte polnische Propaganda je zu Kräften kommen werde. Auch der wolbeanlagte Littauer ist trotz seiner Streitlust durchaus königstreu und als evangelischer Christ streng kirchlich selbst bis zum Hochmut gegen milder Denkende und eben deshalb zur Sektenbildung geneigt. Wenn er ab und zu durch Vorspiegelungen eines ehrgeizigen Ränkespinners in Sorge um seine Kirche und seine Sprache verhetzt wird, so sucht er seinen Schutz und Trost unmittelbar bei seinem Könige. Alles Bemühen um Erhaltung der Landessprache wird sich freilich in Littauen wie in dem niederpolnischen Masuren als fruchtlos erweisen; sie weicht an beiden Stellen Jahr für Jahr gegen das Deutsche zwar allmählich, aber unaufhaltsam zurück.

Auch die weite Entfernung der Provinz von dem Sitze der Staatsleitung und die früher so kümmerliche Entwickelung der Verkehrsmittel, namentlich der Eisenbahnen hat dazu beigetragen, unter der deutschen Bevölkerung das Gefühl der Gemeinsamkeit und den Stolz des Kolonisten zu pflegen. Die alten und unter einander vielfach verschwägerten Adelsgeschlechter, die Lehrer der höheren Schulen, die eingeborenen

Mitglieder des geistlichen und des Beamtenstandes kennen einander genauer, die gegenseitige Teilnahme an ihrem Geschick ist wärmer als anderswo und dies wird durch den fast allzu häufigen Wechsel unter den Beamten kaum beeinträchtigt, da die Mehrzahl der Zugewanderten unter ihnen bei der freundlichen Aufnahme und der herzlichen Gastlichkeit der Einheimischen, wie bei dem eigentümlichen Reize der neuen Aufgabe sich rasch einbürgern. Es ist Gottlob in Deutschland weder selten noch an sich überraschend, daß die Heimat vor anderen reicher ausgestatteten Landschaften bevorzugt wird; aber dieses Gefühl ist in Ostpreußen besonders mächtig und dauerhaft, selbst bei denen, die, sei es als Eingeborene oder als Eingewanderte, nach längerem Aufenthalte aus der Provinz geschieden sind. Unter jenen wird diese Anhänglichkeit durch den Umstand verstärkt, daß sie, früher wenigstens mit einigem Rechte, sich von der Centralregierung vernachlässigt glaubten. Mehr als im Westen waren sie beim Bau der Landstraßen auf die eigenen noch dazu sehr beschränkten Mittel angewiesen und es bedurfte der schweren Not des Jahres 1867, um die Staatsregierung zum Bau weiterer Schienenwege neben der einzigen auch nur jungen Ostbahn zu vermögen. Bis dahin endete der Absatz des Getreides, die nächste Umgebung der Hauptstadt ausgenommen, für den grösten Teil der kleineren Grundbesitzer bei dem nächsten Müller, der oft genug statt des Geldes mit Branntwein zahlte und hiermit nicht nur die Verarmung sondern auch die Unsittlichkeit mehrte. Die früher durch Herrn von Schön kräftig geförderte Schafzucht litt mehr und mehr unter dem Wachstum der überseeischen Zufuhr, unter der Abgelegenheit der Provinz, auch unter örtlichen Übelständen. Alles dieses lastete schwer auf einer Provinz, die neben der Ungunst des Klimas früher unter der Pest, wie unter dem Einfall der Tartaren und der Russen gelitten hatte, insbesondere aber durch den unglücklichen

Krieg von 1807 und fast mehr noch unter der doppelten Überflutung durch das französische Heer 1812 und 1813 bis zur Erschöpfung entkräftet war. Daß sie trotzdem nicht entmutigt die Hände sinken ließ, sondern voll Grimm mit dem letzten Aufwand an Männern und Mitteln als die erste den vaterländischen Kampf aufnahm, wird ihr zu ewigem Ruhme gereichen, ist ihr aber tatsächlich nicht genug vergolten. Was Wunder also, daß die auf sich gestellte Provinz, die sich ohnehin als die Geburtsstätte der preußischen Königswürde fühlte, deren streitbare Mannschaft unter York so große Tapferkeit bewiesen, so sehr geblutet hatte, die in den folgenden geldarmen Jahrzehnten ohne Arbeitskräfte, ohne Geldmittel, ohne Verkehrswege, unter dem Zusammenbruch zahlreicher Besitzer, unter der allgemeinen Entwertung der Güter sich allein hatte helfen und halten müssen, zu einem starken Selbstgefühl gediehen war und daß dieses Selbstbewußtsein zur Unzufriedenheit, zum Trotz auf den eigenen Wert, zum Widerstande gegen die Staatsregierung führte, die ihre Bedürfnisse so wenig zu befriedigen, ja nicht einmal zu verstehen schien? Bei allem dem keine Abkehr von dem Ganzen: der Ostpreuße ist stolz auf den Staat, für den er soviel gelitten und geleistet zu haben glaubt, und sein Staatsgefühl war kräftiger, als in manchen anderen durch die natürliche Ausstattung, durch ihre Lage oder durch größere Fürsorge bevorzugten Landesteilen. So erklärt sich, daß er zu Zeiten der Leitung der Regierung bitter widerstrebte, ohne Scheu vor dem Ministerium aber niemals ohne Ehrerbietung gegen seinen obersten Herrn. So eng und unauflöslich fühlt sich die Provinz seit den Tagen des großen Kurfürsten an das Herrscherhaus gekettet: so unwiderleglich ist die vorschauende Regierungsweisheit dieses größten Hohenzollern durch den geschichtlichen Verlauf gerechtfertigt.

Noch andere Züge treten in der Eigenart des Ostpreußen kenntlich hervor, die indes, wenn ich nicht irre, mit seiner Ge=

schichte eher in Verwandtschaft als im Widerspruch stehen. Der harte Kampf mit der Ungunst des Bodens und des Wetters, mit der Unbill der Ereignisse und den feindlichen Nachbaren hat ihn nicht nur selbstbewußt, sondern auch spröde und kritisch gemacht; sein etwas trockener, aber ausgiebiger Verstand treibt und befähigt ihn zunächst zu scharfer Prüfung, die ihn einseitig festhält und gegen Form und leichteren Gedankenfluß gleichgiltiger macht, als sich mit harmonischer Geistesbewegung und künstlerischem Ebenmaß vertragen will. Nicht daß es ihm an Herzenswärme fehlte, die sich vielmehr im Verkehr mit Gleichgestimmten bald offenbart und treu aushält; aber seine erste und natürlichste Regung ist die kritische, wodurch die Phantasie nicht selten ihres Gleichgewichts beraubt und zu seltsamen, ja disharmonischen Anschauungen getrieben wird. Die reine und ausgeglichene Schönheit des Dichters finde ich unter den Ostpreußen nur in Simon Dach und Max von Schenkendorf, welche doch nicht höchster Gattung sind. Häufiger sind, dem strengen Walten der Natur und dem schroffen Wechsel ihrer Erscheinungen entsprechend, die bizarren und selbst mystischen Gebilde, in denen sich E. T. A. Hoffmann und Zach. Werner, auch Allerneueste gefallen, in denen der Widerstreit krankhafter Menschen und unvermittelter Vorgänge durch keinerlei sanftere Farbentöne versöhnt wird und die deshalb mehr erregen als erheben. Ich weiß wol, daß es nicht gestattet ist, die geistigen Anlagen und Schöpfungen großer Bevölkerungsgruppen unterschiedslos nach demselben Muster zu zeichnen; auch haben begabte Maler jener Provinz, Behrendsen, Scherres, Monin uns durch liebliche und bei aller Treue harmonische Landschaften erfreut und das Königsberger Bild Brausewetters, das York inmitten der erregten Stände darstellt, begeistert uns nicht nur durch den Ausdruck vaterländischer Leidenschaft in den ergrimmten Ostpreußen, sondern fesselt und entzückt auch durch die harmonische Samm-

lung der verschiedenen scharf und fein gezeichneten Charaktere um einen Gedanken und dasselbe Ziel. Aber derselbe Meister hat auch schroffe Vorgänge gemalt und die bei aller Tiefe zugleich vermittelnden Naturen, wie Herder, sind in der dortigen Kunst selten, wenn man Herder überhaupt zu den Dichtern zählen will. Einer meiner jetzigen lieben Kollegen, selbst aus jener Landschaft stammend, pflegt wol zu sagen, daß der Ostpreuße entweder Kant oder Hamann sei; der Kern dieses Wortes trifft mit einiger Beschränkung allerdings zu. Entweder Kritiker oder religiöse Naturen, sind die Ostpreußen selten beides zugleich und die wenigen wirklichen Dichter unter ihnen haben mehr aufregende als versöhnende Kraft.

In dieser Schilderung der ostpreußischen Eigenart darf der gewaltige Einfluß der Königsberger Universität um so weniger vergessen werden, als die große Mehrzahl der dortigen Studierenden lediglich auf sie angewiesen ist. Die reicheren Familien pflegen zwar ihren Söhnen den Besuch von Bonn und Heidelberg nicht zu versagen und trotz der von ihnen selbst dringlich erbetenen Gründung der landwirtschaftlichen Hochschule die künftigen Landwirte unter diesen nach Bonn, Halle oder Hohenheim zu schicken. Aber die meisten Söhne der Provinz besuchen und können nur die Albertina besuchen, deren Bedeutung in dieser Richtung von der Centralstelle nicht immer nach Gebür gewürdigt worden ist; sowol die Abgeschiedenheit des Landes als die ruhmvolle Vergangenheit der Hochschule hätte die Berufung der besten Lehrkräfte gefordert. Noch heut ist jeder Ostpreuße, insbesondere jeder Königsberger auf seinen Kant stolz und wenn auch die meisten der nunmehr heimgegangenen großen Lehrer unsers Jahrhunderts Lobeck, Herbart, Bessel, Jakobi, Franz Neumann sämmtlich eingewandert waren, so blieben sie doch mit Ausnahme von Herbart und Jakobi der Albertina treu und haben hier namentlich die höheren Schulen mit der Fülle ihres Geistes in einer

Ausdehnung und Tiefe getränkt, die dem Ostpreußen besonders zu gute gekommen, aber auch allezeit von ihm dankbar anerkannt ist. Kein Wunder, daß auch durch diesen Besitz das Selbstgefühl der Provinz Nahrung erhielt; aber nicht minder ist zu veranschlagen, daß jede wahre Wissenschaft ausgleichend wirkt und der Einseitigkeit vorbeugt. Auch dies war von besonderer Bedeutung, daß der Zufluß deutschen Geistes vor allem durch solche Gelehrte belebt werden muste, die auch in Deutschland und über die deutschen Grenzen hinaus zu den grösten ihres Fachs gehörten. Joh. Voigt gebürt das Verdienst, den Aufbau des alten Ordenslandes erst quellenmäßig verständlich gemacht und in Töppen sich einen würdigen Nachfolger erzogen zu haben. Den feinen Lobeck habe ich noch gekannt; es entspricht weder meiner Aufgabe noch meiner Kraft, seine Bedeutung für die Wissenschaft zu schildern. An Gelehrsamkeit hat ihn keiner seiner Fachgenossen übertroffen, kaum einer erreicht, die Einsicht in die Bildungstriebe der griechischen Sprache hat er mächtig gefördert, in der Mythologie hat er uns durch seinen unerschrockenen Scharfsinn von unklaren Phantastereien befreit, die positive Ergänzung aber seinen Nachfolgern überlassen. Mit Franz Neumann habe ich das Glück gehabt vertraulich zu verkehren; hier genügt der Hinweis auf die Tatsache, daß seine Schüler auf zahlreichen deutschen Universitäten für die mathematische Physik Raum, Methode und Anwendung auf neue Gebiete geschaffen haben.

Das Amt.

Bei dem Antritt meines neuen Amtes fiel mir die Aufsicht über elf Gymnasien und ein Progymnasium zu, sämmtlich evangelischen Charakters, während die fünf, bald sechs katholischen Gymnasien in der Hand meines lieben Amtsgenossen Dillenburger verblieben; die sechs Realschulen der Provinz wurden bis 1859 noch von den Bezirksregierungen geleitet. Die katholischen Anstalten waren sämmtlich staatlich, was ihre Verwaltung wesentlich erleichterte; von den evangelischen waren drei städtisch, Thorn hatte gemischtes, die übrigen königliches Patronat. Für die Bevölkerung, noch mehr für die räumliche Ausdehnung der großen Provinz genügte die Zahl der evangelischen Anstalten nicht: die Eltern, namentlich die Beamten in kleinen Städten waren zu ferner Entsendung ihrer Söhne genötigt, der Mittelpunkte für geistige Anregung und Fortbildung der höheren Gesellschaftsschichten waren zu wenig und die Zerstreuung der Gymnasien über weite Länderstrecken verhinderte ihre gegenseitige Berürung und Förderung. Der letzte Übelstand schwand erst mit der Einführung der Direktorenkonferenzen, von denen noch später zu sprechen ist: auch die Vermehrung der Anstalten verringerte den Abstand zwischen ihnen von 12—15 Meilen durchschnittlich auf die Hälfte. Allmählich wurde die stärkere Verbreitung der Gymnasialbildung als ein dringendes Bedürfnis empfunden, mehr als die der Realschulen in der industriearmen Provinz, der

Wolstand nahm zumal in den günstigen Jahren seit 1856 auf dem Lande, folglich auch in den Städten zu, so daß diese bald mit Anträgen auf Gründung von Gymnasien und Progymnasien an die Staatsbehörde herantraten. Zwar nicht ohne den Hintergedanken, hierdurch auch ihre Einnahmen zu verbessern, aber doch im Stande, die Gründung zunächst aus eigenen Mitteln zu bestreiten, wenn auch mit dem Wunsche, bei wachsenden Ansprüchen die Anstalt unter Zahlung eines erheblichen städtischen Zuschusses dem Staate zu überlassen. So sind denn während meiner fast siebenundzwanzigjährigen Amtsführung sechs neue Gymnasien ins Leben getreten, vier weitere aus Bürgerschulen in Gymnasien verwandelt und fünf aus unvollkommener Gestalt zu Vollschulen ergänzt.

Von den letztbezeichneten sind später zwei wider verschwunden, darunter das mit dem königlichen Waisenhause in Königsberg zeitweilig verbundene Progymnasium seiner ursprünglichen Bestimmung entsprechender wider auf eine mittlere Bürgerschule beschränkt. Von Friedrich I. bei der Krönung nach dem Muster von Oranienburg geschaffen und, was für den religiösen Sinn des Königs von Bedeutung ist, zu einer paritätischen Erziehungsanstalt für je zwölf lutherische und reformierte Waisen bestimmt, hatte es durch widerholte königliche Gunst, auch durch anderweitige Zuwendung seine Mittel erheblich vermehrt und hierdurch die Aufnahme von dreiundsechzig Waisen ermöglicht. Namentlich in und nach dem siebenjährigen Kriege hatte es den Söhnen gefallener Offiziere Unterhalt und Unterricht mit der Maßgabe gewährt, daß nach dem Ausdrucke der Stiftungsurkunde die hurtigeren Geister auf ihrer Kammer unterrichtet und dann dem Friedrichskollegium in Königsberg zur Vorbildung für die Universität zugeführt werden sollten. Beiläufig bemerkt war die Kost der Waisen, ähnlich wie bei den Anfängen des theologischen Seminars in Halle, anfangs weit reichlicher als jetzt; allein Friedrich

Wilhelm I. war als sparsamer Wirt der Ansicht, daß, was für vierundzwanzig Waisen zureiche, auch wol dreißig sättigen könne, und erhöhte die Zahl der Zöglinge ohne Vermehrung des Zuschusses auf dreißig. Als man nach dem unglücklichen Kriege die Neugeburt des Staats von einem besseren Volksschulunterricht nach Pestalozzischem Muster erwartete, wurde das Waisenhaus mit einem Schullehrerseminar verbunden und unter dem zu diesem Behufe herbeigerufenen phantastischen Zeller manchen wunderlichen Versuchen unterworfen. Diese stiftungswidrige Verbindung wurde später gelöst; aus jener Ausnahmebestimmung für beanlagte Knaben entnahm aber der strebsame Direktor den Anlaß, die Schule zu einem Progymnasium zu erheben, für welches Unternehmen er wirksame Unterstützung in hohen Kreisen fand. Indes ist nach meinem Abgange der Schule die frühere Gestalt widergegeben, der Stiftung allerdings entsprechender, aber nicht ohne Schmälerung des höheren Schulwesens in Königsberg, das mit dem Anwachsen der Stadt dringend einer Erweiterung bedarf.

Zu der Errichtung des Progymnasiums in Hohenstein, einer kleinen, zu jener Zeit überwiegend niederpolnischen Stadt, hatten 1845 zwei sehr verschiedene Beweggründe geführt. Es entsprach der Denkweise Friedrich Wilhelms IV., daß das dortige Ordensschloß seinen Fortbestand in einer Bildungsanstalt finden sollte, und der Oberpräsident von Schön entschied, daß jener Teil Ostpreußens besonders dunkel sei und deshalb eines Lichtes bedürfe. Die Anstalt hatte sich bei geringen Mitteln und wechselndem Geschick zu einem Progymnasium entwickelt, 1854 aber in Töppen, dem schon erwähnten Historiker, einen kenntnisreichen, gewissenhaften und tatkräftigen Leiter erhalten. Es war eine meiner ersten Aufgaben, diese Schule einer genauen Prüfung zu unterziehen; das Ergebnis war, daß sie entwickelungsfähig sei und bei reicherem Staatszuschuß den Grund für ein volles Gymnasium zu liefern ver-

möge. Für diese Auffassung gewann ich die Zustimmung des Ministeriums und ich darf wahrheitsgemäß versichern, daß dieses Gymnasium, zumal nach einiger Umgestaltung des Lehrkörpers, manigfachen Segen gespendet hat. Nicht nur unmittelbar durch gute Ausbildung seiner Zöglinge, von denen z. B. sich vier Offiziere 1866 im Böhmischen Feldzuge auszeichneten und andere noch jetzt als Beamte und Geistliche in verdientem Ansehen stehen, einer, Behring, durch seine Entdeckungen eine hervorragende Stelle in der ärztlichen Wissenschaft einnimmt, sondern auch mittelbar durch die sichtliche Verdeutschung der kleinen Stadt und durch die geistige Anregung, welche von der Anstalt auf jenen Landesteil ausströmte. Ich selbst bin Zeuge gewesen, wie die Gutsbesitzer und Prediger des Umkreises zu schwerer Winterszeit bei schlechten Wegen zusammengekommen waren, um in einem ärmlichen und niedrigen Saale die Antigone durch die Primaner dargestellt zu sehen, und sodann in der Nacht, da die Stadt kein Unterkommen bot, ihre Heimfahrt bis auf vier Meilen Entfernung zurücklegten, glücklich überhaupt die hohe Schönheit eines griechischen Dramas angeschaut zu haben. Unter tüchtigen Direktoren, auch mittels der verstärkten Pflege der Staatsregierung wuchs das Gymnasium bis zu einer Zahl von mehr als dreihundert Schülern. Diese Zahl ist später nach meinem Scheiden aus der Provinz auf etwa ein Drittel gesunken, als in der Nachbarschaft das Gymnasium in Allenstein entstand und die Realschule in Osterode sich entwickelte; sehr erklärlich, obschon die Leistungen im wesentlichen auf gleicher Höhe geblieben sein werden. So schien denn höheren Orts der Nutzen der Anstalt dem Aufwand an Geld nicht mehr zu entsprechen; sie wurde aufgehoben und das Ordensschloß zum Sitze einer Präparandenanstalt gemacht, ganz rechnungsmäßig, allein bedauerlich für den Bildungsstand jener Gegend und der Provinz überhaupt, für die sich eher

die Erhaltung des Gymnasiums und seine schon von mir erwogene Verlegung nach dem südlicheren, geistig vereinsamten Neidenburg empfohlen hätte. Derartige Entscheidungen sollten doch nicht nur durch Geldrücksichten bestimmt werden.

Auch eine andere notleidende Anstalt nahm zeitweilig meine Tätigkeit in Anspruch; in Culm bestand neben dem katholischen und stark polnisch gefärbten Gymnasium eine höhere Bürgerschule, die sich wol zu einer Stütze des deutschen Volkstums herausbilden ließ, auch bei dem Besitz zweier kleinerer Güter nicht ganz mittellos war. Auf Ansuchen der deutsch gesinnten städtischen Behörden wurde ich von dem Oberpräsidenten von Horn beauftragt, die Sachlage an Ort und Stelle zu prüfen, und fand die Anstalt in einer ganz unglaublichen Verwarlosung, die der staatlichen Aufsichtsbehörde in Marienwerder nicht zur Ehre gereichte. Sie war unter einem gewissenlosen Rektor, der seine Zeit lieber auf den gewinnbringenden Nebenbetrieb der homöopathischen Heilkunst, als auf die Leitung seiner Schule und auf Unterrichtserteilung verwendete, auf zwei Klassen und 26 Schüler zusammengeschmolzen; sie hat sich unter einem anderen tatkräftigen Rektor sowol in nationalem wie in unterrichtlichem Sinne gedeihlich entwickelt, so große und zum Teil vergebliche Mühe ich auch hatte, um die erforderliche staatliche Unterstützung zu erwirken. Es war zu jener Zeit, als der Finanzminister Camphausen beim Abschluß der Etatsberatung im Abgeordnetenhause zu seinem Selbstlobe verkündete, daß nunmehr alle Verwaltungszweige und alle Wissenschaft für ihre Zwecke reichlich ausgestattet seien. Er vergaß, daß er dem Provinzialschulkollegium in Königsberg den widerholt und dringlich erbetenen Zuschuß von 600 Thalern für eine Anstalt verweigert hatte, die an gefährdeter Stelle einen Mittel- und Quellpunkt für deutsche Erziehung zu liefern berufen war. Nach den neueren Erfahrungen würde man diesen Fehler hoher Staatskunst kaum widerholen.

Nach der Teilung der Provinz in Ost- und Westpreußen blieben mir noch sechs und zwanzig Anstalten. Da ich mit den Jahren immer mehr in meine Aufgabe hineingewachsen und mit der Entwickelung der Schulen durch lange Mitarbeit vertraut geworden war, so war meine amtliche Arbeit, so weit sie sich am Aktentische vollzog, eine mäßige. Über die Mühsal und die Frucht der Dienstreisen wird später zu berichten sein.

Die Geistesart der Schüler entsprach, so weit der Altersunterschied dies zuließ, im wesentlichen dem, was ich früher über das geistige Wesen des Ostpreußen überhaupt bemerkt habe; sie bekundete einen ausgiebigen, aber etwas trockenen Verstand, die Phantasie entbehrte des Maßes und der Geschmeidigkeit, auch des aus der Vertrautheit mit unseren großen Dichtungen erwachsenden Formensinnes, da sie gelegentlich zum Überschwang neigte. Selbständige wissenschaftliche Neigung und die Gewohnheit eigener Studien fand ich selten; wir haben seitdem leider gelernt, beides auch in anderen Landesteilen zu vermissen. So konnte es nicht überraschen, daß die Jugend der Gymnasien bei einer sonst wol ausreichenden Summe von Kenntnissen, zumal bei der Abgeschiedenheit der kleineren Gymnasialorte, in ihrer allgemeinen Bildung und in schriftlicher deutscher Darstellung einigermaßen zurückgeblieben war, was sich indes in den größeren Städten und bei besonders geschickten Lehrern (Königsberg, Elbing) weniger kund tat. Denn die Schüler bedurften allerdings einer planvollen geistigen Anregung; wo ihnen diese, wie z. B. durch den feingebildeten Cholevius geboten wurde, folgten sie gern und mit Verständnis. Dazu bewiesen sie im ganzen genügenden Fleiß, der die Forderungen der Schule eher zu erfüllen, als sich mit ihnen äußerlich abzufinden trachtete, und ebenso konnte man, gelegentliche Verirrungen abgerechnet, mit der sittlichen Zucht unter ihnen, namentlich mit ihrer Geradheit und Zuverlässigkeit zufrieden sein. Gehe ich die einzelnen Fächer

durch, so war im altklassischen Unterricht die Schule Lobecks in gründlicher und klarer Sprachkenntnis, freilich auch in dem überwiegend formalen Verständnis der Schriftsteller sichtbar. Erst später trat hierin der Einfluß zu Tage, den die Lehrgabe des feinsinnigen, auf den geistigen Gehalt und die Schönheit der Schriftwerke gerichteten Lehrs auf die jüngere Schicht der Lehrerwelt übte. Seine anregende Kraft trat erst nach Lobecks Tode auf dem Lehrstuhle, vielleicht noch mehr im philologischen Seminar voll zu Tage; daß dieser große Gelehrte in seinen späteren Tagen dem persönlichen Empfinden hier und da allzuweiten Spielraum gönnte, kam für die Schule wenig in Betracht. Der deutsche Unterricht war im ganzen wolgeordnet und brachte unter Lehrern, wie Cholevius, Benecke, Alex. Schmidt für Klarheit der Gedanken und Angemessenheit der Darstellung die nötige Frucht; die deutschen Aufsätze der meisten Anstalten litten an der schon bezeichneten Nüchternheit. Übrigens war für das Deutsche wie für die philosophische Propädeutik, wo diese noch getrieben wurde, unter den Lehrern noch die Schule Herbarts lebendig; der nachhaltige Einfluß dieses Philosophen, der doch schon vor mehr als zwanzig Jahren aus der Provinz geschieden war, erklärt sich zum Teil aus der Verwandtschaft seines rechnenden Systems mit der Anlage und Vorliebe des Ostpreußen für die Mathematik, aber auch daraus, daß der Ostpreuße williger einer strengen und in sich zusammenhängenden Geisteszucht folgt, als vielseitiger aber nicht so zwingender Anregung, wie sie nach Herbart von dem geistreichen und liebenswürdigen Rosenkranz reichlich geboten wurde. Dank jener Anlage und ebenso der Vorzüglichkeit der akademischen Lehrer zeigten bei der Mehrzahl der Anstalten die Schüler in der Mathematik befriedigende Teilnahme und Kenntnisse; der Unterricht war woldurchdacht, seine einzelnen Glieder wurden förderlich verbunden und auf einander bezogen, hier und da trat das Streben nach höheren Zielen

und neuen Methoden hervor, wie ich z. B. die neuere Geometrie meistens schon in den Lehrplan eingereiht fand. Die Erfolge waren natürlich je nach der Persönlichkeit der Lehrer verschieden; auch hier widerholte sich die bekannte Erscheinung, daß der höheren Wissenschaftlichkeit des Lehrers nicht immer das pädagogische Geschick entsprach. Im allgemeinen habe ich indes hier wie in den anderen Fächern den Satz bestätigt gefunden, daß die tiefere Fachbildung des Lehrers die methodische Fähigkeit einschließt und in ihm selbst den Unterrichtseifer, in den Schülern die Teilnahme anfacht. In der Geschichte mangelte es bei der erklärlichen und sogar lobenswerten Bevorzugung der Provinz an allgemeiner geschichtlicher Auffassung, außer bei so hervorragenden Lehrern wie Hirsch in Danzig und Töppen in Hohenstein. Dies besserte sich erst unter der Einwirkung Giesebrechts und seiner begabten Nachfolger Nitzsch, Maurenbrecher, von Gutschmid; im übrigen trat die große Vergangenheit der Provinz auch im Bewußtsein der Schüler zu Tage.

Der Religionsunterricht bedurfte sehr der Belebung und größeren Nachdrucks; er lag an vielen Anstalten in der Hand von Geistlichen, die bei guter Gesinnung doch des pädagogischen Rüstzeugs und des klaren Bewußtseins über die eigentümlichen Mittel und Ziele des Gymnasialunterrichts ermangelten, auch über den geringen Erfolg dieses nebenamtlichen und deshalb auch halb nebensächlich behandelten Auftrags sich mit der Ungläubigkeit unserer Zeit im allgemeinen und der Gymnasien insbesondere trösteten. Dieselbe ungerechte Anschuldigung habe ich freilich noch lauter in anderen Provinzen bis in die Gegenwart hören müssen, dagegen auch die erfreulichere Warnehmung gemacht, daß, wo unbefangene Pfarrer Einsicht in den Gang und den Erfolg des gymnasialen Religionsunterrichts erhielten, sie Überraschung und freudige Anerkennung kund gaben. Zwischen Predigen und Unterrichten, Erbauen

und Entwickeln besteht eben ein grundsätzlicher Unterschied, der für Geist und Gemüt der Jugend von der größten Bedeutung ist. Aber auch wo dieses Fach einem ordentlichen Mitgliede des Lehrkörpers anvertraut war, wurde es zwar nirgends in widerchristlichem oder auch nur in rationalistischem Sinne behandelt; aber der Unterricht war oft trocken, bedurfte der Belebung durch die Heilige Schrift und vor allem einer besseren methodischen Gliederung und gegenseitigen Beziehung seiner einzelnen Gebiete, um den Stoff zum lebendigen Eigentum des Zöglings zu machen und das Lehren zum Bilden zu erheben. Ich habe mich stetig bemüht, das Unterrichtsverfahren nach diesem Ziele zu lenken, ohne viel zu tadeln, was die Zweckerfüllung dieser zarten und schwierigen Aufgabe meines Erachtens gefährdet haben würde; eher durch allgemeine Belehrung, gelegentlich auch durch eigenen Versuch, doch mit leidlichem Erfolge, wenn ich den Urteilen der revidierenden Generalsuperintendenten Moll und Carus, so wie meiner theologischen Kollegen in der wissenschaftlichen Prüfungskommission trauen darf. Widerholt habe ich erfahren, wie mächtig das Evangelium den Lehrer selbst erzieht; schon oben*) habe ich bemerkt, daß befähigte Kandidaten der Theologie, die ich trotz der gegen ihre Strenggläubigkeit erhobenen Bedenken mit diesem Unterricht beauftragt hatte, ohne Ausnahme nach wenigen Semestern mit dem Geschick und der Übung des Unterrichtens auch in ihrem eigenen Glauben Kraft, Klarheit und Leben gewonnen hatten. Ich bekenne gern, daß noch jetzt mein Herz aufgeht bei der Erinnerung an das Geschick, die Wärme und den Erfolg, womit einige jüngere Lehrer auch zu eigener Befriedigung die Heilslehren und Heilstatsachen unserer Religion ohne dogmatischen Formalismus und ohne Belastung des Gedächtnisses dem Gemüte ihrer Zöglinge nahe zu bringen wußten.

*) S. 147.

Ich würde ungerecht handeln, wenn ich nicht der vortrefflichen Ergebnisse des Gesangunterrichts an den Gymnasien in Tilsit und Danzig in dieser musikalisch nicht hervorragend beanlagten Provinz gedenken wollte; die Primaner der erstgenannten Anstalt pflegten außerdem in selbständigem Verein das Männerquartett und haben mich bei meinen Besuchen widerholt durch ihren Gesang in später Abendstunde erquickt. In Danzig wurden unter Markulls Leitung auch größere Musikwerke, namentlich von Händel lobenswert aufgeführt.

Die Richtschnur und die wirksamste, ja unentbehrliche Stütze meiner Bestrebungen fand ich für die Gymnasien in den eben erlassenen Lehr- und Prüfungs-Ordnungen vom 7. und 12. Januar 1856, die den mit besonnener und liebevoller Erwägung ermittelten Niederschlag aus dem Leben unserer Anstalten darstellen, und ich stehe nicht an zu behaupten, daß alle nachfolgenden Abänderungen fast ebenso viele Verschlechterungen einschließen, was die gesunkenen Leistungen der Gymnasien zum Schaden der Jugend und des Vaterlandes, wie zum Kummer der Jugendfreunde hinlänglich beweisen. Ja noch kürzlich hat einer der eifrigsten Schulverbesserer in öffentlicher Versammlung erklärt, daß er beim Fortbestande jener Erlasse garnicht an seine Umgestaltungspläne gedacht haben würde. Quam congruenter utrumque, nunc non quaero, sage ich mit Im. Bekker; aber dieses lauten Anerkenntnisses habe ich mich sehr gefreut. Man hat, namentlich in der ministeriellen Oktoberkonferenz 1873 der Lehrordnung von 1850 als einen groben Fehler angerechnet, daß sie nach dem Beginn des lateinischen Unterrichts in der Sexta sofort in Quinta das Französische als zweite fremde Sprache folgen lasse; man vergaß, daß vordem in den mittleren und westlichen Provinzen der Sexta der gleichzeitige Anfang beider Sprachen oblag, so daß für diese wenigstens die neue Ordnung noch eine Erleichterung

bedeutete. Übrigens gebe ich das Irrige dieser Stufenfolge durchaus zu, nur daß nach jetziger Bestimmung das nach Quarta zwischen beide alte und in sich verwandte Sprachen eingeschaltete Französisch immer noch ein fremdartiges Einschiebsel bildet. Die einzig richtige, der jugendlichen Kraft wie dem Gymnasialziele gleicher Weise entsprechende Abstufung war die früher in Ostpreußen übliche, nach welcher der lateinische Unterricht in der Sexta, der griechische in Quarta, der französische in Untertertia begann, und eben dieses hatte Bonitz in der erwähnten Oktoberkonferenz mit Recht vorgeschlagen; weshalb er 1882 hiervon abgieng, ist mir unverständlich geblieben.

Auch für die Realschulen bot die Lehr- und Prüfungsordnung vom 6. Oktober 1859 die erste haltbare Grundlage und Gliederung; ich habe hinlänglich beobachtet, welche Fortschritte sie für diese Schulgattung, namentlich in der Einheitlichkeit des Unterrichts bewirkte und welchen Halt sie für die Aufsichtsbeamten bot. Meinen schon damals gehegten Zweifel, ob das Lateinische überhaupt unter die Lehrgegenstände der Realschulen gehöre, hat allerdings die Erfahrung bestätigt und eben dahin giengen auch die Beschlüsse der Dezemberkonferenz 1890; weshalb man diesen nicht schlechthin Folge gegeben und die Zwittergestalt der Realgymnasien nicht nach dem ausgesprochenen kaiserlichen Willen beseitigt hat, verstehe ich eben so wenig. Immerhin ist eine Anzahl derselben seitdem in lateinlose Realschulen verwandelt, so ziemlich die einzige löbliche Wandelung in dem höheren Schulwesen unserer Zeit. Denn die Realschulen haben hiermit eine reine Gestalt und klare Ziele und ihre Zöglinge eine vereinfachte und eben deshalb verstärkte Kraftübung gewonnen; in dieser Form sind sie lebendige, ja unentbehrliche Glieder unserer Schulwelt und werden sicher, zumal bei dem großen Aufschwung des technischen Unterrichts dem Vaterlande und

selbst der allgemeinen Bildung in unserem Volke unschätzbare Dienste leisten. Ich habe keinen Anlaß, hier näher auf die Frage ihrer Rechtsstellung einzugehen; diese wird sich aus ihrer Entwickelung von selbst ergeben und, soweit sie die Zulassung zu den einzelnen Fakultätsstudien erstreben, nur von den Universitäten endgiltig entschieden werden können. Mir ist diese ganze Bewegung nicht viel sinnvoller vorgekommen, als ob man die Pferde beim Schwanz aufzäumen wolle: zuerst die Pflichten und die Leistungen und dann der Lohn, so ist es oder so sollte es wenigstens bei aller menschlichen Arbeit sein.

Bei der Teilung der Provinz fiel mir auch die Aufsicht über die beiden wolgeleiteten katholischen Gymnasien in Ostpreußen zu, und während einer längeren Erledigung der zweiten Schulratsstelle 1875 habe ich auch die vier katholischen Anstalten in Westpreußen, Culm sogar noch bis 1878 beobachten können. In der Summe der Kenntnisse habe ich zwischen ihren Zöglingen und denen der evangelischen Anstalten, abgesehen von dem jeweiligen Zustande einzelner unter ihnen, einen wesentlichen Unterschied nicht gefunden: wenn ich an einigen katholischen die selbständige Denkkraft und geistige Regsamkeit der Schüler weniger entwickelt fand, so mochte der nächste Grund hierfür in dem Umstande liegen, daß ein namhafter Teil unter ihnen, hauptsächlich solche, die sich dem Priesterstande zu widmen beabsichtigten, aus den ärmsten Bevölkerungsschichten hervorzugehen pflegten. Auch das mag mitgewirkt haben, daß an den meisten, nicht an allen Anstalten dieser Art der Unterricht in der katholischen Religionslehre überwiegend gedächtnismäßig erteilt und seine Summe, d. h. der Vortrag des Lehrers in der Abgangsprüfung auch gedächtnismäßig widergegeben wurde, was denn nicht ohne Einfluß auf den Betrieb anderer Fächer bleiben konnte. Gegen paritätische Gymnasien habe ich mich schon 1868 in

meiner Erziehungslehre entschieden ausgesprochen; ich habe bei allem Nachdenken und aller weiteren Erfahrung keinen Anlaß gehabt, meine Auffassung zu ändern. Die konfessionelle Einheit des Lehrerkollegiums verbürgt am sichersten auch die Einheitlichkeit der sittlichen Erziehung, deren Mangel freilich für den draußen Stehenden nicht so leicht zu Tage tritt. Gleichwol können äußere Gründe, namentlich die starke konfessionelle Mischung der Bevölkerung in dem betreffenden Landesteile zu einem Abweichen von diesem Grundsatz nötigen; ich selbst habe die beiden paritätischen Gymnasien zu Allenstein und Strasburg in Westpreußen in Würdigung der Sachlage gründen helfen und abgesehen von gelegentlichen Schwierigkeiten mit dem höheren katholischen Klerus äußere Misstände nicht wargenommen. Für die Elementarschulen halte ich aber diese Einrichtung bei der überwiegenden Bedeutung des Religionsunterrichts in ihnen für eine Ungestalt und nur für einen zeitweiligen Notbehelf, der aus kirchlichen, nationalen, pädagogischen Gründen beseitigt werden sollte, wo dies irgend angeht. Man hat von dieser Mischform unter einer sprachlich und kirchlich geteilten Einwohnerschaft wol eine besonders vorteilhafte Wirkung für unsere Kirche, auch für das Deutschtum erwartet; allein Petersilie*) hat neuerdings nachgewiesen, daß hierdurch gerade die Möglichkeit einer wirksamen Propaganda im entgegengesetzten Sinne geschaffen wird.

Es bedarf wol kaum der ausdrücklichen Bemerkung, daß meine Schilderung sich auf den Zustand der Gymnasien bezieht, wie ich ihn bei meinem Amtsantritt vorfand und bei meinem Ausscheiden verließ. Ich selbst habe noch erfahren, daß die katholischen Anstalten sich unter jungen Direktoren lebendiger entwickelten und an ihnen, wie an den übrigen, neue Bewegungen und ein einheitlicheres Zusammenwirken zu Tage

*) In seinem schönen Werk über das öffentliche Unterrichtswesen im Deutschen Reiche und in den übrigen europäischen Kulturländern, I, 60.

und in Kraft traten. Ebenso unbefangen und hoffentlich auch gerecht werde ich versuchen zu erzählen, wie mir der Lehrerstand erschienen ist, mit dem ich über ein Vierteljahrhundert zu meiner Genugtuung gemeinsam arbeiten durfte.

In dem Stande der Schule spiegelt sich auch die Eigenart des Lehrers; fast durchweg gewissenhaft und von würdigem Verhalten war er um die Lösung der Unterrichtsaufgabe, auch um die sittliche Leitung der Schüler aufrichtig bemüht, in den Leistungen natürlich je nach Anlage und Ausbildung verschieden. Im allgemeinen mehr auf das Erreichen des vorgeschriebenen Zieles als, etwa mit Ausnahme der Mathematik, auf hohe und neue Lösungen bedacht, im Unterricht gründlich, aber leicht trocken, einzelne, wie das überall vorkommt in ihren Forderungen und ihrem Urteile lässig, andere zu hart, stellte er im ganzen eine Körperschaft dar, mit der Gemeinschaft zu pflegen Befriedigung und Belehrung bot. Allerdings waren die Kollegien, namentlich in den kleineren und abgelegeneren Städten, der Anregung und der Einführung in neue Methoden und wissenschaftliche Erscheinungen bedürftig: soweit mein Wissen reichte, habe ich mir beides namentlich bei meinen Dienstreisen angelegen sein lassen. Die niedrige Besoldung und die ungenügende Ausstattung der Anstaltsbibliotheken hemmte freilich die Weiterbildung, obschon die Tatkraft Töppens in der kleinsten und abgelegensten Gymnasialstadt sich für seine Arbeiten auch dort die erforderlichen Hilfsmittel zu verschaffen wuste; beiden Übelständen habe ich nach dem Maße der wachsenden Mittel zu steuern gesucht, wozu besonders die Erhöhung des niedrigen Schulgeldes dienen muste. Auch dieses war ein Hindernis, daß namentlich anfangs die Möglichkeit einer Beförderung selten eintrat und eben deshalb der Austausch der Lehrer unter den verschiedenen Anstalten kaum möglich war, womit das einfachste Mittel zur Belebung der Lehrerschaften und zur Beseitigung eines ge-

wissen Hanges zur Formlosigkeit und Selbstzufriedenheit wegfiel. Wie oft habe ich die Umgestaltung einzelner Lehrkörper durch Versetzung und durch Zuführung frischen Blutes, auch aus anderen Provinzen in stiller Selbstberatung erwogen, allein beides nur unvollkommen und sehr allmählich erreicht! Denn anfangs musten die durch Verabschiedung eines Lehrers erledigten Stellen während eines ein- bis zweijährigen Zeitraums, d. h. bis zur Übernahme des Ruhegehalts auf den damals ungenügend ausgestatteten staatlichen Pensionsfonds durch Hilfskräfte versehen werden, wodurch nicht nur das sehnlichst erwartete Aufrücken, sondern auch die Berufung bewährter Lehrer in eine höhere Stelle sehr erschwert wurde. Erst nach einigen Jahren wurde dieses Hindernis durch Erhöhung jenes Fonds gehoben. Fast noch hinderlicher war der dringende Mangel an Kandidaten, der lange Jahre hindurch mich zwang, den spärlichen Nachwuchs ohne Wahl in das Amt zu schieben, ja selbst zur vollen Verwendung ungeübter Kräfte noch vor ihrer Prüfung und jedenfalls ohne Erledigung des Probejahrs zu greifen. Daß hiermit den Anstalten, aber auch den noch nicht angeleiteten und erstarkten Lehrern nicht genutzt wurde, bedarf keines Beweises; widerholt habe ich mit belastetem Gewissen und doch ohne die Möglichkeit der Abhilfe erleben müssen, daß die ungeübte Kraft sogar unter Beschädigung der Gesundheit versagte, öfter daß ihre vorzeitige Anspannung zu einem unzulässigen Aufschub der Staatsprüfung führte. Und zu dem Heranziehen der Lehrer aus anderen Provinzen konnte ich doch nur äußersten Falls und etwa bei Besetzung von Direktoraten schreiten, um die einheimische Lehrerwelt nicht zu entmutigen, und außerdem war die gröste Vorsicht nötig, da die auswärtige Empfehlung sich nicht immer probehaltig erwies, sei es daß man dort mein Bedürfnis, meine Forderung nicht genügend würdigte oder gar, was wenigstens in einigen Fällen versucht wurde, daß

man bei solchem Anlaß sich einer unbequemen oder selbst einer untüchtigen Persönlichkeit zu entledigen wünschte.

Zu wirklichem Tadel etwa wegen Trägheit oder Pflichtvergessenheit hatte ich selten Anlaß; gegebenen Falls habe ich allerdings auch das strengste Einschreiten bis zur Entfernung aus dem Amte nicht gescheut. Wenige störsame oder eingeschlafene Naturen, auch Überbleibsel aus ungebundener und und unbeaufsichtigter Vergangenheit, fanden sich wol; mit diesen habe ich bei erster Gelegenheit aufgeräumt, da ihre Schonung ein Vergehen gegen die Anstalt und die des Vorbildes bedürftige Jugend bedeutet hätte. Einige begabte zu den reichsten Hoffnungen berechtigende Lehrer verlor ich durch vorzeitigen Tod; ich gedenke immer noch mit Wehmut an Gieswald und Breßler in Danzig. Ein anderer, Diestel in Lyck, den ich gern bei erster Gelegenheit zum Direktor vorgeschlagen hätte, schied aus dem Lehramte wegen seines Übertritts zur apostolischen Gemeinde, dem sogenanten Irwingianismus. Nachwehen des Bewegungsjahres 1848 nahm ich nur wenige war; mit Unterstützung meines strengkonservativen, aber einsichtigen und auf das Wohl der Anstalten unbefangen bedachten Oberpräsidenten Eichmann gelang es, einige tüchtige Lehrer, die durch damalige Unvorsicht Anerkennung und Beförderung verscherzt hatten, wider ins Geleise und in fruchtbare Tätigkeit zu bringen; mancher Groll heilte bei gerader und vertrauensvoller Behandlung innerlich aus, was freilich das beste war. Wo aber später selbst zu gefährdeter Zeit die Partei über das Vaterland gesetzt oder auch früher abgegebene Versprechen des Wolverhaltens gebrochen wurden, habe ich nicht gezögert, durchzugreifen.

Unentbehrlich war die lebendige und selbständige Mitarbeit der Direktoren und das gegenseitige Vertrauen zwischen ihnen und mir; nur ungern widerstehe ich der Versuchung, einzelne nach Charakter und Dienstführung zu schildern, Ellendts

warme Liebe zu seinen Schülern, Streczkas wissenschaftliche Gründlichkeit und amtliche Unermüdlichkeit, Horkels reiche Begabung, die wol bei den Schülern, aber wegen seiner allzu vornehmen Zurückhaltung nicht bei seinen Lehrern und überhaupt in der Schulwelt zu genügender Wirkung kam. Aber ich kann zwei nicht unerwähnt lassen, mit denen mich gar bald ein belebter Gedankenaustausch über Wissenschaft und Erziehungskunst verband: den kenntnisreichen und in Herbarts unmittelbarer Schule zu philosophischer Auffassung der Pädagogik durchgebildeten Benecke in Elbing, und Julius Arnold in Gumbinnen, der bald mein lieber Freund wurde, ein gründlicher Philologe aus Lobecks Schule, ohne sich gegen andere Richtungen zu verschließen, mit den löblichen Eigenschaften des doctor umbraticus aus alter Zeit und doch mit dem vollen Verständnis der neuen Bewegungen in Schule und Wissenschaft, anspruchslos und einfach und dabei hoher und idealer Geistesrichtung; kurz man wird begreifen, daß mit diesen Männern zu leben und zu arbeiten ebenso viel Genuß als Förderung brachte. Nur einen hatte ich wegen seiner Trägheit und seiner dürftigen Kenntnisse bald durch eine jüngere Kraft zu ersetzen; Gott mag wissen, wie er in ein Amt von solcher Verantwortlichkeit gekommen war! Ein zweiter, der bei mäßigen Kenntnissen nach Formgefühl, Arbeitsgeschick und früher auch durch aufmerksame Leitung der Anstalt sich wol zum Direktor eignete, wurde mir immer fremder, weil er seinen amtlichen Einfluß zur Befriedigung seines politischen Ehrgeizes misbrauchte, ohne daß ich etwas anderes zu tun vermochte, als ihm sein Unrecht unverholen, aber leider ohne jede Beschränkung seines leidenschaftlichen und doch so aussichtslosen Strebens in den staatlichen Kämpfen vorzuhalten. Er schied dann bald freiwillig.

Das Hauptmittel zu vertraulichem und anregenden Verkehr mit der Lehrerschaft boten die Dienstreisen behufs Ab-

nahme der Abgangsprüfungen oder zu mehrtägiger Besichtigung der Anstalt. Mein Amtsvorgänger Giesebrecht, ein kenntnisreicher, sehr gewissenhafter, um das Wol der Schulen aufrichtig besorgter Schulmann von wahrer Herzensgüte, in seiner religiösen Richtung eher Pietist als Orthodoxer, kurz ein verehrungswürdiger Mann, hatte sich von solchem Verkehr in unnützer Besorgnis um seine Amtswürde ängstlich fern gehalten, auch sonst wol in geschäftlichen Dingen einige Enge gezeigt. Um so williger kamen die Lehrer mir entgegen und vergalten meine Offenheit, die sich doch mit sachlicher Strenge sehr wol vertrug, durch herzliches Vertrauen, das im Verlauf der Jahre noch gewachsen ist. Die Reisen waren besonders in der ersten Hälfte meiner dortigen Amtszeit bei dem Mangel an Eisenbahnen und den langen Postfahrten zumal zur Winterszeit sehr anstrengend; weder das Verschneien der ungebahnten Wege noch das Umwerfen der Postwagen ist mir erspart geblieben und die Fahrt über die Weichsel während des Eisganges war keineswegs unbedenklich. Auch die Möglichkeit, auf den Poststationen einige erfrischende Nahrung zu erhalten, war nur spärlich vorhanden, so daß ich bald zu der Überzeugung kam, die Staatsregierung dürfe für die Provinz Preußen nur körperlich kräftige Männer zu Schulräten ernennen, denen dann die dortigen Dienstjahre doppelt, wie in Kriegszeiten, anzurechnen seien.

An den Abgangsprüfungen habe ich mich in der Regel durch eigene Fragen, zuweilen auch durch Übernahme eines Prüfungsfaches, sei aus eigener Bewegung oder, was nicht selten geschah, auf Ansuchen des Direktors oder des Fachlehrers beteiligt. Die Prüflinge habe ich in der Form stets freundlich behandelt, ohne an der Strenge der Forderungen nachzulassen. Bei der Schlußentscheidung habe ich meistens den Lehrern bei ihrer genaueren Schülerkenntnis zugestimmt; nur wo mir das Vertrauen zu der nötigen Strenge, hie und

da auch zu ihrer Milde fehlte, meiner abweichenden Auffassung nachdrücklich Folge gegeben. Die Besichtigungen erstreckten sich auf alle Teile des Anstaltslebens; in den kleinen Städten habe ich widerholt die Pensionen der auswärtigen Schüler besucht und hierbei die Überzeugung gewonnen, daß neben dem Mangel an sittlicher Aufsicht die Gesundheit der Schüler viel weniger durch den Aufenthalt in den Klassen oder durch Übermaß der Arbeit als durch die Schädlichkeit der Wohnräume gefährdet wird. Die neugegründeten Anstalten wurden häufiger besucht, um etwaige Reibungen auszugleichen und das Gesammtleben des jungen Organismus zu fördern. Im Durchschnitt fiel auf jede Anstalt eine Revision in vier- bis fünfjährigen Zwischenräumen, also eigentlich zu selten, obschon ich die Teilnahme an den Abgangsprüfungen auch zum Besuche einiger Unterrichtsstunden namentlich bei jüngeren Lehrern benutzte, so oft es die Zeit gestattete. Aber die große Provinz und die Aktenarbeit ließen einen häufigeren Besuch nicht zu. Ich weiß nicht recht, ob es ratsam ist, diesem Übelstande durch Vermehrung der Schulratsstellen abzuhelfen; denn hierdurch würde die Sammlung der Lehrerkenntnis in einer Hand und hiermit die sichere Ergänzung der Lehrerkollegien gefährdet. Die Revisionen sollen ja nicht nur Aufsichtshandlungen sein; sie bieten vielmehr dem Schulrat das einzige zuverlässige Mittel, die Lehrer kennen und angemessen verwerten zu lernen. In dieser Kenntniß suchte ich mich eben durch die Dienstreisen zu erhalten; zu Hilfe kam, daß ich im Winter 1860/61 die Leitung des Friedrichskollegiums und den lateinischen Unterricht in seiner Prima während einer halbjährigen Stellenerledigung übernahm.

Allmählich wuchs eine jüngere Lehrerschicht mit neuen Anschauungen in den Schulwissenschaften und der Unterrichtskunst heran, natürlich nicht ausschließlich, vielleicht nicht einmal vorwiegend durch die eben geschilderten Mittel, sondern

zunächst durch die andersgeartete Bildung auf der Universität, auch, wie ich hier widerhole, durch die dreijährigen Direktorenkonferenzen mit ihrer Vorbereitung mittels eingehender Prüfung der Beratungsgegenstände innerhalb der einzelnen Lehrerkollegien. Diese segensreiche Einrichtung ist meines Wissens zuerst in Westfalen ins Leben gerufen und hat dort z. B. schon früh zu einem wohldurchdachten Lehrplan für die Geschichte geführt, der bis zu den Lehrplänen von 1892 mit geringen Abweichungen auch anderen Provinzen zur Richtschnur gedient hat. Die nächstfolgende Provinz war Preußen mit drei Konferenzen im vierten und fünften Jahrzehnt unsers Jahrhunderts gewesen; durch den Unwillen Eichhorns über eine auf der dritten versuchten Idealkonstruktion des Gymnasiums, bei der allerdings der positive Religionsunterricht zu kurz gekommen war, wurden sie unterbrochen und erst im Jahre 1865 mit der vierten wider aufgenommen.

Auch mit den Patronaten der städtischen Gymnasien stand ich im ganzen im Verhältnis des Vertrauens, so daß sogar die stolze Hansestadt Danzig meinen Rat bei Einrichtungen und bei Besetzung der Direktorate einholte. Der selbstherrliche Kritizismus der guten Stadt Königsberg gab dies freilich nicht zu und suchte sogar gelegentlich nach einem Anlaß, um seine Unabhängigkeit ins Licht zu stellen. Hierfür traten sachlich die vorhergehenden vertraulichen Anfragen der Direktoren ein, denen bei Berufung von Lehrern der entscheidende Einfluß zufiel.

Alle diese Arbeit hatte ihren Ausgang, ihre Stütze und widerum ihren Sammelpunkt in dem Provinzialschulkollegium, dessen Sitzungen in der Regel wöchentlich stattfanden, mindestens unter den beiden ersten Oberpräsidenten Eichmann und von Horn mit großer Regelmäßigkeit, während der dritte, unter dem ich noch ein Jahr meines dortigen Amtes wartete, seine glänzende Begabung mehr anderen Verwaltungszweigen

und der allgemeinen Leitung der Provinz zuwendete. In diesen Sitzungen und den von den Mitgliedern an das Schulkollegium schriftlich und mündlich erstatteten Berichten handelte es sich zumeist um die Wahl der besten Mittel und Methoden zur Durchführung der allgemeinen Verordnungen und leitenden Grundsätze für die höheren Lehranstalten einschließlich der Seminare, um die Beratung über neue Gründungen, um Anstellung, Beaufsichtigung und Verabschiedung der Lehrer, alles zusammen gewiß eine reiche Aufgabe, die bei aller Sorgfalt im Einzelnen den Blick beim Allgemeinen festhielt, gegen Kleinlichkeit schützte und die notwendige Einheitlichkeit des Schulwesens vermittelte. Auch aus anderen Provinzen habe ich die Oberpräsidenten versichern hören, wie sehr sie durch diesen Teil ihrer Amtsthätigkeit befriedigt seien.

Insbesondere gedenke ich mit dankbarer Verehrung des erstgenannten Eichmann, in dessen Vertrauen ich während der ersten Hälfte meiner Amtsführung immer mehr hineingewachsen bin. Er förderte und belebte unsere Thätigkeit durch seine große Erfahrung und seinen weiten Blick, ohne uns zu beengen, und wenn ich ja an pädagogischer Einsicht, an geläuterter und gelenker Auffassung der allgemeinen Erziehungs- und Unterrichtsregeln gewonnen haben sollte, so verdanke ich dies ebenso der großen Selbständigkeit, die er mir in meinen Maßnahmen und Versuchen gönnte, als der warmen Teilnahme, mit der er meine Berichte aufnahm und meine Arbeit begleitete. So schufen die Beratungen des Schulkollegiums mehr Genuß als Anstrengung und wir pflegten frohen Mutes zu und von den Sitzungen zu gehen. Auch außerhalb des unmittelbaren Amtskreises habe ich mit ihm allgemeine Aufgaben des Staats und der Wissenschaft erörtern dürfen und je länger desto mehr mich seiner Belehrung und Zufriedenheit erfreut. Bei Herrn von Horn gesellten sich zu reichen Kenntnissen und großer Verwaltungsübung liebevolle Aufmerksam-

keit auf die einzelnen Schulvorgänge; seine hier und da etwas enge Regelmäßigkeit haben wir erst nach seinem Abgange in ihrem Werte schätzen lernen. Von der bei hohen Beamten nicht seltenen Eigenschaft, alles nach vermeintlich allgemeinen und doch nur äußerlich aufgestellten Grundsätzen regeln zu wollen, war auch er nicht frei. Für mich und meine spätere ungeahnte Berufsstellung war es von hohem Werte, daß er mich zu den Geschäften des Universitätskuratoriums heranzog. Ich kann mich kaum erinnern, daß es in den Sitzungen zu einer Abstimmung gekommen sei; es herrschte gegenseitige Achtung und Verträglichkeit. Vor allem hatte ich mich einer weitgehenden Übereinstimmung der wissenschaftlichen und pädagogischen Grundanschauungen mit meinem katholischen Kollegen Dillenburger zu erfreuen, der mir durch seine geschäftliche Erfahrung und sein freundliches Entgegenkommen die ersten Schritte im neuen Amt sehr erleichterte; die Verschiedenheit des kirchlichen Bekenntnisses störte nicht, da jeder in dem anderen die Glaubenswärme achtete. Auch mit seinem Nachfolger Göbel habe ich immer in gutem Einvernehmen gelebt und nach dessen Versetzung bald die Freundschaft des neuen evangelischen Amtsgenossen K. Kruse gewonnen, zumal ich bei ihm nächstverwandte Auffassungen in Schule und Wissenschaft traf. Und diese Freundschaft ist mir auch nach seiner Übersiedelung in die selbständige Provinz Westpreußen bis auf den heutigen Tag treu geblieben. Gelernt habe ich auch von dem ältesten technischen Rate des Kollegiums Dieckmann, der, ein durchgebildeter Herbartianer und viel erfahrener Schulmann, die Mehrzahl der Seminarien leitete. Ebenso gedenke ich in Anhänglichkeit des milden Hohenfeldt, der mit gründlicher juristischer Bildung und Erfahrung die Rechtsfälle erledigte, aber leider durch große anderweitige Arbeitslast beim Oberpräsidium und vornemlich im Konsistorium vor der Zeit aufgerieben wurde.

Auch in das Landschulwesen wurde mir ein Blick vergönnt, nicht nur durch die Vorträge meiner Amtsgenossen über ihre Seminarien und durch meine Mitwirkung bei der Prüfung für das Predigtamt, bei welcher ich das Fach der Schulkunde zu vertreten hatte. Hierbei hatte ich oft genug die Warnehmung zu machen, daß der vorgeschriebene sechswöchentliche Besuch eines Seminars denen wenig hilft, die einer bestimmten Vorbildung, namentlich in die psychologischen Bedingungen und die ethischen Ziele alles Unterrichts ermangeln. Etwas mehr bedeutete, daß ich sechs Jahre hindurch die Aufsicht über das Königsberger Seminar und seine Übungsschule zu führen hatte. So durfte ich mich allenfalls ohne Unbescheidenheit zweimal erbieten, die Vertretung eines erkrankten Kollegen bei der Bezirksregierung in Königsberg für je sechs Wochen zu übernehmen, ebensowol um einer geschäftlichen Verlegenheit zu begegnen, als um den Zustand der Volksschulen in einer abgelegenen dreisprachigen und wirtschaftlich bedrückten Provinz kennen und mit meiner Heimat und mit dem, was ich von meinem Vater gesehen und gelernt hatte, vergleichen zu lernen. Die großen Verdienste des pädagogisch sehr befähigten und unermüdlich tätigen Dinter auf einem Felde, das unter dem schweren Geschick der Provinz und dem nachmaligen Mangel an lebendiger Aufsicht fast wüst geworden war, lebten noch in der Erinnerung der älteren Bewohner; auch war seitdem das Elementarschulwesen unter der Leitung fachkundiger Schulmänner erheblich fortgeschritten. Gleichwol kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ich bei jenem Hilfsdienst einen höchst unerfreulichen Eindruck erhielt, zu dessen Milderung ich allerdings hinzufüge, daß ich meine Tätigkeit während der Vertretungszeit auf den Attentisch beschränken muste und daß die Sachen, die ich zu erledigen hatte, sämmtlich aus dem katholischen Ermland stammten, dessen Schulen sich selbst in unserer Provinz keines besonderen Rufes erfreuten. Wider-

stand oder doch Unlust der Ortsschulaufsicht, Nachlässigkeit und Pflichtversäumnis der Lehrer, schlimmerer Vergehen nicht zu gedenken, ungenügende Leistungen der Schüler kamen häufig genug zu meiner Kenntnis, wobei ich doch der Gerechtigkeit halber bemerke, daß die guten Seiten des Schullebens weniger Raum in den Akten finden als die schlechten. Ich sah und hörte jedesfalls genug, auch später von dem heimgekehrten Schulrat, um mich nicht nach dem Augenschein auf einer Dienstreise zu sehnen. Ich bezweifle aber nicht und entnehme dies auch gelegentlich der amtlichen Statistik, daß die dortigen Schulzustände sich seitdem gebessert haben. Allein das gröste Hemnis eines gedeihlichen Fortschritts scheint mir in der ganzen Art der Verwaltung und der Aufsicht zu liegen. Täglich wurden mir dreißig bis vierzig neue Eingänge vorgelegt, die dann bei dem schlechthinnigen Zeitmangel nur mit einem kurzen Dekret versehen dem Secretariat zur weiteren Ausführung zugefertigt wurden, um nach etwa vierzehn Tagen zu meiner Prüfung und Unterschrift zurückzukehren. Wie oft habe ich mich dann erst auf den Kern der Frage besinnen müssen und was war mit allen z. T. überflüssigen Verfügungen ohne lebendige Überwachung ihrer Durchführung genützt. Ich stimme aus völliger Überzeugung der seit Jahren erhobenen, namentlich von dem Freiherrn von Zedlitz verteidigten Forderung zu, daß die Schulabteilungen der Bezirksregierungen aufzulösen und ihre Aufgaben durch besondere dem Landrat beigeordnete Kreisschulinspektoren zu erledigen seien. Die Regierungsschulräte zumal in großen Bezirken erliegen unter ihrer Geschäftslast, ohne die Schulen ausreichend beaufsichtigen und den Lehrern durch Rat und persönliche Teilnahme helfen zu können.

Endlich durfte ich auch einige Erfahrungen auf dem Gebiete des Mädchenunterrichts sammeln. Die Bezirksregierung zu Königsberg hatte die verständige Anordnung getroffen,

daß die Vorsteherinnen von höheren Privat-Töchterschulen sich des Beistandes eines schulkundigen Mannes bedienen sollten, teils um etwanige Misstände fern zu halten, wie sich deren in der Enge der meist überfüllten Schulräume und in den Lehrplänen bemerkbar machen konnten, teils um einen Schutz gegen Anmaßung solcher Hilfslehrer zu finden, die, meist aus dem Kreise der Gymnasial- und Reallehrer gewählt, im Gefühle ihrer Unentbehrlichkeit die Anordnungen der Vorsteherin gern als überflüssig betrachteten. Einer Dame meines Umgangskreises, mit deren Vater ich aus früherer Zeit genauer verkehrte, einer kenntnisreichen und geschickten Lehrerin, bot ich mich für die bezeichnete Dienstleistung an, die um so lieber angenommen wurde, als ich vermöge meines Hauptamtes im Stande war, ihr bei der Wahl der Lehrer zu raten und etwanige Ungebür abzuwehren. Bei dem Besuche ihrer Anstalt fand ich großen Eifer, aber neben vielem Zweckmäßigen auch, daß die Schülerinnen der obersten Klasse bis dahin ohne Kenntnis der alten Geschichte geblieben waren. Dies ergänzte ich zunächst durch eigenen Vortrag und als dann der Schule eine Selekta zur Erweiterung und Vertiefung des Unterrichts, hauptsächlich aber zur Vorbildung künftiger Lehrerinnen aufgebaut wurde, habe ich in dieser Klasse längere Zeit in halbjährigem Wechsel die Grundzüge der Kirchengeschichte und der Erziehungskunst gelehrt. Nirgends habe ich so aufmerksame und teilnehmende Zöglinge gefunden als hier; um das Verständnis des Vortrags eifrig bemüht, arbeiteten sie ihn auch ohne mein Geheiß schriftlich mit einer Sorgfalt auf, daß ich nur zu wehren, nie zu spornen hatte. Neben der Freude, die ich hieraus schöpfte und noch jetzt nachempfinde, zog ich aus dieser Tätigkeit noch einen anderen Gewinn: der Vortrag der Pädagogik nötigte mich zu gegliederter Zusammenfassung und Ableitung der allgemeinen Grundsätze, wie zu ihrer planmäßigen Anwendung auf die einzelnen Lehrgegenstände und

hiermit war mir der Grundriß und das Netz für mein späteres Werk über Erziehung und Unterricht gegeben. Zudem war für den denkenden Schulmann die Beobachtung der weiblichen Natur und der daraus fließenden Bildungsunterschiede zwischen Knaben und Mädchen vom höchsten Werte. Hätte die Gegenwart für diese gottverordnete und deshalb unverlöschliche Grundverschiedenheit Verständnis und Achtung, so würde sie nicht auf die Tollheit geraten, unsere heranwachsende männliche und weibliche Jugend nach denselben Grundsätzen, mit denselben Mitteln und zu denselben Zielen bilden zu wollen, ohne Würdigung der eigentümlichen Güte des Weibes und ohne Verständnis dafür, daß die Schönheit seines geistigen Wuchses durch ein so gedanken- und rücksichtsloses Verfahren verbogen und die Kraft seiner Empfindung verkümmert werden muß.

Nebenämter. Die Wissenschaft.

Zu dem Hauptamt traten zeitweilig zwei Nebenämter, die zwar einen erheblichen Zuwachs an Arbeit, aber auch eine kräftige Unterstützung der Hauptaufgabe brachten. An die Stelle des von dem Minister von Zedlitz gegründeten Oberschulkollegiums waren seit 1810 die wissenschaftlichen Deputationen zu Berlin, Breslau und Königsberg getreten und mit der Staatsprüfung für das höhere Lehramt beauftragt; sie wurden als wissenschaftliche Prüfungskommissionen den Provinzialschulkollegien zugeordnet, als diese 1825 aus der zweiten Abteilung der Konsistorien sich zu selbständigen Behörden entwickelten. Hierbei war das Verhältnis zwischen beiden ursprünglich so gedacht, daß entweder das mit der Leitung der Gymnasien beauftragte Mitglied des Schulkollegiums Direktor der Prüfungskommission oder umgekehrt der Direktor dieser Kommission Mitglied des Schulkollegiums sein und in diesem mit der Bearbeitung allgemeiner Fragen der Erziehung und des Unterrichts beschäftigt werden sollte. Diese Einrichtung war nach beiden Seiten zweckmäßig; denn sie gieng aus der Auffassung hervor, daß der Schulverwaltung, die unmöglich Vertreter sämmtlicher Unterrichtsfächer in sich aufnehmen kann, eine unmittelbare wissenschaftliche Hilfe Not tun, doch mit der Maßgabe, daß diese Verbindung nicht der strengen Wissenschaft sondern dem Gymnasialunterricht zu dienen habe. Planmäßig eingerichtete Realschulen gab es

damals nur einige. Es handelte sich also nicht nur darum, die wissenschaftliche Ausbildung der Kandidaten zu ermitteln, sondern auch auf Richtung und Methode ihrer Studien durch verständige Handhabung der Prüfungsordnung einzuwirken und andrerseits die Verwaltung im Zusammenhang mit dem Gange der Wissenschaft zu erhalten. Ihre Wurzel hatte diese Einrichtung in dem großartigen Lehrerfolge F. A. Wolfs; ihre Gestalt verdankte sie W. von Humboldt, ihre Pflege und Anwendung Süvern, Joh. Schulze und gleichgesinnten Männern, die noch nicht gelernt hatten, das Ideal der Jugendbildung in dem raschen Erwerb manigfacher Kenntnisse zu sehen. Der Wissenschaft als solcher wurde eine weitere Bürgschaft durch die Bestimmung, daß die Anfertigung schriftlicher Arbeiten denen erlassen wurde, die den Grad eines Doktors der Philosophie in streng akademischer Weise errungen hatten.

In Königsberg wurde also Herbart, der Direktor der wissenschaftlichen Prüfungskommission, zugleich Mitglied des Provinzialschulkollegiums, für das er mehrere wertvolle Gutachten über allgemeine Pädagogik geliefert hat*); er war hierzu um so williger, als er diesem Fache seit Pestalozzi besondere Teilnahme geschenkt hatte. Die Verbindung beider Behörden lockerte sich, als Herbert in beiden seine Tätigkeit aufgab und ein gleichgearteter Nachfolger sich nicht finden ließ. Mehr noch wurde die Trennung durch die selbständige Entwickelung der einzelnen Fachwissenschaften erweitert und gelegentlich selbst verschärft; es war doch sehr erklärlich, daß der akademische Vertreter einer Wissenschaft seine Schüler hauptsächlich auf ihre Fachstudien ansah und daß andrerseits die Schulverwaltung hierin ab und zu eine Ablenkung von ihren besonderen Zielen erblickte. Ihr Sonderzweck barg die Gefahr in sich, daß die jungen Lehrer allzu früh ihre wissenschaftliche Fort-

*) Später durch Ziller in Herbarts kleinen Schriften veröffentlicht.

bildung einstellten und sich auf die nächsten Mittel und Wege des Lehrverfahrens beschränkten. Aber auch die andere Einseitigkeit beschädigte die Harmonie des Gymnasialunterrichts, insofern sie die Lehrer mit ungerechtem Stolze auf die Bedeutung ihres Fachs erfüllte und ihnen das Verständnis für den Bildungswert der anderen Zweige erschwerte, vor allem aber die Einsicht in den einheitlichen Bau des Geistes und in den Organismus der höheren Schulen verschloß. Natürlich wurde hierdurch die Achtung vor den sogenannten allgemeinen Bildungsfächern, der Religionswissenschaft, der Geschichte, der Philosophie gemindert; sie schieden so ziemlich aus der Arbeit der Lehramtsbewerber aus und wurden in der Prüfung nicht selten oberflächlich und sogar unwürdig behandelt. Dieser Zwiespalt besteht auch jetzt noch, wenn gleich je nach der Zusammensetzung und der Auffassung der Kommission in wechselndem Grade; ein heilender Ausgleich mag sich in der Billigkeit und der Einsicht der Prüfenden vollziehen, ohne daß für ihn schon eine bestimmte Form gefunden wäre.

In Königsberg lag die Gefahr der Zersplitterung um so näher, als die Mitglieder die Prüfung in ihrer Wohnung ohne Zuziehung auch nur des Direktors zu vollziehen pflegten, wodurch eine allgemeine und gegenseitig abwägende Beurteilung der Prüflinge wenn nicht überhaupt verhindert, so doch sehr erschwert wurde. Als nun Lobeck zunehmenden Alters halber aus der Kommission schied, Lehrs aber sich zu einer Prüfung in gemeinsamer Sitzung nicht verstehen wollte, traten an ihre Stelle zunächst nach einander die Direktoren der drei Gymnasien, deren jeder eine geachtete Stellung in der Altertumswissenschaft einnahm. Dann beauftragte der Minister der ursprünglichen Einrichtung gemäß den evangelischen Provinzialschulrat mit der Leitung der Kommission und mit der Prüfung in den alten Sprachen, wozu zeitweilig noch das Fach der Pädagogik trat. Selbstverständlich habe

ich während der sechszehn Jahre, die mich dieses Nebenamt festhielt, nie daran gedacht, mit den beiden erstgenannten großen Gelehrten mich irgendwie messen zu wollen; auch hätte ich meine Aufgabe durch die Anlegung eines streng und lediglich wissenschaftlichen Maßstabes nicht für getroffen gehalten, selbst wenn ich mir die erforderliche Beherrschung dieses Wissensgebiets nach Umfang und Tiefe zugetraut hätte. Vielmehr glaubte ich nach dem mir wolbekannten Vorbilde des philologisch und pädagogisch gleich bedeutenden Meineke, mit dem ich mich freilich ebenso wenig verglichen habe, ein Verfahren einschlagen zu sollen, das vor allem ein auf gründlicher Sprachkenntnis ruhendes Verständnis der hervorragenden und für die Auffassung des antiken Lebens wichtigsten Schriftwerke zu ermitteln geeignet wäre. So wählte ich für die schriftlichen Arbeiten öfters die Erklärung einer schwierigen Stelle aus Aeschylos und ähnlichen nach strenger Methode, für die mündliche Prüfung aus den Römern die für die Sprachgeschichte, aber auch für den Schulunterricht wichtigsten Schriftsteller, aus den Griechen die Lyriker, Tragiker und Platon, suchte auch die Aufmerksamkeit der Kandidaten für Anlaß, Zeitverhältnis und Inhalt der Ciceronischen Reden zu wecken, um so mit dem sprachlichen Verständnis auch das geschichtliche lebendig zu machen. Dazu habe ich über die Geschichte der Philologie nach ihren Wendepunkten und ihrem allgemeinen Verlauf geprüft, gelegentlich auch gerade von tüchtigen Prüflingen ein kurzes griechisches Extemporale schreiben lassen. Ich habe zwar nie dem von schulmännischer Seite öfter gehörten Vorwurf zugestimmt, daß die neuere Richtung dieser Wissenschaft die Textkritik einseitig auf Kosten der übrigen Teile und zum Schaden der Schule bevorzuge. Ohne diese Klage hier inhaltlich zu prüfen, halte ich für jedes Erkenntnisgebiet den Satz für unanfechtbar und für geschichtlich erwiesen, daß alle wahre Wissenschaft sich nach ihren eigenen

Gesetzen entwickelt und etwanige Einseitigkeiten nach Ergänzung des Versäumten aus eigener Lebenskraft überwindet und abstößt. Immer ist und soll die Wissenschaft als solche und ohne Rücksicht auf äußere Forderungen der Quell sein, aus dem ihre Jünger nicht nur ihr Wissen, sondern auch Begeisterung und Kraft schöpfen; und dieser durch die Erfahrung aller Zeiten bestätigte Satz gilt vor allem für unsere Lehrer, die ohne jene stets nachquillende Kraft bald in ihrem Berufe erlahmen und zu Handwerkern herabsinken müßten. Gleichwol ist nicht zu verkennen, daß manche Aufgaben, die die Schule mit Notwendigkeit stellt, die Fertigkeit in schriftlicher und mündlicher Handhabung der lateinischen Sprache*), Vertrautheit mit den für unsere Jugend geeigneten Schriftwerken und geschichtlich wie sprachlich begründete Einsicht in ihre Entstehung und Eigentümlichkeit, sichere Kenntnis der Schulgrammatik zu Zeiten mindere Pflege finden. Es ist meines Erachtens Aufgabe der Staatsprüfung, auf diese Bedürfnisse mit Nachdruck hinzuweisen und überdies aus den neu aufgeschlossenen Teilen, der Inschriftenkunde, der alten Kunst, der Sprachgeschichte das Unentbehrliche geschickt einzufügen und mit den Hauptsachen zu einem Gesamtbilde zu verschmelzen. Und wir haben doch in Lessings antiquarischen Schriften ein unübertreffliches Beispiel einer solchen Verschmelzung, dem nachzustreben auch uns Alltagsphilologen zur Wegweisung und Ermunterung dient.

Diese Verschmelzung gelingt indes uns Epigonen nur spärlich und andrerseits kann weder die Wissenschaft auf die Selbständigkeit und Strenge ihrer Forderungen noch die Verwaltung auf eine schulgemäße Vorbildung ihrer Lehrer verzichten. Also ist wenn nicht ein Widerstreit so doch eine gewisse

*) Schon Böckh Encykl. der Phil. S. 306 (1. Aufl.) hat den Rückgang dieser Fertigkeit beklagt und zum Teile den Schulen zur Last gelegt; welche Schuld würde er ihnen jetzt beimessen?

Richtungsverschiedenheit zwischen der akademischen und der schulmännischen Ausstattung unserer Lehrerwelt vorhanden, deren Ausgleich für das Heil unserer Jugend unerläßlich und zugleich, wie ich meine, sehr einfach ist. Ich habe schon anderswo*) nachdrücklich geraten, daß man auf zwei verschiedene Prüfungsakte verlegen solle, was in einen zusammengepreßt Streit und Hemmung errege, und kann mich hier einer Widerholung meiner Gründe überhoben erachten. Nur das will ich hier nochmals hervorheben, daß lediglich auf dem vorgeschlagenen Wege die allgemeine Bildung nicht nur in der Prüfung selbst sondern auch in der Vorbereitung auf sie zu ihrem Rechte kommen kann. Und diese allgemeine Bildung, die den Blick in die Menschennatur einschließt, tut keinem Berufe so Not, als dem des Lehrers. Wenn Böckh a. a. O. bei den meisten Jüngern seiner Wissenschaft Mangel an allgemeinen Ideen und an Überblick bemerkt und tadelt, wie viel größer ist dieser Schaden für die Jugendbildung, die doch stets den ganzen Menschen nach allgemeinen Ideen entwickeln und widerum zu den allgemeinen Zielen des Menschentums erziehen soll? Es ist sehr merkwürdig, daß man auf dem Gebiete der Schule sich nicht zu der Zweiteilung entschließen kann, die für die anderen gelehrten Berufsarten längst und unbestritten in Kraft besteht. Das Auffällige dieser Erscheinung schwindet freilich vor der Betrachtung, daß man auch hier die Mitarbeit an der Gesetzgebung solchen überläßt, denen die Einsicht ebenso in den Entwickelungsgang unserer Wissenschaft wie in den einheitlichen Bau des jugendlichen Geistes abgeht. Ich brauche wol kaum zu bemerken, daß durch solche zweifache Prüfung die neuerdings getroffene Einrichtung des Seminar- und des Probejahrs nicht gestört sondern kräftig gestützt werden würde.

---

*) Die Verfaßung der höheren Schulen S. 120.

Bei der Prüfung in der Pädagogik habe ich nie ein besonderes System bevorzugt noch auch angefochten, selbst nicht das Herbartsche, obschon ich seine psychologischen Voraussetzungen damals wie jetzt für grundfalsch halte. Neben einer allgemeinen Geschichte dieses Fachs habe ich vielmehr eine klare Auffassung der Grundbegriffe, z. B. der vielfach so unbestimmt umschriebenen Anschauung verlangt und für die künftige Unterrichtstätigkeit immer wider auf die Einheit des menschlichen Geistes wie auf die Einheitlichkeit des sittlichen und didaktischen Verfahrens hingewiesen. Die Probelectionen habe ich, sobald es angieng, zur Seite geschoben; sie waren eine Last für die Schulen, noch mehr für den Prüfling, der sehr erklärlich in der Mehrzahl der Fälle seiner Aufgabe und der Klasse hilflos gegenüberstand und nur ausnahmsweise ein natürliches, aber unentwickeltes Geschick für den Vortrag, noch seltener für die Frage zeigen konnte.

Gelegentlich wurde die Kommission auch mit allgemeineren Aufgaben befaßt, so mit gutachtlichen Vorschlägen über eine zweckmäßigere Prüfungsordnung, da die frühere allerdings veraltet war. Solche Aufträge führten die Mitglieder zu gemeinsamer Arbeit und einem ebenso anregenden als genußreichen Gedankenaustausch; ich darf sagen, daß jeder von uns aus dieser Beratung gefördert und befriedigt gieng. Überhaupt waltete unter uns bei mancherlei Verschiedenheit der Ansichten das Streben, lieber einander zu verstehen und zu überzeugen als zu überstimmen, und hieraus entsprang eine Freundlichkeit des Verkehrs, die uns nach Erledigung der Geschäfte in der Regel noch einige Zeit zu zwanglosem Gespräch zusammenhielt. Ich verdanke diesem Umgang in seinem amtlichen wie im außeramtlichen Teile Belehrung und Befriedigung und glaube daraus einiges Verständnis der Personalverhältnisse an den Universitäten, also auch einigen Gewinn für meine jetzige Stellung geschöpft zu haben.

Dazu kam als zweites Nebenamt die Leitung des pädagogischen Seminars, dessen Gründung mir im Jahre 1861 gelang. Schon Herbart hatte eine solche Anstalt 1810 eingerichtet und mit staatlicher Hilfe bis zu seinem Scheiden aus der Provinz fortgeführt, durch sie auch einen etwas einseitigen aber förderlichen Einfluß auf die Bildung des Lehrstandes geübt.*) Er hegte die ausgesprochene Absicht, durch sein Seminar und die mit ihm verbundene Übungsschule vorbildlich auf die öffentlichen Gymnasien einzuwirken, die er nur als Notbehelf und verkehrte Gebilde betrachtete. Schon daß so viele und verschiedenartige Schüler in einer Klasse vereinigt wurden, sah er als einen Hauptschaden an; den eigentlichen Bildungswert der alten Sprachen verkannte er und hatte hauptsächlich den Inhalt der Schriftwerke und ihre ethische Wirkung im Auge, daher er denn die Zöglinge bald von der Odyssee zu Ciceros Officien und sogar zur Platonischen Republik führte. Die Schüler schritten bei ihrer geringen Zahl und einem allerdings anregenden Lehrverfahren rasch fort; allein nach dem Urteile des späteren Direktors Beneke, der selbst Mitarbeiter gewesen und sonst ein strenger Anhänger des Herbartschen Systems geblieben war, haftete das Erlernte nicht und offenbar kam es nicht zu einer harmonischen Erziehung des Geistes, der ja in dieser Philosophie auch nicht einheitlich gedacht war. Vielmehr wurden einzelne geistige Kräfte bevorzugt und überhaupt das Hauptaugenmerk auf die Auffassung und das Anlernen gerichtet; auch heut kann man hinlänglich warnehmen, daß die Herbartianer in dem Kinde mehr einen Versuchsgegenstand als ein einheitliches nach seiner ursprünglichen und eigentümlichen Begabung zu bildendes Wesen sehen.

---

*) S. oben S. 170 und über Zweck und Art seiner Anstalt Schmid Encyklopaedie des gesammten Erziehungs- u. Unterrichtswesens, 2. Aufl. III, 407 f.

Herbarts Anstalt war mit seinem Fortgange erloschen; aber auch das Böckhsche Seminar in Berlin, dem ich so großen Dank schulde*), konnte mir nicht zum unmittelbaren Vorbilde dienen. Einerseits nicht, weil es mir nie in den Sinn kommen konnte, dem mit Erfolg nachzustreben, was dieser universale Geist der Wissenschaft uns gewesen war, andererseits weil ich die pädagogische Anweisung der jungen Lehrer an die erste Stelle zu setzen beabsichtigte. Denn hierin schien mir das dringendste Bedürfnis zu liegen; nicht minder hatte ich darauf zu denken, wie ich die jungen Kräfte nach der Studienzeit zusammenhalten, vor dem nicht seltenen Abgleiten in andere Berufs- und Lebensweisen behüten und mit Anschauungen tränken könnte, die in ihnen das Verständnis für die hohen Aufgaben des Lehramts zu wecken, sie mit Liebe zu ihm zu erfüllen und zur Hebung des allgemeinen Standesgefühls beizutragen vermöchten. Dies war der oberste Zweck: in ihnen eine ideale Auffassung ihres Berufs zu schaffen und ihnen zur Ausbildung einer freien und selbstgewissen Persönlichkeit behilflich zu sein. Hierin liegt die unversiegliche Kraft, die nicht nur über die Sorgen des Tages hinweghebt, sondern auch dem Versinken in das Handwerk vorbeugt, was jetzt die große Gefahr ist, ja noch mehr, die dem Lehrer die stete Einheit von Erziehung und Unterricht vergegenwärtigt und alle Kenntnisse in Bildung, jede Fertigkeit in freies geistiges Vermögen umsetzt. Und ich habe die große Genugtuung, daß dieses Ziel und dieser Weg noch nach langen Jahren von den begabteren ehemaligen Mitgliedern des Seminars als der richtige und fruchtbringende anerkannt worden ist.

Es versteht sich, daß ich dieses Ziel nicht durch allgemeine Ableitungen und Mahnungen zu erreichen strebte; vielmehr

*) S. o. S. 68.

bezogen sich die Vorträge der Mitglieder auf einzelne inhaltsreichere Fragen und schlossen sich an wichtigere Erscheinungen sei es in der pädagogischen Litteratur oder im Schulleben an. Aber wir beschränkten unsere Erörterungen nicht auf diese Einzelheiten, sondern suchten in und hinter ihnen den allgemeinen Grund und das letzte Ziel, so daß wenigstens die Absicht sich nicht bei den sogenannten praktischen Mitteln beruhigte, nie auf die Abrichtung des Anfängers ausgieng, sondern ihn zu selbstständiger Wahl des Verfahrens, vor allem zur Versenkung in den Unterrichtsstoff wie in die Kindesseele befähigen sollte. Ohne Frucht ist dieses Streben nicht geblieben: in den einundzwanzig Jahren, die ich das Seminar leiten durfte, sind aus ihm vierzehn Direktoren, z. T. über die Grenzen der Provinz hinaus, und mehrere Räte in der höheren Schulverwaltung hervorgegangen und ich habe Grund zu der Annahme, daß sie noch jetzt der gemeinschaftlichen Arbeit gern gedenken. In der unter uns üblichen allgemeinen Fassung der Aufgabe liegt die Rechtfertigung für diese Art der pädagogischen Seminare, wie sie noch jetzt aus früherer Zeit in Berlin, Stettin, Königsberg und Breslau bestehen, nachher in Cassel, Coblenz, Danzig, Göttingen gegründet sind und das jüngste zu Magdeburg unter meiner Mitwirkung entstanden ist; sie sind, neben den neuerdings in größerer Zahl eingerichteten, überwiegend auf die nächste Einführung in das Unterrichtsverfahren gerichteten, aller Fürsorge und Erhaltung durchaus würdig.

Die zweite Stunde jeder Wochensitzung wurde in der Regel der philologischen Fortbildung der Mitglieder gewidmet, dergestalt daß schwierigere (Aeschylos, Pindar, Aristoteles, Lucretius) oder sonst auf der Universität damals weniger behandelte Schriftsteller (Platon, Plautus, römische Dichter der Kaiserzeit) bald eingänglich bald summarisch erklärt oder daß zusammenfassende Vorträge über verwandte Schriftwerke

aus dem Altertum von den Mitgliedern erstattet wurden. Wenn ich nicht irre, kam diese Seite der gemeinsamen Arbeit auch den Jüngern der anderen Wissenschaften zu gute; sie gewannen Teilnahme und Verständnis für Inhalt und Aufgabe desjenigen Unterrichtsfachs, das berufen ist, allezeit an unseren Gymnasien die reichste Bildungswirkung auszuüben.

Bis zur Abscheidung Westpreußens zerfiel das Königsberger Seminar nach der Konfession der Gymnasialbevölkerung in eine evangelische und eine von meinem katholischen Amtsgenossen aus gleicher Überzeugung und mit gleicher Liebe geleiteten katholischen Abteilung. Es hat mir nachher keine Schwierigkeit bereitet, auch für die katholischen Mitglieder zu sorgen. Nicht nur mit meinen nächsten Kollegen, sondern auch mit den Direktoren der Königsberger Gymnasien, an denen die Mitglieder während ihrer Seminarzeit unterrichtlich beschäftigt wurden, habe ich mich stets des vollen Einverständnisses über ihre Tätigkeit und Befähigung erfreuen dürfen; sogar ist durch das Seminar die Harmonie unter uns noch enger geworden. Wie die Mitarbeit in der wissenschaftlichen Prüfungskommission mir, so darf ich hoffen, daß das junge Seminar den Anstalten und ihren Lehrern Nutzen gebracht hat, freilich mir nicht minder als Quell reicher Beobachtungen, die ich gesammelt in meiner Erziehungslehre vorgelegt habe.

Alle diese Aufgaben stützten und förderten zwar einander, machen aber zugleich begreiflich, daß mir für rein wissenschaftliche Arbeit und Schriftstellerei wenig Muße blieb. Nicht daß ich ein Übermaß amtlicher Arbeit zu beklagen hatte*); vielmehr fiel mir ihre Erledigung verhältnismäßig insofern leicht, als ich mit allen Anstalten und ihren Lehrkörpern in steter lebendiger Verbindung stand und die Gründung und Entwickelung der jüngeren unter ihnen selbst geleitet hatte.

---

*) S. o. S. 169.

Aber die unerläßlichen Dienstreisen unterbrachen immer wider die kleinen Forschungen, zu denen ich mich vorbereitet glauben durfte, und hinderten die Stetigkeit der Gedanken, ohne die eine derartige Untersuchung nicht zum gedeihlichen Abschluß gelangt. So habe ich mich immer wieder meinem Lieblingsplan, einer geschichtlichen Darstellung der griechischen Seelenlehre, zugewendet, bin aber selbst später über die älteren griechischen Epiker nicht hinausgekommen*) und habe nach dem Erscheinen von Rohdes Psyche das Unternehmen überhaupt aufgegeben, obschon auch dieses ausgezeichnete Buch meines Erachtens gewisse Grundfragen nicht oder sogar in schiefer Weise beantwortet. Ich kann nicht zugeben, daß der Unsterblichkeitsglaube der Griechen aus ihrem Ahnenkult entsprungen sei, muß vielmehr behaupten, daß dieser Kult ohne vorgängigen, wenn auch noch so unklaren und ungestalten Glauben an die persönliche Fortdauer nach dem Tode überhaupt nicht denkbar wäre. Auch sonst läßt das Werk einige gegründete Einwendungen zu, die hier nicht erörtert werden können; aber es verfolgt weit über O. Müller und M. Seebeck hinaus den richtigen Weg und führt die Untersuchung sowol geschäftlich als begrifflich mit einer Schärfe und in einem Umfange, welcher ganz neue und wie ich meine die richtigen Anschauungen erst ermöglicht. Der Vortrag, den ich 1859 zur Feier des Königlichen Geburtstags in der deutschen Gesellschaft zu Königsberg über die Unsterblichkeitslehre des Aristoteles hielt, ist dem vorbezeichneten Arbeitskreise entsprungen**).

---

*) Vgl. die Psychologie des ältern griechischen Epos, abgedruckt in Fleckeisens Jahrb. für klassische Philologie. 1885, Heft 3, S. 145—176.

**) Gleichfalls abgedruckt in den Fleckeisenschen Jahrbb. Bd. 81 (1860) Heft 12 S. 89—104. Über die deutsche Gesellschaft, welche für die geistige Entwickelung Königsbergs nicht ohne Bedeutung war, vgl. G. Krause Gottsched und Flottwell, die Begründer der deutschen Gesellschaft in Königsberg Leipzig 1893, Duncker und Humblot.

Später nahm mich eine andere Aufgabe für längere Jahre völlig in Anspruch.

Zu jener Zeit war es mein Amt, das mein Denken fesselte und mich hiermit zur Erkenntnis dessen leitete, wozu ich allenfalls auch schriftstellerisch berufen sein möchte. Das Amt lieferte die Erfahrungen, die Philosophie den Trieb zu allgemeiner Begründung und Ableitung der Grundsätze, auf denen sich die Geisteserziehung in unseren höheren Schulen aufbauen sollte, und so kam ich 1868 dazu, in meiner Unterrichtslehre*) zusammenzufassen, was ich in den pädagogischen Schriften der Philosophen und der Schulmänner vermißte. Bei den ersten fehlte die lebendige Anschauung unserer Schulen und der Entwickelung der jugendlichen Seelen, die sich doch dem Lehrer in der Klasse klarer enthüllen, als dem Philosophen in seinem Phrontisterion; auch bei Schleiermacher trotz seiner unvergleichlichen Fertigkeit, sich in fremde Geistesart einzutauchen. Über Herbart habe ich mich schon geäußert: er wie die Mehrzahl seiner Schüler denken mehr an die Folgerichtigkeit der Methode und an die Übereignung der Kenntnisse, als an die harmonische Ausbildung des Geistes, den sie eben, soweit sie dem Meister folgen, als ein ursprünglich beanlagtes Wesen nicht erkennen. Nur Theod. Waitz macht eine rühmliche Ausnahme und liefert deshalb auch jetzt noch unseren jungen Lehrern reiche Unterweisung nach einer im ganzen zum Ziele führenden Richtschnur. Die Schulmänner, unter denen ich immer noch Niemeyers Grundsätze und den späteren Nägelsbach mit Anerkennung heraushebe, haben ihre Aufmerksamkeit mehr dem unmittelbaren Bedürfnis, als der Gliederung und Ableitung unseres Fachs geschenkt. Niemand sollte über unsere Schulen und die vermeintliche Notwendigkeit ihrer Umgestaltung schreiben, der nicht durch stetige und

*) Fünfte Aufl. 1893, Berlin, Dümmler.

liebevolle Beobachtung mit ihrem inneren Leben, ihrem reichen Segen vertraut geworden ist und hieraus, nur hieraus das Recht ableitet, auch auf ihre Mängel klar, aber mit Schonung und mit Dank für ihre nationale und staatliche Bedeutung hinzuweisen. Allgemeine Konstructionen gleichen allzu häufig dem Prokrustesbette, das die jugendlichen Glieder verrenkt oder verkürzt, meistens beides zugleich. So wird heut leider vielfach gearbeitet, ohne selbstverleugnende Liebe zu dem Kinde und ohne Einsicht in sein Wesen und seine Bestimmung, als ob alle Naturen gleich seien und gleich werden sollten, und, was schlimmer ist, als ob sie alle nur von irdischer Ausstattung und Bestimmung seien, da doch gerade die Erziehung von der Eigenart anheben und über die irdischen Schranken hinausweisen soll.

Und ebensowenig Beruf für unsere Wissenschaft besitzt andererseits, dem es an philosophischer Schulung fehlt. Eine übel verbundene Masse sogenannter psychologischer Warnehmungen, die häufig genug ihren Quell in einer ungesichteten und unverarbeiteten Physiologie haben, bringt eher Schaden; ebenso die Regelung nach Zielen des äußeren Nutzens, der dem Jugendunterricht folgen, aber ihn nicht leiten soll. Vielmehr handelt es sich für unser Fach immer und durchweg neben dem unerläßlichen Reichtum der Erfahrung um eine zusammenhangsvolle und in sich ausgeglichene Auffassung des Geistes nach Bau, Anlage, Kraft und Bestimmung, nur freilich mit der Selbstbescheidung, daß dem Menschen das letzte und tiefste zu sehen nicht vergönnt ist. Mit immer erneutem Danke habe ich empfunden, was ich dem Durchgang durch die strenge Schule Hegels schulde; mehr vielleicht noch Lotze, mit dessen Lehre ich gerade damals zu meiner allgemeinen Förderung bekannt wurde. Auch Lotze hat der Rätsel letzte und schwierigste nicht gelöst: er hat dies selbst mit dem offenen Geständnis ausgesprochen, daß wir nicht die Aufgabe

haben, die Welt zu machen, sondern nur die, den inneren Zusammenhang der Schöpfung zu verstehen, daß eine absolute Wahrheit, die den Erzengeln im Himmel imponieren müste, nicht der Zweck sei, dessen Verfehlung unsere Bemühung völlig wertlos machte, und daß nur ein Geist, der im Mittelpunkte der Welt und alles wirklichen stände, eine Anschauung der Wirklichkeit besitzen möchte, der menschliche Geist aber seinen bescheidenen Ort irgendwo in den letzten Verzweigungen der Wirklichkeit habe.*) Aber er hat nicht nur für seine Zeit, sondern mehr noch wie in Vorahnung der Wirren, die jetzt unser Gebiet ufer- und steuerlos zu machen drohen, danach gestrebt, das Ganze in strenger Notwendigkeit zu verbinden und doch das wirkliche Leben in diesen Zusammenhang zu stellen. Wenn er bekennt, daß er die vielgeschmähte Form der speculativen Anschauung für das höchste und nicht schlechthin unerreichbare Ziel der Wissenschaft halte, wenn er hofft, daß die deutsche Philosophie sich immer wider zu dem Versuch erheben werde, den Weltlauf zu verstehen und nicht blos zu berechnen**), wenn er zum Schluß seiner tiefen und ergreifenden Betrachtungen noch immer den sittlichen Zweck obenan stellt***), so will ich auch meinerseits in dankbarer Verehrung bekennen, daß beide Sprüche mir auch für mein Fach Belehrung, Trost und immer neuen Mut zu ausharrendem Kampfe gespendet haben. Ich sehe klar genug: je höher und reiner Zweck und Mittel der Jugendbildung gefaßt werden, desto näher werden wir der Wahrheit und dem Ideale kommen. Hieraus habe ich meinen letzten und obersten Grundsatz geschöpft, daß alle wahre Erziehung zur Voraussetzung die Einheit des menschlichen Geistes, zum Mittel die Liebe zum

*) Metaphys. 1879 S. 488 vgl. mit S. 163; ebendas. S. 182; Logik, 1874, S. 10.

**) Logik S. 597.

***) Metaph. S. 604.

Kinde, zum Zweck die Aufdeckung des göttlichen Ebenbildes habe. Ich wage die Behauptung, daß wir das Heil unserer Jugend um so stetiger und kräftiger fördern werden, je strenger wir diesen Grundsatz auffassen, je treuer, reiner und keuscher wir ihm folgen.

Zehn Jahre später schrieb ich zur Ergänzung meiner Erziehungs- und Unterrichtslehre die pädagogischen Bedenken über die Verfassung der höheren Schulen*), in denen ich neben ihrer Rechtsstellung hauptsächlich ihre innere Ausgestaltung, die Bildung, die Pflichten, die Stellung der Lehrer, der Direktoren und der Schulräte zu entwickeln unternahm. In dem Anhang zu den neuen Auflagen habe ich versucht, mich mit den Gegnern auseinander zu setzen und die neuen Strömungen der Gegenwart zu sichten. Ich darf mich kaum eines bedeutenden Erfolges rühmen trotz allen Zwiespalts im anderen Lager: die Gegenwart scheint sich mehr am Wirrwarr als an der Einigkeit zu ergetzen. Ich konnte mich mit dem Beifall des Auslandes trösten: die société pour l'étude des questions d'enseignement sécondaire zu Paris, welche sich durch den Ernst und die Beharrlichkeit ihrer Untersuchungen auszeichnet, wünschte die gern gewährte Zustimmung zur Übersetzung des Anhanges, die in der Université, Journal des questions d'instruction publique 1889 Nr. 9 Aufnahme gefunden hat.

Was ich sonst zu jener Zeit über unsere Schulen, sei es für die große Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens von K. Schmid oder für die von meinem Freunde Haym herausgegebenen Preußischen Jahrbücher geliefert habe, verdient hier kaum Erwähnung, so wenig ich mich seitdem zu anderen Anschauungen bekehrt habe.

*) Berlin, Dümmler, 1878; 3. Aufl. 1889.

Politisches Leben.

Auf den Stand der öffentlichen Meinung in der großen Provinz, auch auf die Verschiedenheit der staatlichen Bewegung in ihren beiden Teilen habe ich schon früher hingewiesen. Die wechselnden Strömungen Westpreußens mit seinen katholischen und polnischen Bewohnern konnte ich nur auf meinen Reisen in eigener Anschauung beobachten; ich beschränke mich daher hier auf die Warnehmungen, die sich mir im Osten und namentlich in der Hauptstadt aufdrängten. Im allgemeinen machte zur Zeit meiner Einwanderung das öffentliche Leben an der Oberfläche den Eindruck der Ruhe, fast des Schlafes: der Liberalismus war nach dem Überschwang des Jahres 1848 zu einem großen Teile ernüchtert, der Radikalismus wenigstens mundtodt gemacht. Der Regierungswechsel sollte zwei Jahre später zeigen, daß jener noch immer an Unklarheit und Selbsttäuschung litt, dieser wenn auch in der Minderzahl sein Ideal unverändert in der Demokratie sah und verfolgte. In Masuren und Littauen hatte die ursprüngliche Königstreue der Eingeborenen wider Kraft gewonnen gegen die fremden Ansiedler, die auch nicht sowol das Königtum als die Bureaukratie anfeindeten und langjährige Vernachlässigung ihres Bodens mit Unmut empfanden. In Königsberg wurden die vaterländischen Klagen und Hoffnungen nur in vertrauten Kreisen laut, deren einer, aus Professoren und angesehenen Kaufleuten bestehend, bald auch mir den Zugang eröffnete. Allmählich erlosch

andererseits auch die kampflustige Kraft der Reaktion, die hier wirklich ihren Namen verdiente und innerhalb ihrer Reihen einige böse Sprossen groß gezogen hatte. Die Verleumdung fand keinen Gegenstand, die Angeberei keine Ohren mehr; die übelsten Anhänger dieser Gruppe waren in ferne Stellen befördert oder sonst aus der Provinz verschwunden. Der ehrenwerte konservative Adel von altpreußischem Sinn hielt sich vornehm für sich. Zudem floß der rückwärts strebenden Richtung nicht länger die nötige Nahrung und Anregung aus der Umgebung der ohnehin zwiespältigen Staatsregierung zu. Die Gerlachsche Nebenregierung war bei weitem nicht so allmächtig, als sie sich selbst dünkte*), da der König trotz allen Schwankens selbstherrlich blieb und ebenso wenig geneigt war der geschäftlichen Kühle Manteuffels, über den er gelegentlich sehr abschätzig urteilte, als dem ministère occulte zu folgen, das bei aller persönlichen Treue doch weder die königlichen Gedankenbilder würdigte noch die nötige Kenntnis des preußischen Staatswesens besaß. Dazu kamen einzelne Ereignisse, die den Einfluß dieser Partei schwächten: so der im Zweikampf erfolgte Tod des Generals von Plehwe und vor allem die Erkrankung des Königs, welche die Sehnsucht nach einem Umschwung in der Staatsleitung neu belebte.

Dieser Umschwung kam mit dem Eintritt der Regentschaft und mit den Landtagswahlen von 1858 in einer Ausdehnung und Kraft, die selbst die Sieger überraschte. Diese Wahlen hatten sich ohne, ja gegen den Einfluß der Staatsbehörden vollzogen; sie wurden wie eine Befreiung von dem Drucke empfunden, der Preußen im inneren belastete, von der Demütigung, die seit Olmütz uns in nationaler Dumpfheit erhalten hatte. Bald überwog freilich die liberale Strömung und das doch unerfüllbare Verlangen nach parlamentarischer

*) Dies ist aus den Denkwürdigkeiten des Generals L. von Gerlach leicht ersichtlich.

Regierung, etwa nach dem Bilde, das man sich nach Montesquieu und Delolme von englischer Verfassung und Verwaltung gemacht und das in der glänzenden und gläubig aufgenommenen Darstellung Mac Aulays uns bezaubert hatte. Die Aufklärungen Buchers über diesen Irrtum wurden als krankhafte Grillen, als Urquarthismus abgelehnt; jetzt wissen wir, in wie hohem Grade er Recht hatte. Die englischen aus langjähriger Übung erwachsenen Gewohnheiten und Rechte hielt man auch bei uns für selbstverständlich und sah sie als das notwendige Gerüst des neuen Verfassungslebens an; die davon untrennbare Zucht im englischen Parlament übersah man. Dort regierte das Cabinet die Partei; bei uns wollte die Partei das Ministerium lenken und drängen, obschon dieses in seinen Hauptgliedern aus ihr hervorgegangen war und ihr Vertrauen besaß. Und andrerseits wollte der König mit mehr Recht und stärkerer Überlieferung des Herrschens seine Vertrauensmänner regieren, zumal in einer wichtigen und ihm, dem erfahrenen Soldaten, ans Herz gewachsenen Sache, deren staatliche und vaterländische Bedeutung selbst das Ministerium nur zögernd und halbwillig, die Landesvertretung in ihrer Mehrheit überhaupt nicht begriff. Nur wenige Liberale, wie der Kaplan von Berg, hatten durch 1848 belehrt die Festigkeit unsers Königtums eingesehen. Andere, wie Simson und Duncker, erkannten zwar das Band zwischen der Heereserweiterung und der europäischen Bedeutung Preußens und suchten es zu stärken; aber eben diese verloren hierbei ihren Einfluß und das Vertrauen bei ihren parlamentarischen Freunden. Es gehörte die blinde Kampfeslust Vinckes dazu, um jene Zusammengehörigkeit zu verkennen, und seine verhängnisvolle Beredsamkeit, um die Landesvertretung zu verblenden. Dies fiel freilich nicht schwer, da eben diese Mehrheit mit der Geschichte unsers Heers, mit den vielfachen und fruchtlosen Versuchen, die Landwehr kriegstüchtig zu machen und doch loser

dem stehenden Heere anzugliedern, mit dem ewigen und doch jetzt grundlosen Streit zwischen der Schonung der Staatsgelder und der Verstärkung des Heeres unbekannt war. Die Schwächen der Landwehr selbst während der Freiheitskriege wurden um ihrer Großtaten willen übersehen, obschon die Geschichte, z. B. bei Droysen, von ihrem überaus raschen Dahinschwinden im Kriegsleben, in einzelnen Fällen auch von ihrer ungenügenden Widerstandskraft offen erzählte. Man gewöhnte sich gern, die Landwehr und die Abschüttelung des fremden Jochs wie Ursache und Wirkung mit einander zu verbinden und man hatte einige Entschuldigung hierfür in dem Umstande, daß selbst die Staatsregierung und geschichtskundige Offiziere sich scheuten, Täuschungen zu zerstreuen, die den vaterländischen Herzen so teuer geworden waren.

So kam es bald dazu, daß die Landesvertretung die Absichten der Staatsregierung überhaupt nicht verstand; sie trug in die Frage der Heeresreform politische Bedenken hinein und sah mehr und mehr in der Landwehr eine Schutzwehr für den Liberalismus, während die Regierung und namentlich der König vor allem die Schöpfung eines Machtmittels erstrebten, das Preußen und auch Deutschland vor einem zweiten Olmütz, vor einem abermaligen und dann freilich endgiltigen Scheitern der vaterländischen Hoffnungen schützen sollte. Der König wurde mistrauisch wenn nicht gegen die Gesinnung so doch gegen das Geschick seines Ministeriums und verweigerte oder erschwerte solche Maßregeln, die die Minister und noch dringender die Abgeordneten forderten, um die Hemnisse einer freieren Staatsentwickelung und den ungebührlichen Widerstand einzelner Beamten zu brechen. Kurz das Land hatte das richtige Gefühl, nicht geleitet zu werden; das Ministerium wurde unsicher, unkräftig und nach beiden Seiten fremd. Eine schwankende ihres Zwecks und ihrer Mittel nicht klar bewuste Regierung ist aber das gröste staat-

liche Übel, zumal in einer Zeit, in der die Weltlage die schwersten Aufgaben stellte und die innere Bewegung das Widererstarken gefährlicher Bestrebungen voraussehen ließ. Die Krönung, welche das verfassungsmäßige Königtum in unvermindertem Glanze zeigen sollte und ein Akt von patriotischer Bedeutung werden konnte, versöhnte nicht; einzelne Begleiterscheinungen reizten sogar das schon stark erregte Volksgefühl und bereiteten der mehr und mehr zur Herrschaft kommenden Phrase den Boden.

In dieser gemischten und unmutigen Stimmung vollzogen sich im Herbst 1861 die Landtagswahlen; ist es ein Wunder, daß sie unglücklich ausfielen und die Niederlage des besonnenen Liberalismus einleiteten? Mit den Gesinnungsgenossen faßte ich unsere Aufgabe dahin auf, daß wir an dem Ministerium festhalten müsten, zumal wir festes Vertrauen zu ihrer Verfassungstreue hatten. Eben dieser Treue waren wir auch Seitens des Königs sicher, nur daß er sich gegen eine verfassungsmäßig nicht begründete Erweiterung der Befugnisse verwahrte, die die Landesvertretung damals nach dem englischen Vorbilde als selbstverständlich in Anspruch nahm.

Ich darf sagen, daß wir in Königsberg um einen günstigen Ausfall der Wahlen redlich bemüht gewesen sind. Allein der Zauber des Wortes Fortschritt war zu mächtig und lockte in der Provinz viele zur Demokratie, die bis dahin zu uns gehalten hatten, zumal der große Grundbesitz halb entmutigt seinen Einfluß nicht geltend machte, auch keine Lust bezeugte ein Ministerium zu unterstützen, das ihm sonst wenig genehm und dessen Einfluß bei Hofe in sichtlicher Abnahme begriffen war. So wurden wir schon damals wenn nicht in der Zahl so doch in der Idee geschlagen; wie sollten wir mit Glück den Kampf nach zwei verschiedenen Fronten führen? Meine Mitarbeit und vollends der Ausfall der Wahlen hat mir manche schlaflose Nacht eingetragen; ich unterschätzte die Festigkeit des

Staatsbaus und sah das Unglück um so gewisser hereinbrechen, als Preußens Stellung zu den äußeren Mächten nach dem Abbruch des italienischen Krieges keineswegs günstig war. Die Minister fühlten ihre Stellung erschüttert; sie hatten das Vertrauen nicht nur bei einem großen Teile ihrer Freunde, sondern auch zu sich selbst verloren. So führten nach der übereilten Auflösung des Abgeordnetenhauses zu Ostern 1862 die Neuwahlen nicht nur den Fall unsers Ministeriums, sondern auch den Untergang der Altliberalen herbei; ob einen so ruhmvollen, wie Treitschke meint, lasse ich dahin gestellt. Denn ihre Aufgabe schien mir noch nicht erfüllt und ihre Bestrebungen sind wirklich später unter den Freikonservativen, zu einem Teile auch unter den Nationalliberalen wider aufgelebt.

Einstweilen entschieden die Wahlen für den Fortschritt und hiermit, wenn auch im Grunde nicht eben folgerecht für Fortsetzung des Widerstandes gegen die Heereserweiterung; sie bereiteten um so sicherer den Sieg der konservativen Staatsleitung vor. Auf diesen Gang der Dinge darf ich mich hier nicht näher einlassen, da ich im wesentlichen nur persönliches zu erzählen habe. Für die Heeresreform mit dreijähriger Dienstzeit war ich von Anbeginn; ich habe leider nie gedient, war aber mit der Geschichte unsers Heeres leidlich vertraut und konnte demnach seine Bedürfnisse und überhaupt seine Bedeutung für eine kraftvolle nationale Staatskunst und auch für eine nationale Erziehung würdigen. Noch jetzt bin ich im Zweifel, ob es wolgetan ist die Dienstzeit um ein Jahr zu verkürzen; künftige Kriege werden an die Festigkeit der Schlachtkörper die grösten Anforderungen stellen. Meine Überzeugungen habe ich später auf Anregung meines Oberpräsidenten in einer kleinen Schrift zusammengefaßt, die mir einen freundlichen Brief des Kriegsministers von Roon eingetragen hat.*)

*) S. o. Anm. zu S. 137.

Auch über Bismarck lernte ich seit dem Fürstentage 1863 und besonders seit dem dänischen Kriege anders denken; es scheint das Geschick des waffengewohnten Preußens zu sein, daß seine Kriege auch die innere Entwickelung aufklären und bestimmen. Ich habe nie begriffen, weshalb sonst einsichtige Abgeordnete das Abkommen mit Rußland bei dem Polenaufstand 1863 für einen Misgriff, weshalb Treitschke das Bündnis desselben Jahres mit Oesterreich für ein Unglück ansah, noch weniger freilich wie die Landesvertretung nachträglich die Kosten eines Krieges versagen wollte, der von allen Vaterlandsfreunden lange ersehnt war und dessen glückliche Führung einen so großen Eindruck im Auslande machte und auch in Süddeutschland den Wechsel der Stimmung vorbereitete. Selbst der nachfolgende Kampf um die Leitung Deutschlands mit seinen überwältigenden Siegen führte zwar der Regierung zahlreiche Gefolgschaft und gesteigertes Vertrauen zu und machte eine streng verfassungsmäßige Regierung wider möglich. Aber er bekehrte gar manche nur von ihrem derzeitigen Irrtum, ohne sie zu einer richtigen Auffassung des Staatsbaus und der wahren Staatskräfte zu vermögen und von lang gehegten Vorurteilen zu befreien.

Wie diese Vorgänge auf Ostpreußen wirkten, darüber giebt ein Aufsatz der Preußischen Jahrbücher*), dessen landeskundiger Verfasser mir übrigens unbekannt ist, zuverlässige Auskunft. Die Provinz war trotz aller Widerstandsgelüste immer auf die kriegerische Tüchtigkeit ihrer Regimenter stolz gewesen; dieser Stolz wurde durch die Niederlage, die das erste Armeekorps bei Trautenau erlitt, eigentlich die einzige des ganzen Feldzuges, grausam gekränkt und es war kein genügender Trost, daß dieses Misgeschick nicht den tapferen Truppen sondern lediglich der kopflosen Führung beizumessen

*) Bd. XXI, S. 232.

war. Das folgende Jahr brachte einigen Landstrichen eine Misernte und hiermit eine fühlbare Not, deren Schwere indes nach meinen Reisebeobachtungen übertrieben geschildert wurde. Allein man rief laut nach Hilfe, die den Leidenden auch reichlich von außen zufloß. Aber das Bekenntnis der eigenen Hilflosigkeit demütigte widerum das Selbstgefühl der Ostpreußen, die bis dahin sich gerühmt hatten, trotz aller regierungsseitigen Zurücksetzung aus eigener Kraft sich zu halten und sogar voran zu kommen. Mit dieser Einbildung schien es vorbei zu sein; auch erkannte die Staatsregierung wenigstens einen Teil ihrer Versäumnisse und suchte z. B. durch hastigen Eisenbahnbau frühere Verfehlungen gut zu machen und durch Mehrung der schmerzlich vermißten Verkehrsmittel die wirtschaftliche und auch die sittliche Kraft der Bewohner zu heben. Als ob das so leicht und namentlich das zweite so ruckweise gienge und nicht vielmehr stetiger, planvoller und jahrelanger Fürsorge bedurft hätte! Dies zumal in einer Provinz, die ziemlich seit einem halben Jahrhundert nach einer leidensvollen Vergangenheit und unter ungünstigen klimatischen, sprachlichen und kirchlichen Bedingungen einer ausreichenden Förderung der Landwirtschaft und ihrer Arbeiter, der Eröffnung neuer Gewerbe und Absatzwege, vor allem der so nötigen Vermehrung der Volksschulen entbehrte. Und doch war alles dieses erforderlich, um die Kraft der Bevölkerung zu stärken und vor allem um die nichtdeutschen Schichten enger und lebendiger an den Staat anzugliedern. Ich stehe nicht an zu behaupten, daß diese große Aufgabe in ihrer Bedeutung und ihrem Zusammenhange bis auf die Gegenwart nicht klar verstanden und nicht mit genügender Hingabe angefaßt worden ist. Immerhin empfand die Provinz stärker als zuvor ihre Abhängigkeit von der starken Hand des Staats; sie wurde bescheidener und so gelang uns selbst in Königsberg die zweimalige Wahl des Generals Vogel von Falckenstein, dem doch sicher keine Ab-

neigung gegen die Heeresreform und gegen die Befestigung der königlichen Macht zuzutrauen war. Ich darf hierbei nicht verschweigen, daß bei manchem Wähler das Verlangen mitgewirkt hat, einem Feldherrn, dessen Verdienste man an entscheidender Stelle nicht voll gewürdigt wähnte, hierfür Genugtuung zu gewähren; so konnte der Königsberger seinen kritischen Trotz selbst in einer konservativen Wahl betätigen.

Das große Jahr 1870 brachte dann nach allen Seiten Ausgleich und Versöhnung nicht nur in seinen Freuden, sondern auch in seinen Schmerzen. Wenn noch 1866 einige in unglaublicher Verblendung von preußischen Niederlagen den Sieg ihrer Partei und eine Gesundung der Staatslage in ihrem Sinne verhofften, so waren jetzt alle einmütig in dem Glauben, daß aus der schweren Kriegsgefahr der innere Frieden und die äußere Macht erwachsen würde, alle voll Dank gegen den König und seinen großen Berater, die den Handschuh des Gegners sofort aufgenommen hatten, alle voll herzlichen und stolzen Mitgefühls mit unseren Tapferen, die man in den vorigen Krieg so unbegrüßt hatte ziehen lassen und jetzt mit Handschlag und den innigsten Wünschen begleitete. Ich hatte die Freude, in dem Verein für die Kriegerkrankenpflege die Feder führen und reichliche Arbeit tun zu dürfen: kein Haus, das nicht mit vollen Händen das Entbehrliche, zuweilen selbst das Unentbehrliche gab, freilich auch kaum ein Haus von dem höchsten bis zu dem bescheidensten, das nicht im Verlauf des Krieges einen Toten zu beweinen, mindestens einen Verwundeten zu pflegen hatte. Und mit dem Vertrauen zu der Leitung des Staates und des Krieges kehrte auch das alte Selbstvertrauen zurück, als die Telegramme verkündeten, wie ausdauernd und erfolgreich unser Armeekorps unter der geschickten und entschlossenen Führung Manteuffels gefochten hatte.

Blieb diese Gesinnung? Wurde nunmehr die Treue des

Königs, die Weisheit Bismarcks, die Notwendigkeit der Selbstbescheidung, der Beschränkung parlamentarischer Machtsucht, der Aussöhnung der Parteien und Stände vollauf verstanden? Die Antwort muß nicht nur für Ostpreußen, sondern für das ganze Land beschämend lauten, selbst wenn man die Frage nur an diejenigen richtet, die in dem bald entbrannten kirchlichen Streit der Regierung zur Seite standen. Nach kurzer Friedenszeit dasselbe Verlangen, den leitenden Staatsmann zu meistern, seine Macht einzuengen, dagegen den parlamentarischen Einfluß durch Nebenordnung anderer Minister, womöglich aus den eigenen Reihen zu steigern, kurz der Reichs- und Landesvertretung neben der Beteiligung an der Gesetzgebung und an der Aufsicht über die Verwaltung auch die Mitregierung, wo nicht die alleinige Bestimmung zu erobern. Trotz aller Warnungen Bismarcks, trotz seines Entgegenkommens nach der liberalen Seite, das meines Erachtens bis an die äußerste Grenze des Zulässigen gieng und die Konservativen bis zur Ungerechtigkeit verstimmte, bei allgemeinen Achtungsbezeugungen, die für den Gang der Dinge nichts bedeuteten, stete Ausstellungen und unerfüllbare, mindestens störsame Forderungen, die die Schwierigkeiten mehrten und die öffentliche Meinung verwirrten. Also auch trotz der Erfahrungen von 1849 und während der sogenannten Konfliktszeit immer noch der Traum einer parlamentarischen Regierung, die zum Heile Deutschlands nie eintreten wird, so lange das Haus der Hohenzollern seiner Aufgabe waltet. Hieran besserten auch entsetzliche Vorgänge, wie der doppelte Mordanfall auf den Kaiser, wenngleich sie über die Gefahr der Lage aufklärten und z. B. uns in Königsberg zu einer staats- und königstreuen Wahl verhalfen, nicht viel und nicht dauernd. Der Eindruck des Großen wie des Schrecklichen verlosch und so kam es zu dem traurigen Wahlergebnis von 1881, für den unbefangenen Vaterlandsfreund allerdings ein

Beweis, daß es auf diesem Wege nicht weiter gehen könne. Ich war und blieb bekehrt; auch meine langjährige Verwaltungsarbeit hatte mich gelehrt, das Stetige dem Plötzlichen vorzuziehen. Zudem, der staatlichen Gaben und Rechte waren so viele geworden, daß ein Zweifel an ihrer weisen Bemessung und an der Fähigkeit des Volkes, sie angemessen zu verwenden, wol gestattet war. Jedenfalls kam es nach meiner Überzeugung weit mehr auf die Erhaltung als auf die Erweiterung der sogenannten Volksrechte, mehr auf die Umgrenzung als auf die Erregung der Begehrlichkeit an.

So entsprach ich ohne Bedenken der Einladung angesehener Männer aus Stadt und Land, mitzuwirken bei der Gründung eines konservativen Vereins, der unabhängig von jeder fremden Leitung lediglich für unsere Provinz sorgen, die herrschende Unordnung in den Gedanken und Zielen ihrer Bewohner durch Versammlungen und Reiseredner entwirren, die Lauen und Entmutigten anregen und durch Sammlung aller staatstreuen Geister unter Zurückstellung aller Sonderbestrebungen eine zuverlässige Mehrheit nicht nur für die nächsten Wahlen, sondern für die Dauer schaffen sollte. Unser Ausgangspunkt war die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 über die Fürsorge für das Wol der arbeitenden Klassen; hieraus erhellt, daß nicht die Unterdrückung unserer Gegner, sondern ihre Gewinnung für reichstreue Arbeit und für Hebung der bürgerlichen Gesellschaft unser Ziel war. Unser nächster Erfolg war die Verständigung unter den Gleichgesinnten, die Bereitschaft zu gegenseitiger Unterstützung und die Neubelebung eines fast dahin geschwundenen Vertrauens auf die eigene Kraft und auf die Zukunft des Vaterlandes; unser weiterer Lohn, daß bei den Landtagswahlen des Herbstes 1882 die ganze Provinz mit Ausnahme der Stadt Königsberg und des katholischen Ermlands nur solche Abgeordnete nach Berlin schickte, die auf dem Boden der streng

ausgelegten Verfassung und in Einigkeit mit der Staatsregierung zur Verwirklichung der erwähnten Botschaft helfen und die bisherige nörgelnde Sondersucht durch einträchtige Hingabe an die Staatszwecke heilen wollten. Auch die Freude hatten wir, daß Bismarck unsere Zuschrift umgehend durch ein Telegramm beantwortete, das neben der Billigung unsers Vorgehens freilich auch die Schwierigkeit der Lage und die Unsicherheit in der Stellung des scheinbar allmächtigen Reichskanzlers enthüllte.*) Für mich hatte die Vereinsarbeit noch das persönliche Ergebnis, daß sie meine Kenntnis der Provinz auch auf solchen Gebieten erweiterte, die meiner Berufsaufgabe ferner lagen, und daß sie mir das Wolwollen angesehener Männer aus allen Ständen, namentlich auch unter den Grundbesitzern erwarben, das mir auch bei und nach dem Scheiden aus dem lieben Ostpreußen treu geblieben ist. Lange Jahre hindurch hat der Verein dieselbe Eintracht gezeigt und befestigt; es ist möglich, daß seine Wirksamkeit später durch allzu starke Betonung der landwirtschaftlichen Bedürfnisse gestört ist. Ich würde dies sehr beklagen, kann aber auch hierbei nicht umhin, den Grund dieser Störung in der langen und noch immer nicht genügend gehobenen Vernachlässigung der Provinz sowol durch die Staatsregierung wie fast mehr noch durch die Landesvertretung zu erblicken.

---

*) Die Antwort ist wichtig genug, um hier wörtlich widergegeben zu werden: „Friedrichsruh, den 6. Mai 1882. An Herrn S., Vorsitzenden des ostpreußischen konservativen Vereins. Ich danke den Herren für ihre freundliche Begrüßung und theile ihre Hoffnungen, wenn es auch der Taktik der Gegner der Regierung zu gelingen scheint, in der gegenwärtigen Landtagssession eine gründliche und klärende Diskussion über die Fragen zu verhindern und sich der Stellungnahme zu den Einzelheiten zu entziehen. Die Gegner der Reformen erreichen damit möglicherweise, daß sie das Verständnis für dieselben bei ihren Wählern noch längere Zeit verdunkeln und hindern, doch schließlich zweifle ich nicht, daß die Reformideen langsam aber sicher durch die ihrer Wichtigkeit innewohnende Kraft ihren Weg zum Ziele auch unabhängig von meiner Mitwirkung zurücklegen werden. v. Bismarck.

Aus allen Erfahrungen der letzten vierzig Jahre sollte sich mit Klarheit ergeben, wie unheilvoll das Parteiunwesen unser staatliches Leben beeinflußt, und doch wie weit sind wir von dieser Erkenntnis entfernt, wie viel weiter noch von dem Entschlusse, ihr gemäß zu handeln! Kein Grundsatz des alten griechischen Weisen scheint uns annehmbarer, als daß jeder Bürger eine bestimmte Partei ergreifen müsse; es ist ja so bequem, andere für sich denken zu lassen, und so tröstlich, sich in Gesellschaft von guten Freunden zu wissen, die sich natürlich aus reiner Liebe zum Vaterlande zusammengetan haben, und die eigene Verantwortlichkeit auf die Gesammtheit der Genossen abzubürden. Je mehr aber die Parteien etwas für sich bedeuten wollen, und diese Neigung wächst mit den Erfolgen, je weniger sie geneigt und schließlich auch befähigt sind, sich der staatlichen Entwickelung entsprechend umzuformen, um so mehr arten sie zu einer verderblichen Krankheit aus, vollends verderblich, wenn sie sich von einer Gesammtleitung am Mittelpunkte des Staates abhängig machen, die ihre Ziele ohne lebendige Anschauung der provinziellen und korporativen Bedürfnisse verfolgt und sich in theoretische Erwägungen bis zur Unbelehrbarkeit einspinnt. Es handelt sich hierbei nicht nur um den unmittelbaren Schaden, der den genannten Körperschaften aus ihrer sei es Vernachlässigung oder ungesunden Bevorzugung erwächst; es wird vielmehr in und mit ihnen ein kostbares Leben unterbunden, das doch dem gesammten Staate Frucht zu bringen befähigt und berufen ist. Und eben diese verknöchernden Parteien schaffen sich dann Blätter, die ihre unfehlbare Weisheit allen irgendwie Gleichgesinnten bis zur Abstumpfung des eigenen Denkens und des selbständigen Warnehmens aufdrängen. Alles dieses gilt für die Deutschen bei ihrer Neigung zur Theorie und ihrer Unbeholfenheit in der politischen Praxis ganz besonders, weit mehr als bei den Engländern, deren Parteien sich längst um-

gewandelt haben und, soweit sie noch bestehen, geschichtlichen Ursprungs sind. Bei den Franzosen mag die Verschmelzung Rousseauischer Abstraktion mit nationaler Leidenschaft noch schlimmer wirken. Wie selten ist es überdies bei uns, daß erfahrene Staatsmänner oder auch solche, die durch großen Grundbesitz und bedeutenden Geschäftsbetrieb empfindlicher und scharfsichtiger für die Schwankungen des öffentlichen Lebens werden, sich in den Zeitungen vernehmen lassen! Ich gebe zu, es ist leichter die Gefahren des Parteiwesens aufzudecken als abzuwehren, da für bestimmte Ziele, als Wahlen, Zoll- und Steuertarife u. dgl. die Bildung von Parteien nicht zu umgehen ist. Aber sie sollten zeitlich und auf den vorliegenden Zweck beschränkt sein, nicht starrsinnig bis zur Leidenschaft, da man nach Pascals schon erwähntem Worte wol den Irrtum widerlegen kann, aber nie die Leidenschaft.

Überhaupt bergen unsere parlamentarischen Zustände große Gefahren und schwere Übelstände in sich. Sie verzehren die Kraft und Zeit der leitenden Staatsmänner, wie auch der tätigen Abgeordneten in einem fast unerträglichen Grade, sie verleiten die Minister zu ungerechtfertigter Willfährigkeit, um ihre Anhänger zu belohnen, ihre Gegner zu gewinnen, sie bahnen ungesunde Kompromisse in Fällen an, die einer klaren Entscheidung bedürfen, sie wecken in den Parteien der Landesvertretung Leidenschaften und Machtgelüste, die nur auf Kosten der stetigen Entwickelung und des staatlichen Gleichgewichts sich befriedigen lassen oder, wenn unbefriedigt, Mismut, Störung, Widerstand wecken, auch wol bei Versagung ihrer Sonderwünsche den Minister, der doch ohne die Stütze einer parlamentarischen Mehrheit nicht schaffen kann, auf eine ihm ungenehme und dem Lande schädliche Seite treiben. Sie schmälern die berechtigte, ja für rasche und entschlossene Verwaltung unentbehrliche Selbständigkeit der Provinzialbehörde, für deren Maßnahmen immer der

Minister verantwortlich gemacht wird, und dienen hiermit einer centralisirten Bureaukratie, die ohnehin die Krankheit unserer Verwaltung ist. Sie rufen endlich, was mir besonders vom Übel zu sein scheint, eine übermäßige Gesetzesmacherei hervor, als ob nichts mehr den erfahrenen Behörden, der Gewohnheitsbildung, der gütlichen Abmachung überlassen werden dürfe. Es mag ja bequemer für die Verwaltung sein, nach einem Gesetze zu verfahren, das weiteres Erwägen und verantwortliches Handeln abschneidet, als der wechselnden Entwickelung sich anzupassen; aber um so unfruchtbarer und lebloser ist ihr Wirken. Ich möchte den Satz eines feinsinnigen Völkerkenners*), daß die französische Nation ihr Gröstes in der absoluten Monarchie, die englische im aristokratischen Parlamentarismus, die italienische im unabhängigen Municipalismus, die deutsche in der bureaukratischen Regierungsform geleistet habe, nicht unbedingt, namentlich ungern für unser Volk unterschreiben. Denn wir haben vordem die lähmende Wirkung einer formelhaften Bureaukratie nur in schweren Lehrjahren unter dem Drucke eines fast tödtlichen nationalen Unglücks und mit dem Sporn eines hochgesinnten, rücksichtslosen Staatsmannes abschütteln können; auch zeigen ja die Sitzungen jedes Jahres, wie fruchtbare Anregungen den Beratungen der Landesvertretung entspringen und außerdem ist unser Volk zur Mitwirkung bei der Landesgesetzgebung berechtigt und berufen. Aber es wird weiser Mäßigung bedürfen, um diese Mitarbeit in gesunden Bahnen zu halten; es scheint kaum, daß die Zeit für diese Weisheit schon gekommen sei.

---

*) Hillebrand Frankreich und die Franzosen S. 171.

Kirchliche Tätigkeit.

Es ist schon darauf hingewiesen*), daß in dem Charakter des Ostpreußen neben der Neigung zur Kritik auch die Anlage zu religiösem Tiefsinn liege, der nicht selten zur Sektenbildung verleitet, zugleich aber die skeptische Antastung der kirchlichen Überlieferung verhindert. In Königsberg waren so ziemlich alle kirchlichen Abarten bis zu den Irwingiten und den den Gichtelianern vertreten, in Littauen prägte sich der kirchliche Dünkel in den Maldeninkern oder Gebetbrüdern aus. In den übrigen Landesteilen hiengen die Gemeinden im ganzen einträchtig und mit leidlicher Wärme, aber ohne dogmatische Eigenart der evangelischen Union und dem landesherrlichen Kirchenregiment an, ohne welches der Ostpreuße, insbesondere der Masure und der Littauer sich seine Kirche gar nicht denken kann. Wo die Sekten hervortraten, da mangelte es an Ebenmaß und Ausgleich; im übrigen bedurfte das Kirchentum einer kräftigen und belebenden Anregung. Eine solche hätte indes nur von der obersten Kirchenbehörde der Provinz oder von den dortigen Vertretern der wissenschaftlichen Theologie kommen können; beiden fehlte es an klarem Verständnis dieser Aufgabe, z. T. auch an der lebendigen Kraft zu ihrer Lösung. Die theologische Fakultät war überdies dringend einer Auffrischung durch Berufung wissenschaftlich und didaktisch tüchtiger

*) S. o. S. 162.

Lehrer benötigt; die Anstellung eines Hessen, der nicht unbegabt, aber ohne tiefe und namentlich klare theologische Durchbildung, dazu ein grundsätzlicher Gegner der landeskirchlichen Union war, konnte die Einigkeit der Fakultät und ihre Einwirkung auf die Jugend wol stören, aber nicht neues und gesundes Leben schaffen. Das Konsistorium regierte zwar, in seinen arbeitenden Mitgliedern sogar nicht ohne hierarchischen und bureaukratischen Anstrich, allein es belebte nicht. Von dogmatischer Einseitigkeit und Schärfe war es frei, aber auch ohne eigentliche hirtenamtliche Leitung der Gemeinden und ohne brüderliche Hingabe an die Prediger, die es eben deshalb auch nicht genügend kannte und würdigte. Als ich später als Synodalpraeses an den Beratungen des Konsistoriums über die Besetzung der Superintendenturen Teil nehmen durfte, habe ich öfter bemerkt, daß diese Behörde bei der Suche nach geeigneten Geistlichen sich allzusehr auf ihre Akten verließ, zu deren Ergänzung und Berichtigung sogar ich nach meinen wenigen Beobachtungen auf Dienstreisen beitragen konnte. Von den drei Generalsuperintendenten zur Zeit meines dortigen Aufenthalts war der erste, Sartorius, nicht ohne Geist, aber ohne klare Gedankenführung; er unternahm es, wie auch seine Schrift von der christlichen Liebe zeigt, die Erlösungslehre gefühlig und mit einiger Sinnigkeit auszudeuten. Bei seinen Besuchen des Religionsunterrichts in den höheren Schulen hielt er zwar erbauliche Ansprachen, erfuhr aber weder, wie es in den Köpfen der Schüler noch in den Herzen der Lehrer aussah. Ganz anders war der zweite, Moll, der in den fast zwanzig Jahren seiner Amtsführung vorbildlich wie durch seine Behandlung der Personen und der Sachen vorteilhaft und ermunternd auf die evangelische Kirche der Provinz eingewirkt hat. Er war nicht gefürchtet, aber allgemein geachtet und würde noch fruchtbareren Einfluß geübt haben, wenn er seine Stellung entschiedener geltend gemacht

hätte, woran er eben durch eine gewisse innere Scheu und Bescheidenheit gehindert wurde. An diesem Mangel litt nun sein Nachfolger durchaus nicht; er war unterrichtet und als Prediger begabt, auch tätig; allein das Vordrängen seiner Person, seine geistliche Herrschsucht und die Neigung, die kirchlichen Parteien zu Gunsten der eigenen Richtung zu lenken und umzugestalten, schwächten nicht nur seinen Einfluß und das Vertrauen zu ihm, sondern mischten gerade dem Parteiwesen eine störsame Schärfe bei, von der es bis dahin gedeihlicher Weise frei geblieben war. Wo dergleichen nicht ins Spiel kam, zeigte er sich einsichtig, wie denn sein Urteil über Methode und Erfolg des Religionsunterrichts in den Gymnasien und Realschulen im ganzen zutreffend und auch anerkennend war.

So war im allgemeinen der Zustand der evangelischen Kirche und der kirchlichen Gesinnung in der Provinz Preußen, an sich nicht ungünstig, frei von herben Gegensätzen, vielleicht etwas wärmer und gleichmäßiger als in den westlichen Landesteilen und namentlich weniger durch dreiste Gegner angefochten. Aber es bedurfte einer lebendigeren, aus eigenem Triebe entspringenden Mitwirkung der Gemeinden und hierzu widerum ihrer vorgängigen Anregung und inneren Befreiung. Eben dieses Bedürfnis war schon von Friedrich Wilhelm IV. für die gesammte Landeskirche anerkannt; indes die bisherigen Versuche von 1850 und 1869 hatten wol einige Verbesserung der kirchlichen Verwaltung zuwege gebracht, auch einen leisen und bedächtigen Forschritt zur Befreiung der Kirche von staatlichen Banden doch mehr angedeutet als ausgeführt. Mit anderen Worten: statt wie bisher die Kirche von oben und außen zu bauen, was mislingen muste, beschritt man endlich den entgegengesetzten Weg, der von unten und innen zu sicheren Grundlagen und frischem Leben führen sollte.

So kam es durch die Tatkraft des Unterrichtsministers

Falk und des Kirchenratspraesidenten Hermann zu den Synodalordnungen von 1873, die wenigstens die Pforte zu dem ersehnten neuen Leben öffneten und ohne einige Misgriffe und die böse Zutat der Parteiverbitterung uns noch erheblich weiter gefördert haben würden. Auf den Streit der Parteien, der bekanntlich in Kirchen- und Glaubenssachen besonders heftig zu entbrennen pflegt, gedenke ich hier nicht näher einzugehen; die Gegensätze haben sich merklich abgeschliffen und ich möchte um alles willen nicht dazu beitragen, die kaum verharrschte Wunde wider aufzureißen. Daß die Synodalordnungen trotz aller Gegenanstrengungen sich so rasch und so vollständig durchsetzten, verdanken wir zunächst ihrer Zweckmäßigkeit, vor allem aber der Sachkunde und der Entschlossenheit ihrer beiden schon genannten Urheber, dazu der einsichtigen und unerschrockenen Unterstützung einiger Männer, die dem großen Werke ihre Kräfte ohne Beirrung durch minder wichtige Erwägungen widmeten. Ich möchte unter diesen keinen der noch Lebenden hervorheben; aber es hieße der Sache und meinem Gefühle Zwang antun, wenn ich nicht auf die Mitarbeit des damaligen Kanzlers von Ostpreußen Gustav von Goßler hinweisen wollte. Es war von höchster Bedeutung, daß ein Mann in dieser Stellung und von so ausgebreiteter Rechtskenntnis sich zu den Freunden der jungen Kirchenverfassung nicht nur in den Synoden, sondern auch im Herrenhause gesellte.*)

Der verhängnisvollste und lange nachwirkende Misgriff bestand darin, daß die Staats- und Kirchenregierung bei dem Entwurf der neuen Ordnungen anfänglich den Anspruch der größeren meist städtischen Gemeinden auf eine stärkere Zahl von Laien in den kirchlichen Vertretungskörpern übersehen

*) Das Nähere hierüber in meiner Schrift: Karl Gustav von Goßler. Ein Lebensbild. Berlin, Hempel 1886 besonders S. 74—93.

hatte. Dieser Anspruch wurde nun von Mitgliedern der Landesvertretung besonders im Abgeordnetenhause lebhaft geltend gemacht; neben seiner sachlichen Berechtigung erheischte er aber auch um deswillen Erfüllung, weil ohne die Zustimmung der Landesvertretung die der Kirche zugestandenen Rechte auf Steuererhebung und dergleichen ohne gesetzlichen Schutz blieben. Aber das nachträgliche Zugeständnis dieser Laienvermehrung weckte den Widerspruch derjenigen Synodalen, die hiervon einen stärkeren Zuzug unkirchlicher oder doch minder gläubiger Mitglieder namentlich aus den Städten besorgten.

Um diesen Punkt bewegte sich hauptsächlich und zwar mit zunehmender Hitze der Kampf in der außerordentlichen Generalsynode von 1875 und wenn wir auch für die neuen Bestimmungen eine Mehrheit von reichlich zwei Dritteln errangen, so blieb doch eine Gegnerschaft zurück, deren Einfluß an anderer Stelle um so mächtiger wuchs, je törichter gerade jetzt der kirchliche Liberalismus zu Angriffen auf bestimmte Glaubensregeln schritt. Daß eine Berliner Kreissynode es geraten fand, die Entfernung des apostolischen Glaubensbekenntnisses aus der sonntäglichen Liturgie zu fordern, wird stets einen vollgiltigen Beweis für den Unverstand der Demokratie bilden. Den hierüber mit Recht erregten Hof- und Hochkirchlichen gelang es, diese Ungebür als einen Ausfluß der neuen Kirchenverfassung und ihres Regiments darzustellen, so daß der Praesident Hermann sich bald bewogen fand, seine Stelle einem fügsameren Charakter zu überlassen, wodurch die kirchliche Heranziehung der Gemeinden ins Stocken geriet und die Anhänger der Synodalordnung vor eine höchst schwierige und unerquickliche Aufgabe gestellt wurden. Diese Aufgabe wurde noch verwickelter durch unbesonnene und auch sachlich unangemessene Äußerungen, die von einem theologischen Lehrstuhl bei höchst unpassendem Anlaß laut wurden. Gieng es

nicht an, die Synodalverfassung zurückzuschrauben, so sollte nun wenigstens die Besetzung der theologischen Professuren der Mitwirkung des Generalsynodalvorstandes unterstellt werden, eine Zumutung, der bis jetzt kein Unterrichtsminister nachgegeben hat, auch nicht nachgeben kann, ohne eine äußerst feine und nur mit peinlichster Sorgfalt glücklich zu erledigende Frage dem Wechsel der Parteien und geschäftlicher Verwirrung Preis zu geben. Zudem sollte die Geschichte der katholischen Fakultäten uns vor der Nachahmung einer Einrichtung warnen, die bei der Enge des Priesterseminars enden muß und unsere jungen Geistlichen der selbständigen Erringung des Glaubens, also der unentbehrlichen Voraussetzung zu ihrer und ihrer Gemeinden Erbauung berauben würde. Immer wird von beiden Seiten, der Kirche wie der theologischen Wissenschaft, nach der Kongruenz des kirchlichen und des theologischen Bewußtseins gestrebt werden, die sich aber nie durch kirchenregimentlichen Zwang vollzieht, und wie hätte die evangelische Kirche einen Luther, einen Schleiermacher ohne die inneren Kämpfe gehabt, die sie der Gewißheit ihres Glaubens versicherten und gerade den reichsten Geistern am wenigsten erspart werden!

Wenn ich hier mit ehrerbietigem Danke der kirchlichen Weisheit und Gerechtigkeit unsers Kaisers gedenke, die den Streit gemildert und das Unbedeutende bei Seite geschoben hat, so darf ich wol auch den Beitrag erwähnen, den die theologische Fakultät in Halle wie durch die woltuende Harmonie ihrer wissenschaftlichen und didaktischen Arbeit so durch die langjährige Mitarbeit mehrerer Mitglieder dem Ausbau der Kirchenverfassung und der Vorbereitung und Erleichterung des Friedens gewidmet hat.

An allen diesen Bestrebungen und Kämpfen wurde ich durch meine Ernennung zum Mitgliede der preußischen Provinzialsynode beteiligt, die mich dann dreimal zu ihrem Praeses wählte. Bei dem milden Sinne, der in der Synode waltete,

war es nicht schwer, sie bei ihren eigentlichen Aufgaben festzuhalten und grundsätzlichen Streit auszuschließen; indes zeigte die dritte schon Spuren kommender Zerklüftung, die denn auch später, Niemandem zum Nutzen, eingetreten ist. Ich glaube indes, daß auch dort wie anderswo die reine Liebe zur Kirche den Hader der Parteien stillen und fern liegenden Zwecken den Eingang verwehren wird. Die Wahl meiner Synode führte mich weiter in die Generalsynode, in deren erster ich meine geringe Kraft für Verbesserung und Annahme des Verfassungsentwurfs sowol in der Kommission als namentlich in den abendlichen Beratungen unserer Gruppe eingesetzt habe. Eben diese Gruppe kehrte in die zweite Generalsynode aus den oben beregten Gründen in stark verminderter Zahl zurück; in dieser war es mir beschieden, als Berichterstatter den konfessionellen Charakter namentlich der Volksschulen, aber auch der höheren Anstalten zu verteidigen und hierbei die volle Zustimmung der Synode zu gewinnen.*) Ich habe hierfür auch später nochmals eintreten können**), da ich gewar wurde, daß Zweck und Mittel der Schulerziehung durch Hineintragung fremder Gesichtspunkte Gefahr liefen verdunkelt zu werden. Ich wuste sehr wol, daß ich hiermit gegen die Auffassung verehrter Männer, so meines Oberpraesidenten von Horn und namentlich des eben aus dem Amte geschiedenen Ministers Falk anstieß. Allein ich durfte mir sowol nach meinen amtlichen Erfahrungen wie nach langjähriger theoretischer Erwägung Einsicht in das Wesen und die Kraft einer einheitlichen Geistesentwickelung zutrauen und in einem Fache, das die letzten Zwecke der Menschheit in sich begreift und dem noch heute meine volle Liebe gehört, habe ich immer die

*) Verhandlungen der ersten ordentlichen Generalsynode, Berlin 1880, Wiegandt und Grieben. S. 576—585.

**) Schrader, Der evangelische Charakter unserer Volksschule. Halle 1886, Strien.

Aufstellung des Idealbildes für das einzig Richtige und Wirksame gehalten. Ich weiß wol, daß man zumal bei der kirchlichen Mischung der Bevölkerung in unserem Staate auch mit den Verhältnissen des äußeren Lebens rechnen muß; allein wie ich schon oben unter Bezug auf das Werk Petersilies bemerkte*), trügen diese Berechnungen nicht selten und richtig rechnet nur, wer das Ideal als den wichtigsten Faktor einsetzt.

Da ich in der außerordentlichen Generalsynode nach meinen Kräften um das Zustandekommen der von dem Minister Falk vertretenen Kirchenvorlage bemüht war, 1879 aber die von ihm hochgehaltene Simultanschule bekämpfte, so habe ich den ehrenrührigen Vorwurf hören müssen, daß mit und nach dem Ministerwechsel auch ein Wechsel meiner Gesinnung eingetreten sei. Ich halte eine Widerlegung dieser Verdächtigung für unnötig; schon in meiner Erziehungslehre von 1868 (S. 238 Anm.) habe ich eine scharfe Verwarung gegen die konfessionelle Mischung der Lehrerkollegien selbst an den höheren Schulen eingelegt und ich habe allen Grund zu der Vermutung, daß dem Herrn Minister Falk sowol diese Äußerung als überhaupt meine nie verhehlte religiöse und kirchliche Überzeugung schon während seiner Amtsführung sehr wol bekannt gewesen sei.

Diese meine Auffassung erleichterte mir übrigens meine Stellung zu den katholischen Gymnasien meines Aufsichtskreises und überhaupt mein Verhältnis zu der katholischen Bevölkerung, auch zu dem besonnenen Teile ihrer Geistlichkeit während des sogenannten Kulturkampfes, an dem ich doch nur soweit tätig Teil zu nehmen hatte, als ganz bestimmte Aufträge und Aufgaben mich veranlaßten. So z. B. der Versuch, die Klerikalseminare in Braunsberg und Pelplin auch in ihrem Unterrichtsbetriebe der staatlichen Aufsicht zu unterziehen, da hiervon nach einem der neuerlassenen Gesetze ihre

*) S. o. S. 176.

weitere Wirksamkeit abhängig gemacht war. Der Verlauf dieses Versuchs war mit Sicherheit vorauszusehen: der Regens der westpreußischen Anstalt empfieng mich und meinen juristischen Beirat mit der unumwundenen Erklärung, daß sein Bischof ihm untersagt hätte uns zuzulassen, und der Andere gab nach einigen Ausreden und Umschweifen dieselbe Willensmeinung kund, womit denn mein Auftrag auf das bündigste und bequemste erledigt war. Der verhängnisvolle Mangel unserer maßgebenden Staatsmänner war ihre Unkenntnis des inneren Gefüges der katholischen Kirche und der Macht der kirchlichen Sitte und Gewohnheit im Volke, auch daß sie dem entsprechend sich von der Voraussetzung leiten ließen, mit gesetzlichem und gerichtlichem Zwange alles durchführen zu können. Diesen Irrtum habe ich nach meiner Beobachtung des katholischen Lebens in Ost- und Westpreußen nie geteilt: ich hatte oft genug die Straffheit der kirchlichen Zucht unter den Katholiken und andererseits den ungeheuchelten Eifer wargenommen, der die zuströmenden Volksmassen selbst zu den Dittrichswalder Erscheinungen trieb. Auch war doch durch die Geschichte aller Kirchen hinlänglich dargetan, daß der religiöse Glaube selbst mit seinen Auswüchsen nie durch den Buchstaben des weltlichen Gesetzes ausgetrieben werden könne. Zudem waren einige der neuen Gesetze wirklich hart, inhaltlich ungerecht und, was das schlimmste war, unwirksam, da ihre Befolgung sich nicht erzwingen ließ. So wurde eben die Zurücknahme mancher staatlichen Maßregel unvermeidlich, wobei meines Erachtens nur der Schein der Niederlage zu bedauern war. Im übrigen ist gerettet und geblieben, was zur Sicherung staatlicher Macht und Wolfahrt unentbehrlich war: die Streichung des Artikel 15 ff. in der preußischen Verfassung, die Beseitigung der katholischen Abteilung im Unterrichtsministerium, vor allem die Aufsicht des Staates über die Schulen mit ihrer nicht hoch genug zu schätzenden Folge, der

Bestellung besonderer Kreisschulinspektoren, und die Schließung der Jesuitenniederlassungen.*) Ob man auch die allgemein verbindliche bürgerliche Eheschließung zu den schlechthin unerläßlichen Forderungen rechnen durfte, mag ich nicht beurteilen. Sie hat unserer Kirche nicht geschadet und manchen Anlaß zum Streit zwischen ihr und der bürgerlichen Gesellschaft vorgebeugt; sie wurde katholischerseits nicht so heftig angefochten, da sie ja in den katholischen Landesteilen des Westens längst bestand und jedesfalls würde ihre von manchen Seiten gewünschte Aufhebung eine völlige Verwirrung im Volksbewußtsein anrichten. Ich habe meine Überzeugung gegebenen Falles nicht verhehlt und mag mir hierdurch Zutrauen in katholischen Kreisen bewart haben, was meiner amtlichen Tätigkeit und ich denke auch der Staatsverwaltung bei der Leitung der katholischen Anstalten und namentlich bei der Gründung der kirchlich gemischten Gymnasien in Allenstein und Strasburg W.-Pr. zu gute gekommen ist.

Ich glaube bei allem dem ein treuer und überzeugter Sohn der evangelischen Kirche zu sein und ich traue fest auf ihre siegende Macht; eben deshalb möchte ich aber geschont und gehegt wissen, was uns und unseren katholischen Landsleuten als Christen und Deutschen gemeinsam ist.

---

*) So auch im wesentlichen bei Bismarck Gedanken u. Erinnerungen II, 132, 134. Die staatliche Schulaufsicht bestand übrigens für die Prov. Preußen schon seit der Schulordnung vom 11. Dezember 1845; vgl. Rönne, d. Unterrichtswesen des preuß. Staats 1854, I, S. 103 ff.

Verkehr und Haus.

Nach allem, was ich erzählt habe, wird wol begreiflich sein, daß ich mit der Provinz je länger desto vertrauter wurde und daß auch die Provinz mir ihr Vertrauen nach Maßgabe des Verständnisses schenkte, das ich für die dortigen Zustände in Schule und Kirche, in Staat und Gesellschaft gewann. Nach Kolonistenart hatte man mich freundlich empfangen; ich lernte die dortige Geistesart und ihre Bedürfnisse würdigen und so habe ich unter der oben geschilderten Sprödigkeit des Ostpreußen nicht gelitten, zumal er für offene Aussprache stets zugänglich war. Das Fremdartige der neuen Umgebung schwand, die Rauheit des Klima ließ sich abwehren, den Druck der weiten Entfernung vom Mittelpunkte des Staats, die Sehnsucht nach der Heimat, nach Eltern, Verwandten und Jugendfreunden darf ohnehin ein preußischer Beamter nicht veranschlagen. Dazu das Wolwollen und das amtlich wie persönlich gute Verhältnis zu meinen Vorgesetzten und den nächsten Berufsgenossen, der anregende Verkehr mit meinen Anstalten und ihren Lehrern, der sich wie schon gesagt in einzelnen Fällen bis zur Freundschaft steigerte, der Umstand, daß allmählich die Zöglinge meines Seminars an die Schulen übergiengen: kurz ich sah bald, daß der Tausch Königsbergs für Magdeburg mir zum besten gereichen sollte.

Aber auch außerhalb der Hauptstadt und des nächsten Berufskreises hatten sich ausgedehnte und selbst engere, wenn auch mehr auf einzelne Zwecke und Begegnungen beschränkte Bekanntschaften mit der Verwaltung, der Geistlichkeit und dem ländlichen Grundbesitz ergeben; es war für meine Kenntnis der Volksart und ihrer geistigen und weltlichen Ziele im hohen Grade förderlich und anziehend, daß ich in der Synode und dem konservativen Vereine zu Vertretern der bedeutenderen Adelsgeschlechter, Nachkommen der Ordensritter und Ordenssöldlinge, in nähere Beziehung kam. Ich sehe von allen Einzelheiten ab; aber ich glaube doch der Verehrung Ausdruck geben zu dürfen, die mir der seitdem verstorbene Obermarschall Graf zu Dohna-Schlodien durch sein wahrhaft adliges Wesen einflößte. Das Gefühl, lange Jahre hindurch im Landtage und in der kirchlichen Vertretung der Provinz zur Minderheit zu gehören, hielt ihn nicht ab, diesen Körperschaften seine rastlose und lautere Mitarbeit zu widmen, und ebenso verstand er das Bewustsein seiner Stellung mit der unbefangenen Achtung fremder Gesinnung und Tätigkeit zu vereinen, wenn diese nur gleichfalls in redlicher Liebe zum Vaterlande und zur Kirche wurzelte. Auch bei anderen Mitgliedern des ostpreußischen Adels habe ich häufig die woltuende Empfindung gehabt, daß die wahrhaft Vornehmen sehr bereit waren, fremden Wert rückhaltlos und in angenehmen Formen anzuerkennen. So nahe hat sich mein Verhältnis zu Westpreußen selbst vor seiner 1878 erfolgten Abtrennung nicht gestaltet, wenn ich auch für die Entwickelung seines höheren Schulwesens fast mehr als für Ostpreußen habe tun können. Zu dem dortigen ländlichen Grundbesitz fehlte mir der Zugang; aber mit der Danziger Bürgerschaft und Stadtverwaltung bin ich mehrfach in freundliche Berürung getreten und mit großem Danke erkenne ich das wolwollende Vertrauen an, mit dem mich der Oberbürgermeister von Winter sowol in

der Förderung des dortigen Schulwesens unterstützt, als auch persönlich erfreut hat.

So gewannen die amtlichen und sonstigen Beziehungen allmählich ohne mein besonderes Zutun Verläßlichkeit, Stetigkeit und selbst eine Wärme, die ebenso erquickte als ermutigte und stärkte. Ich werde nie vergessen, wie ich in den schweren Tagen von 1866, 1878, 1881 mich in Kampfesgenossenschaft mit Männern verbinden durfte, die ich vordem durch eine weite Kluft von meinen Anschauungen getrennt wähnte. Natürlich wurde mir durch solches Entgegenkommen auch meine Hauptaufgabe um so mehr erleichtert, je klarer ich über die Grenzen des Amtes hinaus in die lebendige Bewegung der Provinz zu blicken vermochte, je mehr ich lernte, ihre Anliegen in die vorgeschriebenen Bahnen der Staatsverwaltung einzugliedern und nach Maßgabe der vorhandenen Mittel zu befriedigen.

Gern lege ich hier ein unumwundenes Zeugnis für die Herrlichkeit des mir anvertrauten Amtes ab, das, wenn meine dankbare Empfindung mich nicht täuscht, nach Ausdehnung, Verantwortlichkeit und Ertrag zu den bedeutendsten und schönsten der gesammten Staatsverwaltung zählt. Indem es wissenschaftliche Arbeit, lebendige Pflege der Schulen und ihrer Lehrer, klare und verwendbare Zusammenfassung der Erfahrungen in Berichten und Verfügungen, alles in gegenseitiger Befruchtung in sich vereint, beansprucht und fördert es die gesammte Geisteskraft und überträgt, wenn ich nicht irre, in seiner Nachwirkung einen Teil dieser Harmonie auf seinen Inhaber, den besten Lohn, der dem unruhigen Menschengeiste hinieden zu Teil werden kann. Und wie den Lehrern, so beginnt die Staatsregierung jetzt auch dieser Beamtenklasse gerecht zu werden oder, um mich besser auszudrücken, ihre Leistungen angemessener zu verwerten, insofern sie bewährten Räten jetzt auch die Leitung der Provinzialschul-

kollegien überträgt. Wenn auch nicht aus eigener Erfahrung, zu der es die innere Teilnahme meiner vorgesetzten Oberpräsidenten und ihr Verständnis des höheren Schulwesens nicht kommen liess, so weiss ich doch aus den unmutigen Äusserungen mancher Amtsgenossen, dass eine rein formale und juristische Geschäftsleitung nicht nur der reichen und verwickelten Aufgabe dieser Kollegien nicht gerecht wird, sondern auch das wolbegründete Selbstgefühl des erprobten Schulmanns verletzt. Denn er läuft Gefahr, entweder seine auf gleichmässige und zusammenklingende Entwickelung der seelischen Kräfte bei der Jugend gerichteten Anträge nicht verstanden zu sehen oder sich mit seinem nächsten Vorgesetzten in peinlichen und unfruchtbaren Widerstreit zu versetzen. Natürlich soll durch jene heilsame Massregel, der eine weitere Ausdehnung zu wünschen ist, die Befugnis des Oberpräsidenten, in ihrem Wirkungskreis alle, auch die geistigsten Bestrebungen zur Förderung der Provinz zusammenzufassen, nicht eingeschränkt werden.

Es wird also meine Leser kaum überraschen, dass ich mehrfache Anträge, die mich in andere äusserlich lockende Stellungen ziehen wollten, ohne viel Besinnen ablehnte; selbst die Anfrage meines Ministers von 1873, ob ich Königsberg mit Koblenz vertauschen wolle, glaubte ich mit Dank verneinen zu dürfen, da ich ungeachtet mancher Unbequemlichkeit des entlegenen Ostens etwanige innere Vorzüge der landschaftlich so schönen Rheinprovinz nicht zu erkennen vermochte. Und meine Provinz hat mir dieses reichlich durch ihre Anhänglichkeit gelohnt, die auch äusserlich beim Ablauf einer fünfundzwanzigjährigen Dienstzeit in ihr in einem Grade hervortrat, der mich ebenso überrascht als erquickt hat. Hierbei hat mich kaum ein Wort mehr erfreut, als das Zeugnis meiner Direktoren, dass ich wegen theoretischer Meinungsverschiedenheiten ehrlichen Überzeugungen nie ihr Recht ver-

kümmert habe. Und doch entsprang dieses Gewährenlassen nicht einem besonderen Vorsatz, auch nicht der Erwägung, daß ich meinerseits aus der selbständigen Entwickelung der Anstalten und ihrer Methoden mehr lernen würde, als aus ihrer Beschränkung auf gleichförmige Unterrichtsbahnen. Vielmehr hatte ich mich schon früh in die Überzeugung eingelebt, daß wahrhaft frei nur sei, wer andere frei mache. Darf ich eine andere Gabe jenes Tages nennen, so habe ich noch heute meine Freude an einem Album mit den Bildnissen meiner Seminaristen, von denen die meisten zu ansehnlicher Wirksamkeit im Schuldienst gelangt sind, der eine nachher die von mir bekleidete Stelle Jahrelang bis zu seinem allzu frühen Tode eingenommen hat, der andere im Begriff ist, eben dieselbe Stelle jetzt anzutreten.*) Auch ein weiteres Geschenk darf ich nicht vergessen: die theologische Fakultät in Halle verlieh mir die Würde ihres Doktorats und verstärkte hiermit das Band der Dankbarkeit, das mich schon in synodaler Gemeinsamkeit mit ihr verknüpft hatte und freilich später noch inniger werden und mir manigfache Frucht bringen sollte.

Zu allem dem bildete sich in Königsberg selbst ein geselliger Verkehr, der sich mit den Jahren erweiterte und ebensoviel Anregung als Genuß brachte. Ich bin nicht einer von wenigen, die dies erfahren haben: die Stadt steht mit Recht in dem Rufe angenehmer Geselligkeit, die, ohne übermäßige Ansprüche zu erheben, die verschiedenen Gesellschaftsklassen ohne Unterschied der Richtungen einander nähert. Dieser Umgang führte mich bald mehr in die Häuser der Professoren als der Beamten, eine freundliche Fügung eröffnete mir später die Kreise der Bürgerschaft und auch des Offizierkorps, was für mich besonders belehrend war und mein Verständnis des preußischen Heerwesens erleichterte.

*) Geschrieben im Januar 1900.

Hierfür wurde ich besonders dem General von Gayl verpflichtet, der im böhmischen Kriege das 68. Regiment und im französischen die erste Infanterie-Brigade mit Auszeichnung führte. Als mehrjähriger Hausgenosse erwies er mit den Seinen uns große Freundlichkeit, die wir nach Kräften erwiderten. Ich möchte hierbei nicht unerwähnt lassen, daß der General von Manteuffel während seiner mehrjährigen Führung des ersten Armeekorps mit Erfolg bemüht gewesen ist, die verschiedenen Schichten ohne Unterschied des Standes und, wenn er nur eine königstreue Gesinnung voraussetzen durfte, auch der politischen Richtung gesellig zu vereinen. Vor allem habe ich hier aber meiner dankbaren Freude darüber warmen Ausdruck zu geben, daß mein dortiges Leben mich zu dem Kanzler von Goßler auch außer der gemeinsamen kirchlichen Arbeit*) in Beziehung gebracht hat, die sich allmählich zu wahrer Freundschaft gestaltete und, wie sie ursprünglich durch den Verkehr unserer Töchter veranlaßt wurde, so auch bei diesen bis zur Gegenwart in gleicher Treue und Innigkeit anhält. Nicht nur verwandtes Streben und Denken, sondern auch gemeinsam empfundene Leiden und Freuden führten zumal bei unserer unmittelbaren Nachbarschaft zu einem Verständnis, das selbst den Unterschied des Ranges und des Alters zu überwinden vermochte und auch durch meine Übersiedelung nach Halle nicht unterbrochen wurde. Wie viel Frucht und Segen, welchen Zuwachs an Kraft und Klarheit bringt doch das gemeinschaftliche Ringen nach gleichartigen Zielen in Staat und Kirche!

Eine besondere Betrachtung verdient in diesem Zusammenhange das Montagskränzchen, das seit den Freiheitskriegen von einem Kreise befreundeter Studenten gegründet ,nachher die gereiften Männer zusammengehalten hat, um auch heute

---

*) S. o. S. 224.

noch, was Verstand und Herz bewegt, rückhaltlos in abendlicher Stunde der Erwägung der Freunde zu unterwerfen. Ebenso ist Stoff und Ton der Unterhaltung nach Ausweis eines früheren Vorganges, über den das Kränzchen noch jetzt gerechten Stolz empfindet, während dieser langen Jahre derselbe geblieben. Als die jungen Genossen 1816 nach eingehender Besprechung über den Sinn des herrlichen Goetheschen Bruchstückes die Geheimnisse sich sehr erklärlicher Weise nicht vereinigen konnten, hatten sie die Meinung der Mehrheit dem Altmeister selbst zur Entscheidung vorgelegt und dieser hierauf eine sehr freundliche und anerkennende Antwort gegeben, zugleich aber, was freilich das beste war, seine eigene Erklärung beigefügt, die dann in die Sammlung seiner Werke übergegangen ist.*) In diesen Kreis, der nach altem Herkommen an Mitgliedern nie die Zahl der Musen überschritt, fand ich bald freundliche Aufnahme und traf in ihm noch den ursprünglichen Stifter Hiller, den klugen und würdigen Rektor einer Mittelschule, daneben um andere nicht zu nennen Ed. Simson, den Freund aus Frankfurter Zeit, beide Hirsch, der Vater Professor der inneren Medicin, der Sohn ein viel gebildeter Arzt, beide im Verlauf der Zeit mir innig befreundet, den Direktor Ellendt, Homerkenner und Herausgeber des Arrian, den liebenswürdigen und reich belesenen Schüler und Biographen Hegels Karl Rosenkranz und den mathematischen Physiker Franz Neumann, gleich groß als Forscher wie als Lehrer, dessen lichtumglänztes Haupt die Klarheit seines Wissens und die Festigkeit seiner Überzeugung widergab und der als Veteran noch die Narbe der bei Ligny empfangenen Wunde zeigte.**) Von den früheren gelegentlich wider einkehrenden Mitgliedern habe ich noch den

*) Goethes Werke bei Hempel, I, 133 ff.

**) S. o. S. 163.

seinen Alfred von Auerswald und den geistreichen Zoologen E. von Baer gesehen, der in seine baltische Heimat und von da nach Petersburg zurückgegangen war; von den späteren nenne ich die schon abgeschiedenen Historiker Nitzsch, Maurenbrecher, von Gutschmid, von den Ausgewanderten den Professor der Landwirthschaft Th. von der Goltz, den Geographen Wagner, den Chirurgen Schönborn, von den jetzt noch in Königsberg Lebenden den Juristen Güterbock als den derzeitigen Senior des Kränzchens. Es hat auch in der großen Stadt und neben der Universität immer als ein Vorzug gegolten, diesem Kreise anzugehören, dessen Harmonie durch die sorgfältigsten Erwägungen bei neuen Aufnahmen geschützt wurde. Gleichwol hat es in ihm zumal in den Bewegungsjahren nicht an Fehden gefehlt, da unter uns Niemand seine Auffassung verhehlte noch verschleierte. Aber selbst diese Fehden wurden auf dem idealen Boden der Wissenschaft, des Vaterlandes, der religiösen Freiheit ausgefochten und blieben fern von Bitterkeit, wurden auch, so weit sie politischer Art waren, bald durch die vaterländischen Ruhmestaten und Erfolge geschlichtet. Ich kann kaum beschreiben, wie jeder von uns durch das Zusammensein erquickt und nach allem Kampfe beruhigt wurde, und noch jetzt höre ich die rührenden Worte, mit denen der erblindete Rosenkranz bei seiner Jubelfeier dem Kränzchen für alle Belehrung und Freundschaft dankte. Und wie ich dem Kränzchen so haben seine Mitglieder auch mir nach dem Scheiden von Königsberg ein treues Andenken bewart, das sich bei gegebenem Anlaß durch Briefe und Grüße neu belebt.

Zum Behagen in der nordischen, baulich unschönen und doch so merkwürdigen und gastlichen Stadt diente auch das rasche Einleben der Familie, das sich freilich bei den Kindern von selbst verstand, aber auch bei meiner Frau trotz der weiten Entfernung von Mutter und Bruder verhältnismäßig

leicht vollzog. Hierzu half auch der widerholte Sommeraufenthalt in den benachbarten Ostseebädern Rauschen, Cranz, Kuren, deren erstes mit dem nahen Warnicken sich durch landschaftliche Frische und großartige Uferbildungen auszeichnete. In späteren Jahren hat nach Vollendung des Schienenweges Neuhäuser bei Pillau öfters gelockt; allen haben diese Ausflüge, an denen ich meistens nur für den Sonntag Teil nehmen konnte, zur Stärkung der Gesundheit und zur Hebung des Frohsinns verholfen.

Auch sonst gebrach es ja der Provinz weder an architektonischen noch an landschaftlichen Schönheiten. Die öffentlichen Gebäude Danzigs, das Rathaus, der lange Markt mit dem Artushofe, die Marienkirche und das hohe Thor, die Langgasse mit ihren Patrizierhäusern und den eigentümlichen Beischlägen verkündeten noch immer die Herrlichkeit der alten Hansestadt. Einen gothischen Profanbau gleich der widererstehenden Marienburg hat aber Deutschland überhaupt nicht aufzuweisen; bei ihrer Betrachtung ist mir die Hoheit dieses Stils, aber auch die großartige Gestalt des Deutschen Ordens wie eine Offenbarung aufgegangen. Auch andere Städte, Thorn mit seinem massigen Rathause und der Richtstätte der Blutzeugen von 1724, Graudenz mit seiner Veste Courbiere wecken geschichtliche Gedanken und neben der Wahlstatt von Pr. Eylau erinnern Memel und der breite Niemen immer wider an die Leidensjahre unsers Königshauses, Tilsit an Yorks unsterbliches Wagnis und die Anfänge der Erlösung von langjähriger Knechtung.

In anderer Weise, aber nicht minder wirkte der Mastenwald in Danzig und Königsberg: kein noch so großer Binnenplatz vermag den Blick so zu erweitern und den vaterländischen Stolz so zu heben, als die Seestädte mit ihrem ausgreifenden Verkehr und ihrer Unternehmungslust. Ein Gebirge fehlt der Provinz freilich; aber der Schmuck der

Wälder ist immer noch groß und die Landschaft bei Danzig und Elbing zeigt entzückende Bilder. Selbst das arme Masuren bietet in seinen großen Seen und seinen waldumkränzten Wasserbecken des Reizes genug, um die starke Heimatsliebe seiner Bewohner begreiflich zu machen.

In der Stadt wurde eine bescheidene, mit den Jahren zunehmende Geselligkeit gepflogen, in welche ich zu eigenem Genuß, aber auch des Standes halber gern die junge Lehrerwelt hineinzog. Weder die Schulräte noch die Direktoren sollten sich dieses Mittel zur Ausweitung ihrer Kenntnis und ihres Einflusses versagen.

Schon oben ist bemerkt, daß bei uns allen, hauptsächlich freilich bei den Kindern, deren Zahl sich durch die Geburt unserer Anna um ein geliebtes Glied vermehrte, sich Bande knüpften, die bis jetzt unzerrissen sind. Natürlich führte diese Lage uns auch einer provinziellen Abgeschiedenheit zu, deren fühlbare Enge ich in den späteren Jahren meines dortigen Aufenthalts für meinen Beruf durch widerholten Besuch der deutschen Philologenversammlungen zu durchbrechen suchte. Denn ich empfand allerdings das Bedürfnis, unseren Anstalten bei aller Wertschätzung des heimischen Lehrertums gelegentlich frisches Blut aus dem Westen zuzuführen, zumal es auch nicht an der Abberufung tüchtiger Direktoren und Lehrer in andere Provinzen fehlte. Zur Ermittelung eines passenden Ersatzes verhalfen die eben genannten Philologentage, die denn auch das Widersehen der alten Freunde im Deutschen Reiche ermöglichten. Denn bis zu den großen kriegerischen Entscheidungen waren wir im Osten nur der Gesinnung nach, aber nicht staatsrechtlich volle Deutsche. Den Provinzialschulräten namentlich in den abseits liegenden Provinzen sollten zum Besuche solcher Versammlungen, daneben auch hervorragender Schulen die Mittel vom Staate geboten werden, da sich der geringe Aufwand durch den Gewinn

frischer Anschauungen und Methoden reichlich bezahlt macht. Mein verehrter Oberpräsident von Horn, der gleichfalls von der Notwendigkeit lebendiger Berürung mit anderen Anstalten und Lehrerkreisen überzeugt war, hat dies auch stets bereitwillig vermittelt, während die Centralstelle sich später ablehnend verhielt.

Daß bei so viel Licht, so woltuender Wärme auch der Schatten sich einstellte, war dort, wie in allem menschlichen Geschick, nicht zu verwundern. Rasch hinter einander starben 1859 mein Vater, den ich noch auf seinem letzten Krankenlager besuchen konnte, und meine Schwiegermutter, ohne daß wir ihnen genügend vergelten konnten, was sie an uns getan und verdient hatten. Der bei uns erzogene Sohn meiner verstorbenen Schwägerin wurde Anfangs 1870 durch die ererbte Schwindsucht hinweggerafft; 1864 und 1866 hatte er als Artillerieoffizier im Felde gestanden, aber es war ihm nicht vergönnt, den Fahnen unsers Heers in den großen vaterländischen Kampf zu folgen. Mein geliebter Schwager Theodor Pfund, königlicher Bibliothekar in Berlin, schied 1878 nach plötzlichem Schlagfluß, ein Mann von lauterster Liebe und bei großer Gelehrsamkeit von gleicher Bescheidenheit, die ihn neben seinem einsamen Lebenswege verhindert hat, seine reichen Kenntnisse auch schriftstellerisch auszubreiten. Meine teure Frau erkrankte schwer und lange gerade zu der Zeit, als die erste Provinzialsynode mich in Anspruch nahm. Die synodale Arbeit mag mich von der häuslichen Sorge etwas abgezogen haben; um so schwerer lastete die Pflege der armen Kranken auf meiner ältesten Tochter, deren Gesundheit doch ohnehin aller Schonung bedurfte. Es ist nachträglich leicht gesagt, daß wir auch für das Leid Gott zu danken haben; manchen Spruch, daß ich ein Gast auf Erden sei und daß es Gottes Treue sei, die uns demütige, habe ich in seiner Bedeutung und namentlich nach seiner Heilkraft doch

erst nach Überwindung des schärfsten Leides verstanden. Immerhin ist es schwerer, den Schmerz seiner Lieben als den eigenen zu tragen. Alles jedoch, Leid wie Freude, band uns fester an Stadt und Provinz und bei aller Sehnsucht nach der schönen Heimat und den dortigen Freunden sahen wir ohne Unmut voraus, daß wir für den Rest unserer Jahre in Ostpreußen, ich auch für den Rest meiner Kraft in meinem Amte verbleiben würde. Aber Dank der ungeahnten Fürsorge einflußreicher Gönner sollte unser Loos anders fallen.

Das neue Amt in Halle.

Zu Ostern 1882 trug der zum Besuch seines Vaters in Königsberg weilende Unterrichtsminister von Goßler mir die Stelle des Universitätskurators zu Halle an, deren Inhaber im Begriff war als Präsident des Konsistoriums nach Magdeburg zu gehen. Die Verhandlungen mit diesem zogen sich bis in den Anfang des nächsten Jahres hin, so daß ich das neue Amt erst zum April 1883 antreten konnte. Warum nahm ich es an und verließ das alte, in dem ich mich so wol befand? Zunächst wegen der Sorge, ob ich trotz fester Gesundheit die winterlichen Dienstreisen noch lange durchführen könne; obschon die Postfahrten durch die Erweiterung des Bahnnetzes, auch durch die Abtrennung Westpreußens merklich abgekürzt waren, blieb doch so viel Gefährdung übrig, daß ich kaum jemals ohne eine mehr oder minder störende Erkältung heimkehrte. Dann war mir die Freude an meinem Amte durch die neuen Unterrichtsordnungen von 1882, die die Aufgabe der Gymnasien erschwerten, die Realschulen aber durch die Ausdehnung des Lateinischen bis zur Unerträglichkeit belasteten, fühlbar geschmälert. Ich habe nie den Eindruck überwunden, daß diese Veränderungen nicht aus der Einsicht in die eigene Entwickelung der Schulen emporgewachsen, sondern ihnen von außen durch das Verlangen nach größerer Nutzbarkeit für einzelne der stetigen Geistesbildung fremde Ziele aufgedrängt seien. Sie waren leider nur der Anfang einer ziemlich ungeordneten Bewegung, die unser Hoffen auf die Gesundheit und die Leistungen der höheren Lehranstalten

einer weit härteren Probe ausgesetzt hat. Ferner hatte ich mich ja schon früher zu der Überzeugung bekannt*), daß ein Beamter der wolerwogenen Bestimmung seines Vorgesetzten nachzugeben habe; ich hatte diesen Grundsatz zu meinem eigenen Heile bei der Wahl Königsbergs statt Magdeburgs bewährt gefunden. Um so mehr muste ich einem Minister folgen, der mir sein Vertrauen so unverholen zeigte und auch später erhalten hat, wenngleich ich damals noch keine Einsicht in seine umfassenden und schöpferischen Pläne haben konnte. Hierzu kam der Reiz, einer Universität, der höchsten Bildungsanstalt des Staates, in die alle gymnasiale Vorarbeit ausmündet, dienen zu können und der Umstand, daß ich mich für diese Aufgabe durch die Arbeiten bei dem Königsberger Kurator, durch meinen Verkehr mit den dortigen Professoren, zumal in der wissenschaftlichen Prüfungskommission, auch durch die bisherige Aufstellung und Verwaltung der Schuletats einigermaßen vorbereitet glauben durfte. Auch lockte die Möglichkeit eigner wissenschaftlicher Förderung; dazu erklärte der Minister selbst es für günstig, daß ich einen Teil der geistigen Bewegung einer Hochschule nach ihren Bedürfnissen und Zielen verstehen und würdigen könne. In welcher Selbstbescheidung ich mich hierbei zu halten habe, wuste ich schon damals.

Wenn ich aber den Übergang an eine Universität wagen sollte, so konnte mir keine willkommener sein, als Halle, an der ich nicht nur Rudolf Haym, den treuen Freund aus bewegter Zeit, sondern auch andere Professoren verwandter Gesinnung zumal in der theologischen Fakultät treffen würde, der ich den theologischen Doktorgrad verdankte und in welcher ich die religiöse Richtung besonders vertreten wuste, die dem eigenen Glaubensstand am meisten entsprach. Diese Glaubensverwandtschaft hat sich auch im Verlauf der Jahre ungeachtet

*) S. o. S. 153.

alles Wechsels unter den Professoren nicht abgeschwächt, so viel ich auch dort in theologischen Dingen durch Umgang und Litteratur gelernt habe. Als Anhänger des Hegelschen Systems war ich vordem bestrebt gewesen, den Inhalt der Bibel und der Glaubenslehren mir in spekulativer Deutung anzueignen. Allmählich hatte ich die Einsicht gewonnen, daß Philosophie und Religionslehre bei aller Verwandtschaft des Inhalts und der Ziele zwar einander zu stützen vermögen, aber verschiedene Voraussetzungen haben und verschiedene Wege wandeln. Vollends seit mir durch das Direktorat und den Religionsunterricht die besondere Fürsorge für die religiöse Unterweisung der Jugend anbefohlen war, wandelte sich die Geistesstimmung und, ohne der Philosophie an sich untreu zu werden, war die gedankliche Auffassung der Heilslehre immer mehr einem persönlichen Verhältnis zum Erlöser gewichen und immer dringender trat für die eigene Wolfart wie für die meiner Schüler die Frage an mich heran, was ich zu meiner Seligkeit tun müsse. An der Fortdauer und der Verantwortlichkeit des Ich hatte ich ohnehin nie gezweifelt; dazu kam, daß ich auch nach philosophischer Denkart die Unzulänglichkeit des Kausalitätsbegriffs zumal für die Erklärung der Freiheit und der Sünde längst eingesehen hatte. Je tiefer ich mich in diese Betrachtungen einsenkte, um so förderlicher sind mir die späteren Köstlinschen Schriften über Religion und Reich Gottes und über den Glauben gewesen, was ich hiermit dankbar anerkenne. Wie schwer wird es doch dem irrenden, an seiner Kraft verzweifelnden Herzen, an die völlige Versöhnung mit Gott zu glauben und in ihm seine Ruhe zu finden, und doch wie heiß verlangt es danach? Daß diese Fragen auch einer philosophischen Betrachtung fähig, wo nicht bedürftig sind, zeigt das vierte Evangelium mit seiner Auslegung durch Fichte; vor ihnen schwindet die Bedeutung untergeordneter exegetischer, kritischer, dogmati=

scher Streitigkeiten. Ich habe deshalb auch A. Ritschl nie gefürchtet, wol aber von ihm gelernt, so sehr mein Religionsleben, ich sage nicht von dem seinigen, das zu beurteilen ich mir nicht anmaße, aber von seinem theologischen Denken abweicht. Woher und wozu überhaupt diese eitle Furcht? Wir glauben an den Herrn, der nicht nur Meer und Wind bedräut, sondern auch die Herzen der Menschen wie Wasserbäche lenkt: sollte er nicht auch seiner Lehre die richtige Auslegung sichern können? O Ihr Kleingläubigen! Hat denn die Gebundenheit des Glaubens in formale Fesseln, die so leicht zu verstandesmäßiger Beschränktheit und zur Bekenntnisgerechtigkeit ausartet und im Neuen Testament weder Ursprung noch Halt findet, erlösende und umschaffende Kraft? So weit ich die Hallenser Theologie verstand, bekannte sie sich, ohne das Gewicht der Überlieferung und des Dogma irgend zu verkennen, zu dem Streben, den Quell des Glaubens im Menschen aufzugraben, zu läutern und zu sammeln, und diese Überzeugung vornemlich hielt mich 1884 in Halle fest, als die sonst wol lockende Frage an mich ergieng, ob ich Halle mit der gleichen Stelle in Bonn vertauschen wolle.

Welches war aber der Umfang und die Bedeutung des Amtes, das ich ohne langen Zweifel zu übernehmen mir getraute? Es sei mir gestattet, diese Frage auf Grund der Erfahrungen zu beantworten, die ich zumeist erst in dem Amte gesammelt habe. Bekanntlich fällt die Einsetzung der Kuratoren mit der eingreifenden Wandlung zusammen, die der staatsrechtlichen Stellung der Universitäten aus den burschenschaftlichen Umtrieben und ihrer Verfolgung erwuchs und zur Bestellung der außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten führte. Eben diese sollten zugleich Kuratoren sein und neben der Überwachung der Universität auch für ihr inneres Gedeihen sorgen, wofür sie am 21. November 1819 mit einer wolwollenden, aber ziemlich allgemein gehaltenen Geschäfts-

anweisung versehen wurden. Der Befehl polizeilicher Aufsicht überwog freilich, mindestens für das erste Jahrzehnt, den zweiten Auftrag, für dessen Erfüllung in Halle die leuchtenden Muster der drei großen Kanzler V. L. von Seckendorff, K. Christoph Hoffmann und des damals noch lebenden, aber amtlich bei Seite geschobenen A. H. Niemeyer vor Augen standen. Kurz und in einigermaßen freien Umgrenzung zusammengefaßt sollte der Kurator der Vertrauensmann sowol des Ministers als der Universität sein, ein in seiner reichen Gliederung so verantwortliches Amt, daß er sein eigentliches Wesen erst nach dem Wegfall jener polizeilichen Zutat entfalten konnte. Als Vertreter des Ministers hatte der Kurator neben der Ausführung der empfangenen Befehle auf Verständigung zwischen der Staatsregierung und der Universität, auch wol gelegentlich auf Ermäßigung der akademischen Forderungen nach Maßgabe der verfügbaren Mittel hinzuwirken, als Vertrauensmann der Universität ihre Anträge, so weit sie begründet und erfüllbar waren, dazu auch die von ihm selbständig wargenommenen Bedürfnisse der Regierung nachdrücklich ans Herz zu legen, aber auch ihren korporativen Charakter zu schützen, über dessen Wert ich im ganzen mit der Rektoratsrede des Geheimen Rats Waldeyer in Berlin übereinstimme.*) Die Verdunkelung der korporativen akademischen Rechte, die schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts zurücktraten und in Halle unter der westfälischen Fremdherrschaft rasch zusammenschmolzen, hat aber nicht nur mit den Maßregeln gegen die Demagogie und der hierdurch verstärkten Neigung zu bureaukratischer Verwaltung zugenommen: sie erklärt sich zum größeren Teile aus der allmählichen und sehr erklärlichen Ausdehnung der Staatsmacht über Gebiete und Rechte, die vordem einzelnen Körperschaften

*) Waldeyer: Über Aufgaben und Stellung unserer Universitäten, 1898, besonders S. 19 u. 24 ff.

zustanden. Die preußischen Universitäten hatten zum Nutzen einheitlicher im Namen des Königs erfolgender Rechtsprechung, aber zum Schaden eigener Rechtsbildung stufenweise das ius respondendi verloren; die Gerichtsbarkeit über die eigenen Professoren, Beamte und Schutzverwandte fiel in der Napoleonischen Zeit, die Strafrechtspflege über die Studenten nach der Bewegung von 1848. In derselben Richtung und vielleicht mit noch größerem Nachdruck wirkte die Forderung staatlicher Unterstützung, die sich mit der raschen und gewaltigen Zunahme der akademischen Bedürfnisse, der Regelung der Besoldungen und vor allem dem Ausbau der Anstalten von Jahr zu Jahr mehr geltend machten. Soll hier der Staat helfen, was er unleugbar in dankenswertestem Maße, freilich auch in richtiger Erkenntnis der Staatswolfahrt und ihrer sittlichen und wissenschaftlichen Bedingungen tut, so kann ihm die sachliche Prüfung der Anforderungen nicht verwehrt werden und hieraus ergiebt sich eben eine weitgehende Abhängigkeit der Hochschulen von den beteiligten Regierungsstellen.

Allein es giebt immer noch geschriebene und ungeschriebene Rechte, die den Universitäten ohne schwere Beschädigung ihrer Eigenart und Wirksamkeit, auch ihres Ruhmes nicht genommen werden können. Obenan steht ihre Befugnis, selbstständig und allein über die Zulassung der Privatdozenten zu entscheiden; sie haben hiermit nicht nur über das Maß der Vorbildung und Befähigung, sondern bis zu einem gewissen Grade auch darüber zu urteilen, ob je nach der Bewegung der Wissenschaft neue Erkenntnisgebiete soweit angebaut sind, um einer akademischen Vertretung würdig und bedürftig zu sein. Vielleicht könnten sie auch ihr Recht der Vertretung im Herrenhause fruchtbarer machen, zumal wo es gilt, die akademische Forschung und Lehre gegen ungeklärte Zumutungen zu schützen. Die Abgeordneten des Landes sind allerdings be-

rufen und jedenfalls verfassungsmäßig befugt, in Fragen des niederen und höheren Unterrichts mitzusprechen; sie sollten dies aber mit der Bescheidenheit tun, welche die tiefen Zwecke und die viel gegliederten Mittel der Geistesbildung jedem Besonnenen abfordern. Statt dessen strömt das Haus in jeder Sitzung von einer Flut der Ausstellungen und Vorschläge über, mit denen man ganz unbekümmert um ihre Haltbarkeit die Universitäten nach Lehrzielen und Methoden den verschiedensten Lebenszwecken dienstbar machen möchte. Wie weit die akademische Lehrfreiheit zu Gunsten bestimmter Kirchenlehren einzuschränken, daß die Vivisection zu unterdrücken, daß der vermeintlichen und laut gescholtenen Einseitigkeit der heutigen Volkswirtschaftslehrer durch Berufung Andersdenkender zu begegnen sei, wie der Unterrichtsgang und die sogenannten Berechtigungen der höheren Schulen für das Leben zuzuschneiden seien, gegen diese und ähnliche Willkürlichkeiten würde das aufklärende, aber feste Wort des Universitätsvertreters im Herrenhause sicher von Nutzen sein. Überhaupt sollten die Professoren sich nicht zu vornehm dünken, solche sie selbst berürenden Tagesirrtümer, die zu folgenschwerer Verleitung der öffentlichen Meinung dienen, scharf und nachdrücklich mit ihrem überlegenen Wissen zu bekämpfen, eingedenk des alten Wortes tua res agitur, so wie des andern, daß Zerstören leichter ist als Wideraufbauen.*) So haben die Universitäten ein Recht gehört zu werden, wenn es sich um die wissenschaftliche Vorbildung der Studenten handelt. Oder ist nicht die Reifeprüfung, die noch heute den Lehrgang und das Ziel unserer Gymnasien bestimmt, das Werk des Hallischen Professors F. A. Wolf? Zeller und Treitschke haben dies wol erkannt; aber ihre Worte haben nicht den Widerklang gefunden, der mit voller Wirkung nur aus den

*) Lucret. I, 556 „Nam quidvis citius dissolvi posse videmus,
Quam rursus refici.“

Kreisen der akademischen Lehrer zu erwarten war. Denn dies geht sie selbst als solche, auch als Forscher an; daneben steht ihnen wol an, auch da zu helfen, wo sie vermöge ihrer Fachbildung sonstige große Zwecke, z. B. die Einführung in die bürgerliche Gesetzgebung, die Einrichtung von technischen und Handelshochschulen fördern oder vor gefahrdrohenden Maßnahmen der gesetzgebenden Gewalten warnen können. Dreimal ist dies der Friedrichsuniversität vergönnt gewesen: sie hat unter eigener großer Bedrängnis die auf die Vernichtung selbständiger theologischer Forschung gerichteten Versuche des Ministers von Wöllner zu nichte gemacht, sie hat vor einem halben Jahrhundert die Sprengung der landeskirchlichen Union abgewehrt und sie hat vor einem Jahrzehnt die Volksschule von der gut gemeinten, aber gänzlich verfehlten und in ihrem Kerne selbst ungesetzlichen Unterwerfung unter priesterlichen Zwang gerettet. Immer vorbehalten, daß es sich um allgemeine Bildungszwecke handelt, dürfen sie bei großen Krisen es unternehmen, sei es als Gesammtkörper oder nach Fakultäten sich hören zu lassen; nie sollten sie eine Beeinträchtigung ihrer Berufsaufgabe, des Forschens und Lehrens, übersehen, um zu niederen Bildungskreisen, zu äußeren Nützlichkeitsbestrebungen, zur Ausweitung ihres Einflusses auf Kosten der Tiefe und der Gründlichkeit hinabzusteigen, mag die unwissende Menge ihre Stimme für derartige Versuche noch so laut erheben! Die Wissenschaft ist seit den Tagen der großen griechischen Denker vornehm und sie soll es bleiben als ein Hort für das Ideale in der erwerbs- und genußgierigen Gegenwart. Eben dieses Bewußtsein schützt die Lehrer unserer Hochschulen vor kleinlichem Stolze und Formalismus und andererseits vor unberufener Einmischung in die Tagesfragen; es hält sie überdies innerhalb der Grenzen, die auch ihnen als Beamten sachgemäß und durch das Gesetz vom 21. Juli 1852 angewiesen sind.

In dieser Richtung die Universität zu unterstützen, mag zu den ungeschriebenen Aufgaben des Kurators gehören; mit großer Vorsicht und Besonnenheit ist auch die weitere anzufassen, daß er streitende, aber an sich berechtigte Wünsche auszugleichen und dem Zerfall in einzelne gegen einander gleichgiltige oder gar fremde Richtungen vorzubeugen sucht. Dieses Ziel wird sich ihm besonders darbieten, wo entweder die gesammte Fakultät oder einzelne Gruppen in ihr innerlich verwandte Lehr- und Forschungszwecke verfolgen, die nur bei gegenseitiger Verständigung und Unterstützung zu erfüllen sind. Mit anderen Worten er hat, so weit sein Einfluß reicht, die notwendige Harmonie innerhalb der Fakultäten auch dann zu verteidigen, wenn bei neuen Berufungen das Eindringen fremdartiger oder gar feindlicher Mitglieder droht. Überall ist die Einheitlichkeit des Unterrichts die erste Bedingung seiner Frucht: wem soll die Jugend folgen, wenn hüben und drüben entgegengesetzte Lehren vorgetragen werden? Die Eigenbewegung der Wissenschaft gehört zu ihrem Wesen und verbürgt schließlich den Erfolg wie die Gesundheit ihrer Lehre: ein wahres Musterbeispiel hierfür bietet die Geschichte der Hallischen Universitätstheologie. Hier hatte sich der anfänglich so belebende Pietismus in formelhafte Unfruchtbarkeit verloren: aus ihm selbst und zu seiner Ergänzung, wenngleich unter fühlbarem Einfluß der Wolffschen Lehre wurde der Rationalismus zuerst in leisen Anfängen bei J. S. Baumgarten geboren und durchlief dann, nirgends abgerissen, die notwendigen Erscheinungsformen seiner kritischen, gefühligen, ästhetischmoralischen Triebkraft, bis er unter Wegscheider in platter Verständigkeit abstarb. Somit stellte die Berufung Tholucks ungeachtet der anfänglichen Erregung nicht sowol den Kampf gegen den schon Toten, als die Einpflanzung eines neuen Lebenskeims dar; dazu kam noch die ganz natürliche Entwickelung, die sich von dem jungen zu dem alten Tholuck

vollzog. Es ist klar genug, daß eine solche Vorsicht sich sehr wol mit der Aufmerksamkeit verträgt, die der Kurator der Ausfüllung wirklicher Lücken oder der Pflege neuentstehender Fächer zuzuwenden hat. War vor Zeiten die kritische Philosophie einem überkühnen Idealismus gewichen, so ist dieser wider durch eine neu belebte und anders gestaltete Kritik abgelöst, der sich jetzt mit großem Fleiße die physiologische Psychologie zur Seite stellt. Und hat vordem die medizinische Wissenschaft als ihr Hauptziel die Heilung der Krankheit angesehen, so findet sie jetzt nicht ihren Gegensatz, sondern ihren Bundesgenossen in der vorbeugenden Hygiene. Daß mit dieser Zunahme der Lehrfächer zwar nicht der Streit, aber die Gefahr der Zersplitterung droht, ist richtig; aber auch hier darf man auf die selbständige Entwickelung der Wissenschaft trauen, die aus aller Einzelerkenntnis immer die allgemeine Regel und das reinste Ergebnis zu gewinnen weiß.

Vielleicht daß man die Beteiligung des Kurators an diesen unformulierten und unmeßbaren Aufgaben für überflüssig hält, da doch die Fakultäten hier das erste und das beste tun müssen. Schwierig sind sie immerhin und vertragen eine bureaukratische Einmischung durchaus nicht. Was hat dem hochverdienten Johannes Schulze die Begünstigung der Hegelschen Philosophie geholfen und sind nicht ebenso die kirchenregimentlichen und ministeriellen Maßnahmen zur Abschwächung der landeskirchlichen Union wie für die strengste Orthodoxie in der Lehre ohne Erfolg geblieben? Aber der Kurator sollte doch solche Bewegungen verstehen; zudem hat er noch andere greifbarere Pflichten, deren Erfüllung seine Kraft und seinen Takt vollauf in Anspruch nehmen und für diese wird die Bedeutung seines Amtes eher gewürdigt werden. Die Entwickelung der Fachwissenschaften fordert die Anlage neuer, die Erweiterung der bestehenden Anstalten. Hierfür die Zustimmung des Unterrichtsministers, die Geneigt-

heit des Finanzministers zur Gewährung der Geldmittel zu erwirken, die Pläne nicht nur dem jeweiligen, sondern, daß ich dies hier gleich einschalte, dem wachsenden Bedürfnis anzupassen, alles dieses ist nicht ohne reifliche Erwägung zu erreichen, für die freilich die Sachkenntnis des Professors die notwendige Grundlage und Hilfe bietet, aber auch die übersichtliche, ausgleichende, bald fördernde bald mäßigende Mitwirkung des Kurators nicht entbehrt werden kann. Dies besonders in den Fällen, in denen auch andere Behörden und Körperschaften beteiligt sind; selbst beim besten Willen aller führt dieses zu langwierigen und verwickelten Verhandlungen, die Beharrlichkeit und Gelassenheit, Versöhnlichkeit und Abwehr, gelegentlich auch raschen Entschluß in Anspruch nehmen. Was alles seit etwa dreißig Jahren für die Friedrichsuniversität aufgewendet ist, tut nicht Not hier aufzuzählen; große Bauten sind unter meinem Amtsvorgänger hauptsächlich für die medizinischen Anstalten und die Bibliothek ausgeführt, einige auch zu meiner Zeit, so daß jetzt der Gesammtwert der akademischen Grundstücke und Gebäude ohne die Sammlungen ziemlich die Höhe von zwölf Millionen Mark erreicht. Die Universität hat also allen Grund zur Dankbarkeit gegen die beiden genannten Ministerien wie gegen das Ministerium der öffentlichen Arbeiten, das für die Gestalt und die Ausstattung der Gebäude entscheidend mitwirkt und den Unterricht gelegentlich gegen äußere Störung schützt, und ich will meinen Dank für die reichliche Gewähr meiner Anträge hiermit ausdrücklich und aus vollem Herzen darbringen. Unter diesen Bauten sind einige, deren Vorbereitung und Ausführung sich durch eine Zahl von Jahren erstreckt hat und die ohne die stetige Sorge des einen bleibenden Kurators schwerlich oder doch nicht einheitlich und befriedigend zu Stande gekommen wären; neben der großen Nerven- und Irrenklinik und dem chemischen Institut darf ich auf die Bauten in der

verfallenen Moritzburg, die kunstvolle und harmonische Erneuerung der Magdalenenkapelle, die Turnhalle, das Geschenk eines freigebigen Mitbürgers, und die Fechtsäle, auch auf das im Bau begriffene große Haus für neue Hörsäle und Seminarräume hinweisen. Der mit der Stadt unter Zustimmung von fünf Ministerien abgeschlossene Vertrag über eine angemessene Herstellung der sonstigen Räume in der trümmerhaften und ursprünglich so ansehnlichen Moritzburg gehört gleichfalls in diese Reihe; daß dieses für die Stadt wie für die Geschichte unsers Herrscherhauses so wichtige Bauwerk in neuer Gestalt erhalten und für künstlerische und geschichtliche Zwecke nutzbar gemacht werden soll, ist für die Universität, die Stadt, die Provinz von unschätzbarem Werte.

Es ist ein eigentümliches Geschick, daß die Mehrheit aller solcher Aufwendungen den sogenannten exakten Wissensfächern zu gute kommt, neben denen die ethischen und sprachlichen Wissenschaften viel bescheidener und bedürfnisloser auftreten, obschon ihnen unsere Hochschulen von Altersher im wesentlichen ihre ideale Kraft und Farbe verdanken. Aber einige nach Umfang und Inhalt reiche Neugründungen sind doch auch ihnen gewidmet, und wenn nach Lotze und Treitschke das Ideal nie exakt sein kann, so bedeutet das nicht einen Mangel, sondern die Höhe des unerreichbaren Zieles. Künftige Erfordernisse hier aufzuzählen, ist bei der Eigenbewegung der Wissenschaften und ihrer im voraus nicht zu berechnenden Tätigkeitsformen mißlich; da ich indes vor dem Abschluß meiner Amtszeit stehe, so möchte ich meiner lieben Friedrichs-Universität noch eine Sternwarte, eine Tierklinik, auch zureichende Einrichtungen für das Sommerturnen und das Baden wünschen, während die Ruderübungen hier trotz der vorbeiströmenden Saale eigentümlichen Hindernissen begegnen. Für die innere Ausstattung des Unterrichts halte ich die Widergewähr der zur Ungebür gestrichenen Prämien an die

Mitglieder des philologischen Seminars, eine gleiche Bewilligung für die neusprachlichen Seminare, die Anstellung von Hilfslehrern an allen diesen Anstalten, für welche die Gymnasien in ihrer heutigen Gestalt nicht genügend vorbilden, eine bessere und festere Stellung der Lektoren für notwendig. Auch ist es in hohem Grade wünschenswert, daß der hoffnungsarmen Lage der Privatdozenten durch bestimmte Einrichtungen neben den Staatsstipendien begegnet werden könnte, immer vorausgesetzt, daß hierdurch weder die selbstständige Entscheidung der Fakultät über ihre Zulassung noch die staatliche Aufsicht über ihr Verhalten beeinträchtigt werden darf.

Ich habe die Umrisse und den Inhalt des schönen Amts gezeichnet, für dessen Übertragung ich dem Minister von Goßler noch heute von Herzen dankbar bin, so schwer mir die Trennung von Ostpreußen und meinen langgehegten Anstalten fiel. Hoffentlich zeiht mich Niemand der Überhebung, als wähnte ich meine Aufgabe in Halle völlig gelöst zu haben; ich habe fortgesetzt, was mein hochgeschätzter Vorgänger mit reichem Erfolge begonnen hatte. Wenn ich hierbei hier und da eine andere Methode befolgt haben sollte, so erklärt sich dies aus meinem Vorleben, das mir den lebendigen und vertraulichen Verkehr innerhalb und auch außerhalb meines Amtskreises zur Gewohnheit und zum Bedürfnis gemacht hatte. Ich habe die Empfindung, als ob die Bedeutung des Universitätskuratoriums mit der feinen Verflechtung seiner Aufgaben nicht überall, namentlich auch nicht in der Landesvertretung genügend verstanden werde; zur Mehrung seiner Frucht und zur Befriedigung seiner Inhaber würde es allerdings dienen, wenn die Staatsregierung sich entschließen wollte, sie etwas unabhängiger und selbständiger namentlich in solchen Fragen zu stellen, die auch von der Centralstelle sachlich nicht anders, als nach den Vorschlägen des Kurators

entschieden werden können. Ein Wegfall dieser Stelle, den man wol gelegentlich erwogen, anderswo vielleicht auch ersehnt hat, würde selbstverständlich nicht nur die gedeihliche und rasche Erledigung der Bedürfnisse sehr hemmen; sie würde nach meiner aufrichtigen Überzeugung die Abhängigkeit der Universitäten von oben und gleichzeitig, so seltsam dies klingen mag, den Einfluß der unteren Beamten, deren Arbeit ich sonst sehr schätze, unvermeidlich erhöhen, woraus der Staatsverwaltung und noch mehr den Universitäten nur Nachteil erwachsen könnte.

Das Einleben in das neue Amt ist mir unter dem Wolwollen des vorgesetzten Ministers und dem bald gewonnenen Vertrauen der Professoren nicht schwer geworden. Mein Bemühen, die Eigenart ihrer Tätigkeit zu verstehen, ihre Anliegen zu würdigen und zu vertreten, hat mir reiche Vergeltung eingetragen, die sich wie sonst so in dem Angebot, die Geschichte der Universität zu schreiben, kund gab und namentlich bei der Vollendung einer fünfzigjährigen Dienstzeit und an meinem achtzigsten Geburtstage in einer Herzlichkeit ausdrückte, die selbst die Frauen in den Kreis der Feier zog und mich tief erfreut und gestärkt hat. Daß bei letzterem Anlaß auch die Anhänglichkeit zu Tage trat, mit der eine große Zahl von Lehrern nicht nur aus Preußen meiner pädagogischen Wirksamkeit gedachte, würde meine Treue gegen die Männer und die Sache noch befestigt haben, wenn mich nicht ohnehin Erinnerung und Sorge stetig an den Gegenstand meiner längsten Berufsarbeit bände. Die Innigkeit dieses Doppelverhältnisses zur Schule und zur Universität hat dem Inhalt meines Lebens eine Festigkeit verliehen, die mich auch in den Tagen schweren Leides gestützt hat und deren Gedächtnis, wie ich vertraue, auch für meine Kinder ein unschätzbares Erbe bleiben wird.

Außeramtliches.

Es ist schon angedeutet, daß nicht die Menge sondern die Art der amtlichen Aufgaben die Arbeitskraft und das Nachdenken des Kurators besonders in Anspruch nahm; ihre äußere Summe blieb weit hinter der Last zurück, die mein früheres Amt mir auferlegt hatte. So blieb mir also Zeit, auch anderen Bestrebungen nachzugehen, die sich teils in Schriftstellerei, teils in Beteiligung an den kirchlichen und pädagogischen Bewegungen dieser Jahre ausdrückten. Für die Encyklopaedie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens, die der Stuttgarter K. A. Schmid mit seinen Landsleuten Palmer, Wildermuth und Hauber seit 1858 herausgab, hatte ich, wie schon erwähnt*), manche Aufsätze geliefert. Die ganze Anlage des Werks sprach mich an; der Denkweise und den Grundsätzen meiner schwäbischen Berufsgenossen wußte ich mich verwandt und diese Gemeinsamkeit wurde durch die Gunst persönlicher Begegnungen, namentlich auf der Tübinger Philologenversammlung noch vertieft und befestigt. Als nun Schmid und Wildermuth 1883 in der Mitte der zweiten Auflage bei vorgerücktem Lebensalter von einem Unternehmen zurücktraten, das sie bisher mit so großer Anstrengung und so vielem Takt zu einem reichen Erfolge geführt hatten, trug mir der Verleger die Vollendung der Auflage an, der ich

*) S. o. S. 205.

mich um so lieber unterzog, als mir Wildermuth sehr befriedigt über diese Nachfolgerschaft schrieb. Es handelte sich hierbei nur zum kleinen Teile um Neuarbeit, viel mehr um Prüfung und Ergänzung, hier und da auch um geringe Berichtigungen und um einige Kürzung des Stoffes; ungeachtet der Vielzahl der Mitarbeiter trug das Werk einen einheitlichen Charakter und verfolgte dieselben sittlichen und idealen Ziele. So gelang es mit erträglicher Mühewaltung, die letzten vier Bände bis 1887 fertig zu stellen; mit dieser verhältnismäßig kurzen Frist und mit der Geschäftsführung waren Verleger und Drucker wol zufrieden.

Daneben bot der Heimgang des Kanzlers von Goßler mir den erwünschten Anlaß sein Lebensbild zu zeichnen.*) Es war nicht nur Ausfluß freundschaftlicher Treue, sondern Bedürfnis und Freude, ein Leben zu schildern, das in der gegenseitigen Durchdringung amtlicher Tüchtigkeit und der Liebe zur Kunst und zum sittlich religiösen Ideal nicht nur seine Angehörigen und Freunde erbaut hatte, sondern auch auf weitere Kreise der Nachlebenden vorbildlich zu wirken geeignet war.

Während dieser Zeit begann die Friedrichs-Universität, an eine würdige Feier ihres zweihundertjährigen Bestehens zu denken, um so mehr als sie hundert Jahre zuvor durch ihren Zwist mit dem Minister von Wöllner um ihr Fest gekommen war. Zu den Vorarbeiten gehörte vor allem die Abfassung ihrer Geschichte; was in dieser Hinsicht von Förster und Hoffbauer vorhanden war, umfaßte nur die Hälfte des Zeitraums und entsprach, namentlich das zweite, auch sonst den berechtigten Anforderungen keineswegs. Die Universität trug mir die Arbeit an, auch der Minister redete zu und so

---

*) Karl Gustav von Goßler, Kanzler des Königreichs Preußen. Ein Lebensbild von W. S. Berlin 1886, Hempel.

entschloß ich mich nach einigem Bedenken zu dem Versuche, diesem ehrenden Vertrauen nachzukommen. Alles in allem habe ich sieben Jahre auf die Aufgabe verwendet, einschließlich der umfänglichen Durchforschung der Quellen, zu denen vor allen die Werke der seitherigen akademischen Lehrer, dann auch die Universitäts- und das Geheime Staatsarchiv gehörten; für das letztgenannte kam mir das Wolwollen des Ministers und der Archivverwaltung sehr zu Hilfe.*) Ich habe aus dieser Arbeit viel gelernt und noch mehr Genuß geschöpft, je genauer ich die ursprüngliche Bedeutung der Universität und die Stetigkeit ihrer Entwickelung erkannte. Aus halb gelegentlichen Anfängen hervorgegangen stellte sie in der Verbindung von Lehre und freier Forschung, in ihrem Einfluß auf Staats- und Kirchenrecht, ihrer unerschrockenen Bekämpfung veralteten Herkommens und grausamer Rechtsbräuche, ihrer Verwendung der deutschen Sprache ein neues Gebilde dar, das belebend und umgestaltend auf alle Hochschulen eingewirkt und der bald darauf gegründeten Göttinger Universität geradezu als Muster gedient hat.**) Nicht allein hierin lag ihre Anziehungskraft, sondern auch in der Klarheit und dem inneren Zusammenhange ihrer stufenmäßigen Fortbildung, was für die Theologie schon oben dargetan ist, aber sich auch durch andere Gebiete verfolgen läßt. Rechne ich dazu den heut noch fortleuchtenden Glanz ihrer großen Lehrer, der Juristen Stryk und Thomasius, der Theologen Francke, Semler, Tholuck, der beiden Wolf, der Orientalisten Michaelis und Gesenius, so wird erklärlich, daß die Aufgabe mich in hohem Grade ergriff und mit der

*) Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle von W. S. 2 Bände, Berlin 1894, Ferd. Dümmlers Verlag.

**) Vgl. hierüber Giesebrecht, Deutsche Reden S. 137 f. und Em. Rößler die Gründung der Universität Göttingen S. 37, über die umgestaltende Bedeutung Halles für die Rechtswissenschaft besonders E. Landsberg Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft; III, 1, S. 64.

Liebe zu dieser Universität auch mein Verständnis für allgemeine Fragen des Hochschulunterrichts weckte. Dieser Erkenntnis entstammen meine Abhandlungen über die Gründung pädagogischer Lehrstühle an unseren Universitäten und über akademische Seminare*), jene bestimmt, ein neues vielbegehrtes Lehrgebiet klar abzugrenzen und zugleich unter Abweisung zweckwidriger Ansprüche für unsere höheren Schulen fruchtbar zu machen, diese um der Auflösung des akademischen Unterrichts in seminaristische Schulung vorzubeugen und der Jugend den idealen Reiz der Forschung und der interesselosen Wissenschaft zu sichern. Wie seltsam sind doch die Vorschläge, mit denen man der vermeintlich gefährdeten Wirksamkeit unserer Hochschulen aufhelfen und ihre gesunde geschichtliche Entwickelung unterbrechen will! Fehlt es doch sogar nicht an dem Rate, die wissenschaftliche Forschung einer besonderen Akademie vorzubehalten, die Mehrzahl der Universitäten aber in Berufsschulen umzuwandeln, wodurch sie freilich gerade das verlieren würden, was sie zu Pflegestätten der reinen Erkenntnis und zum Stolze des deutschen Volkes gemacht hat.**) Die in meinem Buche niedergelegten Grundanschauungen über unsere Hochschulen haben sich seitdem nicht gewandelt; ich wüßte es auch heut nicht anders zu machen, einzelne Ergänzungen und Berichtigungen abgerechnet, die sich aus späteren Forschungen ergeben haben. Es begreift sich, daß durch diese Arbeit auch mein Verhältnis zur Friedrichsuniversität und ihrem Lehrkörper inniger geworden ist.

Über die allmähliche Besserung der kirchlichen Lage habe ich mich schon oben geäußert; immer noch finde ich in der äußeren Leitung unserer Kirche eine zu enge Nachahmung der staatlichen Verwaltungsformen, zu starke Bevormundung

*) Beide in der Buchhandlung des Waisenhauses zu Halle 1897 und 1899 erschienen.

**) Hochschulnachrichten XI, N. 4, S. 77 und N. 5, S. 97—103.

der Gemeinden und in Folge dessen eine Überbürdung der oberen Ämter, wodurch natürlich die Entwickelung verlangsamt wird. Nachdem freilich die evangelische Kirche durch Jahrhunderte staatlich regiert, ab und zu auch staatlich vergewaltigt worden ist, fällt die Abschüttelung der alten Gewohnheiten schwer, noch schwerer daß die Kirche selbst die ihrem Zwecke eigentümliche Freiheit gewinnen und üben lernt. Immerhin halte ich die jetzige Kirchenleitung für besonnen und woltätig; in den Synoden ist wie gesagt des Haders weniger, des Friedens mehr geworden und mit der Abstumpfung der z. T. aus Misverstand und Mistrauen entsprungenen Gegensätze ein gemeinsames Arbeiten ermöglicht. Beweis hierfür ist nach der inneren Seite die Neugestaltung der Liturgie, während für die äußere Förderung der Kirche und der Prediger alle Parteien, wenn auch mit einiger Verschiedenheit der Farbe, sich einträchtig und eben deshalb mit Erfolg bemüht haben. Selbst der Ansturm der Mehrheit auf formuliertes Recht der kirchlichen Vertretung bei Besetzung der theologischen Professuren, der freilich nicht ohne akademische Taktlosigkeit entbrannt war, scheint mir, abgesehen von den Unbelehrbaren, insbesondere dadurch beschwichtigt zu sein, daß die tiefe und im Verlauf der Forschung sich stets ausgleichende Arbeit unserer Fakultäten jetzt mehr in ihrem Wesen erkannt und nach ihrem Werte geschätzt wird. Schon A. Neander hatte bei den Klagen über den Hallischen Rationalismus gegen vorschnelles Aburteilen gewarnt, da die inneren Kämpfe der wissenschaftlichen Theologie nach Verlauf und Ergebnis von den Außenstehenden nicht leicht verstanden würden; ich rechne es zu den guten Wirkungen der neuen Synodalverfassung, daß in den Vertretungskörpern Geistliche und Laien einander näher kommen und des gegenseitigen Argwohns allmählich ledig werden. Dazu gehört freilich, daß man nicht sofort außer Fassung gerät, wenn die Entstehung und Abfassung der biblischen

Bücher einer kritischen Prüfung unterzogen wird, die sich gelegentlich von der Überlieferung abwendet, aber die Heilslehre nicht anficht.

Meine Mitarbeit anlangend darf ich mich auf die Bemerkung beschränken, daß ich bis 1891 Mitglied der Synoden und des Generalsynodalvorstandes gewesen bin, dann aber eine weitere Berufung abgelehnt habe, nicht nur Alters halber und wegen zunehmender Neigung zum Frieden, sondern auch um etwa neuauftauchenden Bestrebungen, die ich nicht mehr würdigen könnte, kein Hindernis zu sein. Auch für die staatlichen Beratungskörper sehe ich zwar die Notwendigkeit einer gewissen Stetigkeit in ihrer Zusammensetzung ein; andererseits läßt sich gegen sogenannte Berufsabgeordnete einwenden, daß ihnen die Gefahr droht, sich in bestimmte Vorstellungen einzuspinnen und hierüber zu vergessen, daß die Fürsorge für die Wolfahrt und selbst für die Machtstellung des Staates Bedürfnisse zeitigt, die in den hergebrachten Parteischranken nicht klar verstanden werden.

Mehr und länger war ich an den Verhandlungen der evangelischen Vereinigung oder, wie sie fälschlich genannt wurde, der kirchlichen Mittelpartei beteiligt, zumal sie sich der Polemik mehr und mehr entschlug und statt ihrer in Schrift und Wort förderlichen Inhalt zu gewinnen suchte. Meine Vorträge auf ihren Jahresversammlungen über den evangelischen Charakter der Volksschule und über kirchliche Not und über ihre Heilmittel sind im Druck erschienen*); den zweiten würde ich jetzt zwar nicht im Ziel, aber in der Wahl der Mittel zu ändern haben. Ein dritter Vortrag wird später zu erwähnen sein.

Lebhafter, aber kaum so befriedigend war meine Teilnahme an den pädagogischen Aufgaben der Zeit. Anfangs

*) Der erste bei Striem, Halle 1886, der zweite bei F. F. Dümmler, Berlin, 1889.

freilich lehnte ich ab, als an mich die Erwägung herantrat, ob ich in Nachfolge des kurz zuvor verstorbenen begabten W. Herbst seine Honorarprofessur mit der Verpflichtung zu Vorlesungen und zur Leitung des pädagogischen Seminars übernehmen wolle, das seit Alters als zweite Abteilung des theologischen Universitätsseminars bestand. Der Minister von Zedlitz hatte vor hundert Jahren den Versuch gemacht, die neue pädagogische Heilslehre Basedows in unsere Universität und durch sie in die Schule einzuführen. Allein dieses Unternehmen misglückte völlig, zum Teil wegen der Unklarheit der Aufgabe, hauptsächlich aber durch die wissenschaftliche Elendigkeit und den würdelosen Charakter Trapps, der mit seiner Ausführung beauftragt war. Sein Nachfolger F. A. Wolf, der bekanntlich für die Pädagogik eine sehr kurze Formel und für ihre Jünger ein abschätziges Urteil fand*), verwendete die Anstalt für die wissenschaftliche Ausbildung seiner Schüler; mit wie reichem Erfolge, ist gleichfalls bekannt. Ich lehnte ab, weil frühere Erfahrungen über die Unzuträglichkeiten belehrt hatten, die dem Kurator aus gleichzeitiger Verwaltung einer Professur erwachsen waren; auch der Minister war im ganzen derselben Ansicht und überdies hielt ich die volle und reine Verwaltung meines mir noch unbekannten Hauptamtes für ein ausreichendes Arbeitsmaß. Aber die anschwellende Flut der Vorschläge zur Aenderung der Lehrpläne von 1882 und zu anderweiter Abgrenzung der sogenannten Berechtigungen, die zum geringen Teile aus der Lehrerwelt, in der Masse aber aus weniger berufenem Munde laut wurden, bewog den Minister, um Klarheit, auch um Kraft zur Abwehr zu gewinnen, eine Versammlung von Schulleuten und Männern der gebildeten Berufsstände zur Be-

*) Die Formel lautete: Habe Geist und suche Geist zu wecken. Das Urteil: Die Pädagogik sei die Kunst, Ungelehrte zu Lehrern und Unerzogene zu Erziehern zu machen.

ratung bestimmter Fragen zu berufen. Mit anderen Schulmännern und Professoren wurde ich zur Vorbereitung, dann 1890 auch zur Versammlung selbst zugezogen; der Teilnahme an ihr verdanke ich die Bekanntschaft mit verehrten Männern, die, ohne unserem Berufe anzugehören, gleichwol bei dem Ernste ihrer Gesinnung, bei ihrer hervorragenden staatlichen und kirchlichen Stellung, bei der Weite und Tiefe ihrer allgemeinen und fachwissenschaftlichen Bildung den wertvollsten Rat zu geben vermochten. Ihre Mitwirkung ist für mich vielfach belehrend und stärkend, ihre warme und unbefangene Liebe zu unserem höheren Schulwesen wahrhaft erquicklich gewesen; mit einigen, unter denen ich hier nur den längst von mir verehrten Geschichtschreiber der griechischen Philosophie Eduard Zeller zu nennen wage, haben sich dauernde, woltuende und selbst vertrauliche Beziehungen ergeben. Der Verlauf der Beratungen befriedigte; auch die kaiserlichen Schlußworte verkündeten Anerkennung und Zustimmung zu unseren mit großer Mehrheit gefaßten Beschlüssen, die neben einigen, zweckmäßigen Änderungen klare Ergebnisse brachten und mit Abweisung maß- und sinnloser Ansprüche unseren Gymnasien zum Heile und zur Befestigung ihrer geschichtlich bewährten Gestalt gereichen musten.

So hätte alles gedeihlich ausgehen können; aber der Wechsel im Ministerium griff auf das störendste ein, es mögen auch andere Ursachen hinzugekommen sein. Kurz die Frucht war bitter und jedesfalls war sie unreif, was schon daraus erhellt, daß wenige Jahre nach Erlaß des neuen Lehrplans einige Erweiterung des lateinischen Unterrichts im Obergymnasium, hier und da auch eine erläuternde, in Wahrheit aber anders leitende Auslegung der Bestimmungen unabweislich wurde. Daneben tauchten immerfort neue Pläne auf, einige so geringwertig, daß ihre Erwägung sich kaum lohnte, andere aber, die in dem gegenseitigen Verhältnis der

Lehrfächer, in der Abmessung der Rechte, selbst im Gesammtbau des Unterrichts eine völlige Umwälzung bedeuteten, alles das, ohne die vor anderen zum Urteil berufenen Universitäten als solche und in ihrer Gesammtheit überhaupt zu hören. Daß hiermit die Lage noch dunkler und die Köpfe noch unklarer wurden, war nicht zu verwundern.

An Versuchen zur Gegenwehr von zuständiger Seite hat es nicht gefehlt, wenngleich sie hätte gesammelter und nachdrücklicher durchgeführt werden sollen. Schon während der Versammlung kam es zur Gründung des deutschen Gymnasialvereins, zunächst zum Schutze des humanistischen Gymnasiums, dann auch zur klareren Abmessung seiner Ziele und zur Läuterung seiner Mittel. Er ist seitdem, soweit ich urteilen darf, zu festem Bestande und guter Wirkung, wenn nicht nach außen, so doch auf seine Mitglieder gediehen, deren Vertrauen und Liebe er sich zu eigen gemacht hat. Erst von E. Zeller und, als dieser beim Wechsel seines Wohnsitzes zurücktrat, von mir geleitet, hat er trotz der Ungunst der Zeiten an Ansehen und an Stetigkeit gewonnen und kämpft in den Jahresversammlungen wie in seiner Zeitschrift unermüdet und ungeschwächt, um für unsere Jugend die bewährten Bahnen idealer Bildung wegsam zu erhalten. Meine Überzeugungen habe ich anderweit so oft und, wie ich denke, so unverholen ausgesprochen, daß ich den Leser mit ihrer Widergabe nicht ermüden will. Zudem ist nachgerade die Schulreform ein Tummelplatz gewissenloser Leichtfertigkeit geworden, auch in ihrer Unklarheit, ihrer Zwietracht und ihrem Wankelmut. Nur meine Grundauffassung möchte ich widerholen, daß neben einzelnen z. T. billigenswerten, aber nicht eben inhaltvollen Vorschlägen und abgesehen andererseits von barem Unverstand, der scheulos zu Tage tritt, die Gegner unserer Gymnasien, die radikalen am wenigsten, Einprägen und Erziehen, Handwerk und Kunst, Kenntnisse und Bildung

nicht zu unterscheiden, auch den unermeßlichen Wert der Arbeit an sich nicht zu schätzen wissen. Alles soll in kürzester Frist erworben, der Lernstoff, nach dem nächsten Bedürfnis zugeschnitten, mühelos aufgenommen werden, da doch kein Volk, vor allem nicht das deutsche, ohne stetige und stille Arbeit groß geworden ist. Kenntnisse belasten und fallen ab, werden auch leicht durch neue Erkenntnis abgelöst, während die Bildung den Menschen nicht ohne Wehen und Schmerzen, aber bleibend entwickelt und frei macht. Wie viele unserer Edelsten haben dies mit manigfachem Ausdruck gesagt! Sybel nennt es die höchste pädagogische Regel, daß die Schule nicht die Abrichtung, sondern die Entfaltung der persönlichen Kräfte zur Aufgabe hat und nicht anders klagt Treitschke, daß durch die Gier nach vielfachem Wissen die Grundsätze aller gesunden Pädagogik zerstört werden, auch der, daß es auf die formale Spannkraft des Geistes zu selbständigem Denken ankomme.*) Nur daß man auch hier an die höchsten Formen im Sinne der Alten, an die Ideen zu denken hat.**)

Auch anderswo ringt man um die Erhaltung oder um die Gewinnung dieses edelsten Kerns aller Erziehungsweisheit; ernster und mit besserem Verständnis der Ziele und der Mittel verteidigt Frankreich in dem Enseignement sécondaire den klassischen Unterricht seiner Lyceen***) und in Schule wie in Wissenschaft streben die Vereinigten Staaten von Nord-

*) Sybel, Vorträge und Abhandlungen S. 121 u. 301; Treitschke, Politik I, 363f.

**) Schiller: Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen.

***) Vgl. daselbst 1889 Nr. 10 p. 208 das schöne Wort des Griechenkenners Croiset: „La vraie éducation classique est celle qui permet à l'enfant de saisir, aussi loin que possible dans le passé, ces belles et pures sonorités de l'âme humaine qui se sont propagées de siècles en siècles et de rivage en rivage, et dont nous sentons encore en nous les vibrations éternelles“.

amerika die Früchte des Altertums sich zu eigen zu machen. Während man bei uns dem nachläuft, was K. Hillebrand vordem den Amerikanismus unserer Zeit, d. h. die Sucht nach nutzbarer Vielwisserei nannte, wandelt man drüben den umgekehrten und richtigen Weg. Auch sollte doch vom politischen Standpunkte die Kluft nicht übersehen werden, die sich in Folge der verschiedenen Lehrziele zwischen den deutschen Staaten öffnet; weder Sachsen noch Württemberg werden jemals geneigt sein, ihre erprobten Einrichtungen gegen übereilte Neuerungen einzutauschen und wie sich mit dieser Verschiedenheit, auf die man sich in den genannten Ländern schon jetzt nicht wenig zu gute tut, die Freizügigkeit der Lehrer und der Studierenden an den deutschen Universitäten, auch die Gleichheit der Vorbildung für den einjährigen Heerdienst und die Reserveoffiziere vertragen wird, ist bei längerer Wirkung der Abweichungen gar nicht zu berechnen. Wenn ich fremdes Eigentum antaste, werde ich mit Recht bestraft; daß aber der allgemeine Bildungsschatz der Deutschen verletzt wird, in dem ihre Einigkeit schon vor den großen Taten ihrer Staatsmänner und Feldherren begriffen und verbürgt war, geht straflos aus. Mein Trost ist, daß unsere idealen Güter sich selbst schützen müssen und werden, es sei denn, daß die Nation ihre Eigenart aufgiebt. Erhalten ist leicht, widergewinnen äußerst schwer; hüten wir uns vor dem Mahnworte sero medicina paratur!

Neben dem oben erwähnten Verkehr mit bedeutenden und edelgesinnten Männern brachte die Versammlung mir noch die angenehme Frucht, daß ich auf der nachfolgenden Reise Schulen besuchen durfte, deren Kenntnis seit vielen Jahren der Gegenstand meiner Sehnsucht gewesen war. Schulpforta hatte ich aus Kraffts vita Ilgenii und den Erzählungen des dankbaren Meineke lieb gewonnen; die Leipziger Thomasschule kannte ich aus Matth. Gesner und J. A. Ernesti,

insbesondere verlangte mich nach einem Einblick in eines der sogenannten niederen Seminare des schönen Schwabenlandes. Alle diese und andere Anstalten habe ich mit reichem Genuß und zu meiner Belehrung im lebendigen Gedankenaustausch mit kundigen Reisebegleitern gesehen; noch jetzt erquickt mich die Erinnerung an den Gesang der Thomaner, an das Turnen der Portenser und an das Orgelspiel in dem großartigen Ulmer Münster. Und damit ja der Verkehr mit den heimischen Anstalten nicht abreiße, so verdanke ich der gütigen Einladung des Schulkollegiums in Magdeburg, daß ich dreimal den Beratungen der Direktoren in meiner Heimatsprovinz anwohnen durfte, und in gleicher Richtung erfreut mich seit Jahren, daß ich in vierzehntägigen Zwischenräumen mit den Direktoren der höheren Schulen in Halle nicht nur pädagogische Aufgaben und Sorgen sondern auch allgemeine Bildungsfragen erörtern kann.

Im Gegensatz zu der Königsberger Zeit beschränkte sich in Halle meine Teilnahme an den staatlichen Bewegungen auf Erfüllung meiner Wahlpflicht und auf sorgfältige und hoffentlich unbefangene Beobachtung der öffentlichen Vorgänge wie der Parteiregungen, die mit strenger Prüfung der eigenen Auffassung verbunden war. Weshalb hielt ich mich zurück? Eines Teils wol, weil ich ein tätiges Eintreten in den Streit mit meiner amtlichen Stellung nicht für vereinbar hielt; aber es gab auch der sachlichen Gründe genug für solche Enthaltsamkeit. Anderes als Ostpreußen, stellt die Provinz Sachsen nach ihrer Geschichte und ihren Lebensbedingungen, selbst in der Art und der Gewohnheit des Geheimgefühls kein einheitliches Gebilde dar, auch nicht in seinen wirtschaftlichen Zielen. Obgleich die reiche Entwickelung des Landbaus und der verwandten Gewerbe eine freundliche Verbindung mit den Handelsplätzen und gegenseitige Unterstützung beider unabweislich forderte, gelegentlich und vorübergehend auch zu Stande

brachte, so schien sich hieraus doch weniger ein stetiges Zusammenwirken, als ein Gegensatz zu ergeben. Dazu kam in Folge des zunehmenden Fabrikwesens und des bedeutenden Bergbaus die geschlossene Sammlung der sogenannten Arbeiterwelt, die von dem berechtigten Ringen um Verbesserung ihrer Lage bald zu ungerechtfertigten Angriffen nicht nur auf die reicheren Gesellschaftsschichten, sondern verführt durch törichte, aber lockende Theorien selbst auf das Gefüge des Staats und, wie das zu geschehen pflegt, vom Schutz der eigenen Unabhängigkeit zur Knechtung der Genossen übergieng. Die verschiedenen Stände kannten einander kaum; wie sollten sie politisch einig werden? Sogar der Widerstreit innerhalb der kirchlichen Denkweise, der in dem damaligen Ostpreußen nichts bedeutete, erschwerte die Verständigung auch auf anderen Gebieten. Wenn also mir auch ein Anschluß an einflußreiche, unter einander und mit mir gleich denkende Männer in Stadt und Land vergönnt gewesen wäre, wozu mir Kenntnis und Unternehmungslust in gleichem Grade abgieng, so fehlte es doch und fehlt nach meiner Anschauung auch jetzt noch an einem einheitlichen und gemeinschaftlichen Ausgangs- und Angriffspunkt, um in öffentlichen Dingen Gesinnung, Willen und Kraft der Bevölkerung gleichmäßig lenken zu können. Die längere Wirksamkeit der prinzipiellen Selbstverwaltung hat zwar sichtlich zum Ausgleich mehr der Interessen als der politischen Auffassung beigetragen. Auch die Universität hat ihr Verdienst um die Verschmelzung der nach Lage, Bodenbeschaffenheit und Geschichte verschiedenen Landschaften, aus denen nach den Freiheitskriegen die Provinz Sachsen zusammengeschweißt ist; mehr noch hat das in den letzten Kriegen gemeinsam vergossene Blut unserer tapferen Regimenter die frühere Kühle und Fremdartigkeit zwischen den Thüringern und den Altmärkern gehoben; aber zu einer Verständigung, die die Scheuklappen der Partei ablegte und unter gegenseitiger

Nachgiebigkeit sich in der Wahl der Mittel zur Abwehr der drohenden Gefahr vereinigte, haben wir uns noch nicht entschließen mögen.

Diese Vielspältigkeit der Denkweise trat mir nach meiner Rückwanderung in die Provinz sofort entgegen und würde schon für sich meine voreilige Einmischung in die öffentliche Bewegung namentlich bei den Wahlen verhindert haben, wenn ich nicht ohnehin dieses friedlosen Tuns überdrüssig gewesen wäre. Für die übrigen provinziellen Lebensmächte habe ich trotz meines sonstigen Heimatsgefühls erst allmählich Verständnis gewonnen, als das Verlangen nach eigener politischer Tätigkeit längst in mir erloschen und durch andere Arbeit ersetzt war. Außerdem sah ich natürlich immer klarer, daß die Gefahr politischer Leidenschaft und Verblendung um so mehr von mir wich, die Möglichkeit eines unbefangenen und schließlich auch beruhigenden Urteils um so näher trat, je ungestörter ich allgemeinen Bildungszielen nachgehen durfte. Auch die Erkenntnis gewann ich, wie wenig wir Menschen, einzelne bevorzugte Geister ausgenommen, für eine vorschauende Einsicht in künftige Bewegungen nicht nur der staatlich geeinigten Völker, sondern auch der Volksseele in ihrer anscheinend freien Entwickelung auf dem Gebiete der Sitte und namentlich der Kunst befähigt sind. Mit mir haben viele gedacht, daß nach der Schöpfung der deutschen Einigung und Herrlichkeit und dem hierdurch erzeugten Aufschwung des Nationalgefühls auch die deutsche Kunst sich in neuer Reinheit und Fülle entwickeln werde.*) Hat sich diese Hoffnung

---

*) Dieser Überzeugung habe ich in einer Festrede Ausdruck gegeben, die ich am Geburtstage des Kaisers in der deutschen Gesellschaft zu Königsberg über die ideale Entwickelung des deutschen Volkstums zu halten hatte (Berlin 1880, bei G. Hempel) und die einige Verbreitung in den russischen Ostseeprovinzen gefunden hat. Ähnlich, wenn auch mit Beschränkung auf die Dichtkunst Litzmann, Das deutsche Drama, 1897, S. 6.

erfüllt? Sind nicht vielmehr grobe, kaum erklärliche Verirrungen des Geschmacks und eine tief niederbeugende Entwürdigung des sittlichen Gefühls hervorgetreten?

Zwar die Baukunst ist gegen dergleichen Misgestalten leidlich durch ihren Zweck gesichert; mehr noch die Bildhauerei durch Stoff und Gegenstand ihrer Arbeit gegen die Widergabe des schlechthin Häßlichen und Disharmonischen. Auch hat sie durch die vaterländischen Vorgänge eine unmittelbare Anregung zur Darstellung unserer großen Helden erhalten und durch ihre Werke den vaterländischen und geschichtlichen Sinn belebt und verdichtet; daß sie hierbei von den höchsten Stellen, aber auch von vermögenden Gemeinwesen unterstützt wird, verdient dankbare Anerkennung. Selbst der Malerei darf man bei einiger Herabstimmung der Ansprüche nachrühmen, daß sie, abgesehen von geistlosen Farbenkontrasten und der krankhaften Sucht zum Seltsamen, in Nachbildung der Wirklichkeit gewonnen hat, wobei es freilich an unverständlicher Symbolistik, gelegentlich auch an einer unzulässigen Vermischung des Irdischen mit dem Überirdischen nicht fehlt. Sie hat sich in den neuen Bahnen noch nicht zur Klarheit und zum Maß durchgerungen, noch weniger zu der Idealität verklärt, mit der uns Rafael und Murillo erhebt, und die scharfe Charakterzeichnung Dürers und Rembrandts wird bei ihr nicht selten zur Fratze. Auch an der Sauberkeit der Ausführung läßt sich manches vermissen, das wir z. B. von den neueren Franzosen lernen könnten. Die Belebung der Farbe, darauf sich diese Kunst heut soviel zu gute tut, ist jedesfalls nicht neuesten Datums, sondern hat schon vor sechzig Jahren mit den großen Niederländern begonnen; der Abdruck der Wirklichkeit ist oft allzu natürlich und lediglich stoffartig*). Immerhin haben wir

*) Wie anders und wieviel höher die Maler von Worpswede, die in der keuschen und wahrhaftigen Widergabe einer einfachen Natur die Geburtsstätte idealer Empfindungschaffen!

des Guten, daran man sich erbaut, nicht wenig und werden mehr sehen, wenn die Maler erst lernen, das Ewige von dem Zufälligen zu unterscheiden. Daß die Musik jetzt in edlerem Sinne schöpferisch sei, läßt sich leider nicht sagen; auch in ihr herrscht neben rasch verrauschender Oberflächlichkeit die Sucht nach auffallender Klangmischung und unruhiger Erregung der Sinne; gleichwol entzücken uns noch immer die Werke einer kaum verflossenen Vergangenheit und Bach wie Beethoven finden vielleicht heut ein tieferes Verständnis, wecken eine reinere Begeisterung, als bei ihren Zeitgenossen.

Wie steht es aber mit unserer Dichtung, die neben der fabrikmäßigen Füllung der Tagesblätter sich entweder zur Verkleidung allzu durchsichtiger politischer und sozialer Zwecke versteht oder die Gier der Leser mit schamlosen und misgestalteten Gebilden abspeist, in denen weder Sitte noch Schönheit sichtbar ist und die den verdorbenen Geschmack durch schmutzige Zutaten zu reizen versuchen? In der Lyrik neben einiger Anmut und Sinnigkeit, was bei der Unversiegbarkeit dieses Quells zumal in Deutschland nicht zu verwundern ist, welche Menge des Alltäglichen, Gedankenlosen, selbst des Unsinns! Im Roman und im Drama die Enthüllung des Widersittlichen, die als getreuer Abdruck des Lebens gelten soll, aber schon jetzt an ihrer eigenen Ekelhaftigkeit irre wird und im Überdruß zum Symbolisieren greift, als ob das Symbol etwas für sich bedeute und nicht vielmehr ideelle Tatsachen mit sinnlichem Gewande umgeben und eben hierdurch deutlicher und eindringlicher machen solle. Was man mit dem Symbole schaffen könne, zeigt der zweite Teil des Faust und doch wie wird in diesem großartigen und kunstvollen Gewebe trotz aller Schönheit und Erhabenheit das Leben abgeblaßt und die Mitempfindung gedämpft! Schiller verstand sich auch auf die Allegorie; was würde er zu den Kunstrichtern gesagt haben, die den Talisman und die versunkene Glocke

des Schillerpreises würdig hielten! Woraus erhellt, daß nicht nur die Dichter, wenn sie solche sind, sich verirren, nicht nur das vulgus, sondern auch das Urteil der eigends berufenen Kritiker. Es hat freilich auch nicht an Versuchen gefehlt, die ewigen Wahrheiten, die Lessings Scharfsinn und Schönheitsgefühl entdeckte, als verrostet bei Seite zu tun. Wie Recht hatte doch Goethe mit seiner Warnung gegen die ungezügelte Einbildungskraft, die von Natur einen unwiderstehlichen Trieb zum Absurden habe, der selbst in gebildeten Menschen mächtig wirke und gegen alle Kultur die angestammte Roheit fratzenliebender Wilden mitten in der anständigsten Welt wider zum Vorschein bringe!*)

Immerhin wäre ja neben meinem ersten Irrtum, der eine neue Kunstblüte für eine sichere Frucht unserer großen Siege hielt, der zweite möglich, daß nämlich meinem Blicke die Fäden entgiengen, die die Kunst auch aus zeitweiliger Entartung selbst mit Gewinn zu größerer Fülle und Reinheit führen werden. Und so mag die Hoffnung auf ein besseres Zeitalter gestattet sein, wenn nur sonst in unserem staatlichen, geistigen, religiösen Leben die ursprüngliche Kraft der Volksseele gesund und sauber bleibt. Ist diese Vorbedingung gegeben? Ich wage nicht, dies mit Zuversicht zu bejahen. Wenn ich den Zustand unserer sogenannten schönen Litteratur, die zunehmende Erstarrung und Zerklüftung der Parteien, die leidenschaftlichen Gegensätze innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft, das Widererwachen der Stammesentfremdung in dem geeinten Vaterlande, mit der lebensfreudigen Stimmung unmittelbar nach unseren großen nationalen Kämpfen vergleiche, so scheint mir in unserem Volke das Gemeinbewußtsein verdunkelt, das Urteil verwirrt, der Wille geschwächt, mit einem Worte die Volksseele erkrankt zu sein und es wird zu ihrer Gesundung

*) In den Tages- und Jahresheften von 1805; bei G. Hempel, XXVII, S. 144.

entweder einer schweren Leidenszeit oder einer schonungslosen Selbstprüfung bedürfen, vielleicht wie im Anfange unseres Jahrhunderts beider Mittel zugleich. Wäre der Wille stark genug, die Wahrheitsliebe so allgemein und so tief, wie könnte die Lüge solche Macht gewinnen, wie die Versöhnung in demselben Volke trotz aller Vorurteile so lange auf sich warten lassen?

Ich wage weder den Grad des Verfalls noch die Schärfe des Heilmittels zu bestimmen und mag vielleicht die Gegenwart zu trübe ansehen; aber das steht mir außer Zweifel, daß unsere Genesung nur durch eine ernste religiöse Läuterung bewirkt werden kann. Wenn Schelling sagt, daß der Bestand des Christentums von seiner Aufnahme im deutschen Volke abhänge, so vermag ich dieser Fassung nicht beizutreten: denn dem Worte Gottes und seiner Gemeinde ist die Ewigkeit verbürgt. Aber kehren wir den Satz um, so wird er völlig zutreffen. Aus dieser Überzeugung ist mein letzter Vortrag im evangelischen Verein über die Frage hervorgegangen, wie wir die kirchlichfremden für das Evangelium gewinnen*); wenn in ihm wesentlich von kirchlichen Zuständen gehandelt wird, so habe ich doch zugleich des Volkes Sittlichkeit im Auge gehabt. Ich denke nicht mit Rothe, daß die Kirche schließlich in das öffentliche Gemeinwesen aufgehen solle; keineswegs! Das Evangelium soll immer die höhere Macht bleiben und sich seine eigenen Wirkungsformen schaffen. Aber der Staat soll sittlicher, die Kirche einheitlicher und vor allem volkstümlicher werden; die Verwandtschaft zwischen ihnen soll enger werden und beide gemeinsam sich der gottgeschaffenen Volksseele annehmen, und ich kenne keinen Weg, der zu diesem Ziele leite, als den vorbezeichneten.

Gehört das alles hierher? Diese und ähnliche Erwägungen

---

*) Berlin 1896, Dümmlers Verlag.

haben doch seit Jahren mit wachsendem Nachdruck mein Denken beherrscht und hoffentlich auch geklärt: sollte ich also mein stilles und an äußeren Vorgängen armes Leben schildern, so muß ich wenigstens bekennen, was meine Seele so stark und oft so peinlich bewegt. Je reifer ich geworden bin, desto tiefer ist bei mir der Glaube an das innige Band zwischen der Heilsbotschaft und dem tiefen Sehnen meines Volkes eingekehrt. Wenn dieser Gedanke nicht etwa auf nationaler Vorliebe beruhen sollte und da andererseits die ewige Macht des Gotteswortes verbürgt ist, so vertraue ich nach allem Sorgen und Kümmern immer von neuem und immer zuversichtlicher, daß in und mit ihm auch unser Volk seine Gesundheit, seine Kraft, seine Reinheit wider finden werde.

Das Haus. Schluß.

Kurz vor der Versetzung nach Halle hatte ich mein altes Gymnasium bei der Weihe seines neuen Hauses widergesehen und neben dem Schmerz über den Heimgang teurer Schulfreunde mich an dem Verkehr mit den Überlebenden und an den Erinnerungen aus der Jugendzeit erquickt. Jetzt wurde es auch möglich, meinen Geburtsort mit den Gräbern meiner Eltern und meiner früh verstorbenen Schwester aufzusuchen. Ich habe dort im Verein mit den Meinigen den siebenzigsten und den achtzigsten Geburtstag verlebt und mich von neuem der schönen Landschaft wie des herrlichen, in alter Pracht erhaltenen Parks und Waldes mit gesteigerter Empfindung gefreut. Noch das letzte Mal traf ich auf Altersgenossen aus den frühesten Schuljahren und, was mir besonders wol tat, unter den älteren Einwohnern auf dankbare Erinnerungen an meinen Vater. Nicht minder erfreulich war die Leichtigkeit, mit der ich nunmehr von dem neuen Wohnsitze aus meinen Lieben die schönen Landschaften unsers Vaterlandes, Thüringen und den Rhein, die Salzburger und die Tyroler Alpen bis zum Ortler, unter den Städten Nürnberg und Regensburg, München und die Paulskirche in Frankfurt zeigen konnte. Im ersten Entzücken über den vaterländischen Strom hatte ich 1848 meiner Frau die Rheinreise für das folgende Jahr in Aussicht gestellt. Es hat sechsunddreißig Jahre gewährt, bis ich mein Versprechen einlösen konnte; noch heute sehe ich ihr Antlitz bei dem Ausblick vom Niederwald und dem Heidelberger Schlosse leuchten. Die Landschaft um Halle selbst ist freilich

nur an den Ufern der Saale und beim Durchbruch des Stromes durch die Porphyrfelsen schön. An Eichendorffs Schilderung mag immerhin die Begeisterung des jugendlichen Romantikers reichen Anteil haben*); aber diese Romantik war berechtigt, so lange der Blick dort nicht auf gewerbliche Bauten fiel.

Es ist möglich, daß die im verflossenen Jahrhundert stetig gewachsene Reiselust den Trieb zur stillen Einkehr in das eigene Herz und zu längerem Gedankenaustausch durch Briefe einigermaßen gedämpft hat. Dagegen sind die Reisen zu einem fast unentbehrlichen Bildungsmittel geworden und haben außerdem, ebenso wie die großen Gesangsfeste und die wissenschaftlichen Wandervereine, zur Abschleifung der Stammesgegensätze beigetragen, die leider noch immer nicht erloschen sind. Es wäre viel gewonnen, wenn der Bayer und der Niedersachse einander unbefangener würdigten, wenn der Berliner seinen kritischen Hochmut und der Schwabe sein Mistrauen abtun wollte. Mir scheint daneben oder vielleicht gerade durch die Reisen das Verständnis der landschaftlichen Schönheit gewachsen und die neue Blüte der Landschaftsmalerei mit ihrem Wirklichkeitssinn begünstigt zu sein, ich würde dies noch zuversichtlicher behaupten, wenn nicht die misfarbige Freilichtmalerei die gesunde Entwickelung gehemmt und wenn nicht andererseits schon vor Zeiten Claude Lorrain und Ruisdael ein so feines und edles Verständnis der Natur gezeigt hätten. Für unsere Professoren ist das Reisen, nicht nur zu Studienzwecken, geradezu ein geistiges und gesundheitliches Bedürfnis geworden,

*) Da steht eine Burg überm Thale
Und schaut in den Strom hinein;
Das ist die fröhliche Saale,
Das ist der Giebichenstein.

Da hab' ich so oft gestanden,
Es blühten Thäler und Höh'n,
Und seitdem in allen Landen
Sah' ich nimmer die Welt so schön.

zum Beweise, wie viel anstrengender jetzt das akademische Lehramt ist, als vordem, da die meisten sich mit der Auslegung gedruckter Lehrbücher begnügten, ohne den täglichen Lehrstoff schöpferisch umzugestalten. Wenn auch aus anderen Gründen, steht es mit den Lehrern der höheren Schulen nicht viel anders; sie bedürfen der erfrischenden Wanderung durch die Landschaft wie der Anschauung der Kunstwerke in den großen Städten ebenso dringend.

Auch unser geselliger Verkehr gestaltete sich woltuend und förderlich, ab und zu fast reicher, als sich mit unserer sonstigen Lebensführung vertrug. Insbesondere fand meine liebe Frau in einem Kranze feinsinniger und geistig angeregter Frauen einen Umgang ganz nach ihrem Herzen, der auch uns anderen zu gute kam. Wolgelungene Aufführungen der großen Werke von Bach, Händel, Beethoven hatten wir auch in Königsberg genossen; aber in Halle gewannen wir hierzu noch die nähere Bekanntschaft des liebenswürdigen Liederkomponisten Robert Franz, dessen herzliche Offenheit durch seine völlige Taubheit in nichts geschmälert war und der uns oft genug durch seine treffenden Urteile wie überhaupt durch sein originelles und reiches Wesen erfreut hat. Und wenn wir uns gesellig hauptsächlich in den Familien der Universität bewegten, so öffneten sich allmählich noch andere Kreise, die ich weder meiden wollte noch konnte und die uns vor einseitiger Auffassung des Lebens behüteten. Das Amt selbst führte zu Berürungen mit anderen Behörden, die uns freilich freundlich entgegen kamen, aber in Vertretung anderer Zwecke doch neue Anschauungen hinzubrachten und zur Prüfung der eigenen nötigten. Ich darf auch hier, wie aus früherer Zeit der manigfachen Anregung nicht vergessen, die mir aus dem Offizierkorps der stark wachsenden Truppenbelegung in unbefangenem Gedankenwechsel zu Teile wurde. Die älteren unter uns erinneren sich der schroffen Scheidung, die vor und noch mehr Jahre lang nach 1848 die

bürgerliche Gesellschaft von der soldatischen trennte; wie glücklich hat sich dies geändert, seitdem beide Seiten nicht nur durch die vaterländische Entwickelung sondern auch durch den zunehmenden Ausgleich der Bildung einander näher gekommen sind, und wie töricht, ja wie staatsfeindlich handeln die Parteihäupter, die am Werke sind, diese gründlich vernarbte Wunde wider aufzureißen?

Unser Umgangskreis wurde noch durch die Beziehungen erweitert, die sich mit den Nachbaruniversitäten in Leipzig und Jena anknüpften. Zu jener zogen uns die seit Königsberg befreundeten Maurenbrechers und der längst vertraute Eckstein, zu denen sich allmählich die dortigen Philologen, der uns auch sonst nahe stehende Physiker Widemann und später der Frauenarzt Zweiffel gesellten, der meine liebe ältere Tochter von schwerer Krankheit befreit hatte. Vor allem hatte ich die Freude, dort aus alter Zeit Eduard Simson in unveränderter Herzlichkeit und Biedermann, einen weiteren Genossen aus der Paulskirche, wider zu treffen. Nach Jena führte mich die Bekanntschaft mit dem Geheimen Staatsrat Eggeling, der als geborener Helmstedter so ziemlich mein Landsmann und als Kurator der Universität mein unmittelbarer Berufsgenosse war und mich freundlicher Weise in Halle aufgesucht hatte. Zunächst war es die Verwandtschaft der amtlichen Aufgaben, dann aber seine und der Seinigen Herzlichkeit, die unserer Verbindung Dauer und Innigkeit verlieh; hierdurch fand ich auch zu dem dortigen Lehrkörper Zugang. Nach Berlin riefen mich oft genug nicht nur amtliche und synodale Pflichten, die ersteren besonders zur Zeit des Ministers von Goßler, sondern auch verwandtschaftliche Bande mit meinem Vetter und Jugendfreunde aus Marienborn, der dort als emeritierter Pfarrer seine Muße der deutschen Sprache und Litteratur zuwendete. Dazu kamen für einige Jahre Arbeiten, im dortigen Staatsarchiv so wie besonders der zeitweilige Aufenthalt meiner jünge-

ren dorthin verheirateten Tochter, bis sie mit ihrem Gatten nach einer Oberförsterei in Pommern wanderte. Die widerholte Teilnahme an der Merseburger Synode erweiterte wol meine kirchlichen Erfahrungen und brachte mich auch der Geistlichkeit unserer Provinz näher, ohne doch wesentlichen Einfluß auf meinen sonstigen Verkehr zu üben.

Bei aller Belebtheit des Umgangs blieb das Haus und die Familie der Sitz des Behagens, zumal mein Sohn durch seine Versetzung aus dem fernen Insterburg an das Kaiser-Wilhelmsgymnasium in Hannover uns leichter erreichbar geworden war, wo er noch jetzt seines Amtes mit Befriedigung wartet. Eben jene Fülle der Geselligkeit drängte zu stiller Einkehr, die sich besonders durch den Auftrag zur Abfassung der Universitätsgeschichte mit wissenschaftlicher Arbeit verband. Wurde ich durch diese Aufgabe auch von der Altertumskunde, meinem eigentlichen Studienfache, abgezogen, so lenkte sie doch meinen Blick mit verstärktem Nachdruck auf die Philosophie und die Theologie, beide für die Friedrichs-Universität von hervorragender Bedeutung. Für beide Fächer wurde die Teilnahme und das Verständnis durch den Verkehr mit ihren akademischen Vertretern genährt; der sogenannten exakten Psychologie suchte ich durch eigenen Fleiß näher zu kommen. Durch neu eintretende Professoren erhielt ich überdies bald Anlaß, den Betrieb dieses durch Weber und Fechner eröffneten Fachs an unserer Hochschule zu unterstützen, ohne daß doch, wie ich hiermit gestehe, hierdurch mein Vertrauen in den spekulativen Einfluß seiner Ergebnisse sonderlich gesteigert wäre. Mehr ergriffen die großen Schöpfungen unserer aufblühenden Geschichtsschreibung Verstand, Phantasie und Herz, in diesem Verein so recht ein Beweis für ihre Kraft und Tiefe, die sie übrigens nicht nur ihrer ausgezeichneten Schule und Methode, sondern ebenso den gleichzeitigen vaterländischen Taten verdankte. Hier zeigte sich in voller Klarheit, wie einst bei

Thukydides, Tacitus, Macchiavelli, welche Gewalt des Gedankens und der Sprache das Glück und das Leid des eigenen Landes über den mitlebenden und mitempfindenden Historiker auszuströmen vermag. Welch ein Genuß, mit Sybel und Treitschke, mit Moltke und Bernhardi oder vollends in Bismarcks Gedanken und Erinnerungen die Fäden verfolgen zu können, die unser Vaterland aus dumpfer Beklommenheit und arger Zwietracht zu sonniger und lebenskräftiger Einheit geführt haben! Ihre Werke sind wirklich neben so manchem unerfreulichen ein reiches Geschenk unserer Tage: sie werden mit den vollendetsten Schöpfungen der historischen Kunst aller Zeiten ihren selbständigen Wert und ihren erziehlichen Einfluß bewaren, weil wir in ihnen den starken und gesunden Pulsschlag der Nation empfinden.

Gerade dieser Reichtum verstärkt aber den Anreiz zu stiller Betrachtung; wie soll man solcher Fülle mächtig werden ohne forschendes und ausgleichendes Nachdenken, das uns erhebt und in aller Mitfreude zugleich demütig macht! Mit diesem Nachdenken, das sich nie genugtun kann und doch nie zum Ziele dringt, wächst die Sehnsucht nach völliger Ruhe, nach dem inneren Frieden, den das Gemüt nach so viel Glück, ach auch nach so manchem Leide doppelt verlangt. Immer aber traten neue Aufgaben für unsere Universität hervor, die mich im Amte hielten trotz der Überzeugung, daß mein Nachfolger sie eben so gut, wo nicht besser zu lösen, vermöge. Dazu kam das Vertrauen der Vorgesetzten und, wie ich mit dankbarer Empfindung bekenne, der Wunsch akademischer Freunde, mich auch ferner in einer Stellung tätig zu sehen, die mich ihnen und der Universität verbunden hatte. Dies hat mich bis jetzt von dem Rückzuge getrennt, auf den doch auch mein sonstiges Lebensgeschick hinzuweisen schien.

Denn auch schweres Leid ist neben allem Segen über mich gekommen, wenn gleich ich gestehe, in ihm nach dem ersten

Schmerze immer Gottes Finger gefühlt zu haben, der mich zu sich zog. Schon 1881 war mein treuer Jugendfreund Ferdinand von Heinemann geschieden, ohne daß ich in alter Liebe von Mund zu Mund ausgetauscht und ausgeglichen hätte, was uns beide in gleicher Stärke, wenn auch hier und da unter verschiedenem Gesichtswinkel bewegt hatte. Nach meiner Übersiedelung folgte ihm mein jüngerer Bruder, dann das Ehepaar Edmund und Sophie Michaelis, die den jungen Hauslehrer freundlich aufgenommen, seine Schwächen getragen, seine Mühen mit reicher Güte vergolten hatten, und im Verlauf der Jahre auch meine Schülerinnen aus jener glücklichen Zeit, zuerst die jüngere Anna und dann Clara, mit der ich noch nach dem Tode ihres mir gleichfalls befreundeten Gatten, des Generalsuperintendenten Bank, in alter vertrauter Liebe verkehrt hatte. Noch lebt mein Zögling Rudolf, der mir später auf das Brandenburger Gymnasium gefolgt war; wie ich seiner, so bin ich gewiß, daß er auf seiner Oberförsterei auch meiner in Treue gedenkt. Noch näher sollte ich im eigenen Hause empfinden, was der Tod bedeute. Am Tage der Erscheinung 1893 wurde mir nach sechsundvierzigjähriger Ehe meine geliebte Frau genommen, die Vertraute meiner Schmerzen und Freuden, meiner Arbeiten und Fehlschläge, die jeden wichtigen Schritt in meinem Leben erleichtert und mit vollem Verständnis begleitet hatte, und vier Jahre später wurde aus voller Lebensblüte meine jüngere Tochter Anna ihrem Gatten, ihren drei frischen Knaben und uns entrissen, die den ihrigen nie Sorge, nur Freude und Sonnenschein geschaffen hatte. Auch inzwischen fehlte es nicht an bangen Tagen; kurz nach dem Heimgange meiner Frau wurde meine ältere Tochter Marie, wie schon angegeben, durch ärztliche Kunst aus Todesgefahr gerettet. Zu unserer beider Erholung habe ich dann mit ihr die Schweiz und Oberitalien, das traumhafte Venedig und das glänzende Genua gesehen und sie seitdem, was ich Gott und ihr danke,

als Genossin meiner Einsamkeit, als teilnehmende Freundin meiner Gedanken zur Seite gehabt.

Wie hätte ich dieses alles ertragen sollen ohne den festen Glauben an den Arm Gottes, der mich auch hierdurch zur Besserung und zur Zucht in der Gerechtigkeit führen wollte, und wie arm wäre ich, wenn ich für immer verloren geben müste, was einen so wesentlichen Teil meines Denkens, Wollens, Empfindens gebildet und mich zu meinem eigentlichen Selbst erzogen hatte? Aber die Abgeschiedenen leben mit uns; dessen sind wir aus eigener Macht versichert, selbst wenn es uns nicht durch die göttliche Verkündigung verbürgt wäre. Sie leben mit uns in ihrer und unserer Persönlichkeit, in der wir einander geliebt und uns nach und zu unserer Eigenart entwickelt haben. Diese anerschaffene Eigenart birgt in sich unsere ideale Persönlichkeit; wodurch kommt diese zu ihrer Gestalt und Kraft, wenn nicht durch das, was sie anderen Geistern entnommen und ihrerseits gegeben hat? In diesem Austausch der Gedanken und Gefühle, dieser Wirkung und Gegenwirkung, die einander überall, auch in der Körperwelt bedingt, vollzieht sich die Erziehung des Willens und dieses zu wissen ist viel wichtiger, als dem Ursprung des Willens nachzugehen, dessen Scheidung von dem Ich unmöglich und überflüssig ist. Denn dieses geistige, aus dem Geist geborene und im geistigen Zusammenleben gebildete Ich ist unsere Persönlichkeit, die Goethe mit Recht als das höchste Glück der Erdenkinder preist; nur daß sie nicht mit dem Erdenleben erlischt, da sie doch nicht aus der Erde ist. Ich, der denkende und wollende Mensch, will und weiß meine Unvergänglichkeit; in dieser Gewißheit weiß ich mich mit den Heimgegangenen verbunden und sehe dem idealen Leben nach dem leiblichen Abscheiden entgegen, nicht ohne das stille Verlangen überkleidet zu werden, hoffentlich aber in der Demut und Geduld, die dem verschleierten Auge des Sterblichen geziemt. Dann, ja dann ist mit der Enge des Daseins auch

der Stachel der Erkenntnis getilgt; wie tiefsinnig in der alttestamentlichen Sage, daß sie Erkenntnis und Sünde verbindet! Dann haben wir nichts mehr von Gott zu bitten, weil uns alles gegeben und nichts verborgen ist; wir sind dann völlig Gottes dankbare Geschöpfe. Dann erfahren wir, aus welchem Grunde und zu welchem Zwecke wir haben leben müssen. Es ist bald gesagt, zur Ehre Gottes; und doch wie viel Ehre machen wir ihm? Auch will ich wissen, wie ich in Gott behütet bin, wie ich aus Gott stamme und zu Gott zurückkomme, vor allem wie mein durch Leidenschaft erschüttertes und durch Liebe wider zu sich gekommenes Ich in Gott erhalten und geläutert bleibt.*) Wozu sollte ich, das Geschöpf Gottes, wol bestimmt sein, wenn nicht zur anfänglichen und endlichen Seligkeit; daher diese Art der **ἀποκατάστασις** ganz nach meinem Sinne und meiner Überzeugung ist. Diese Bestimmung und die Sehnsucht nach diesem Ziele ist unsere göttliche Mitgift, ist der Abglanz Gottes in uns**); mit seiner Enthüllung ist unsere Erziehung vollendet. Ich sorge nicht, daß Gott mir diese Versöhnung vorenthalten werde, auch wenn mich der Erdenrest bange macht. Denn das Licht, das in die Finsternis scheint, das Licht, nach dem die grösten Geister unter uns ausgeschaut haben, wird selbst das Dunkel des Übergangs erhellen und die Schwäche der irdischen Natur durch die Macht und den Reichtum seiner Liebe ergänzen.

---

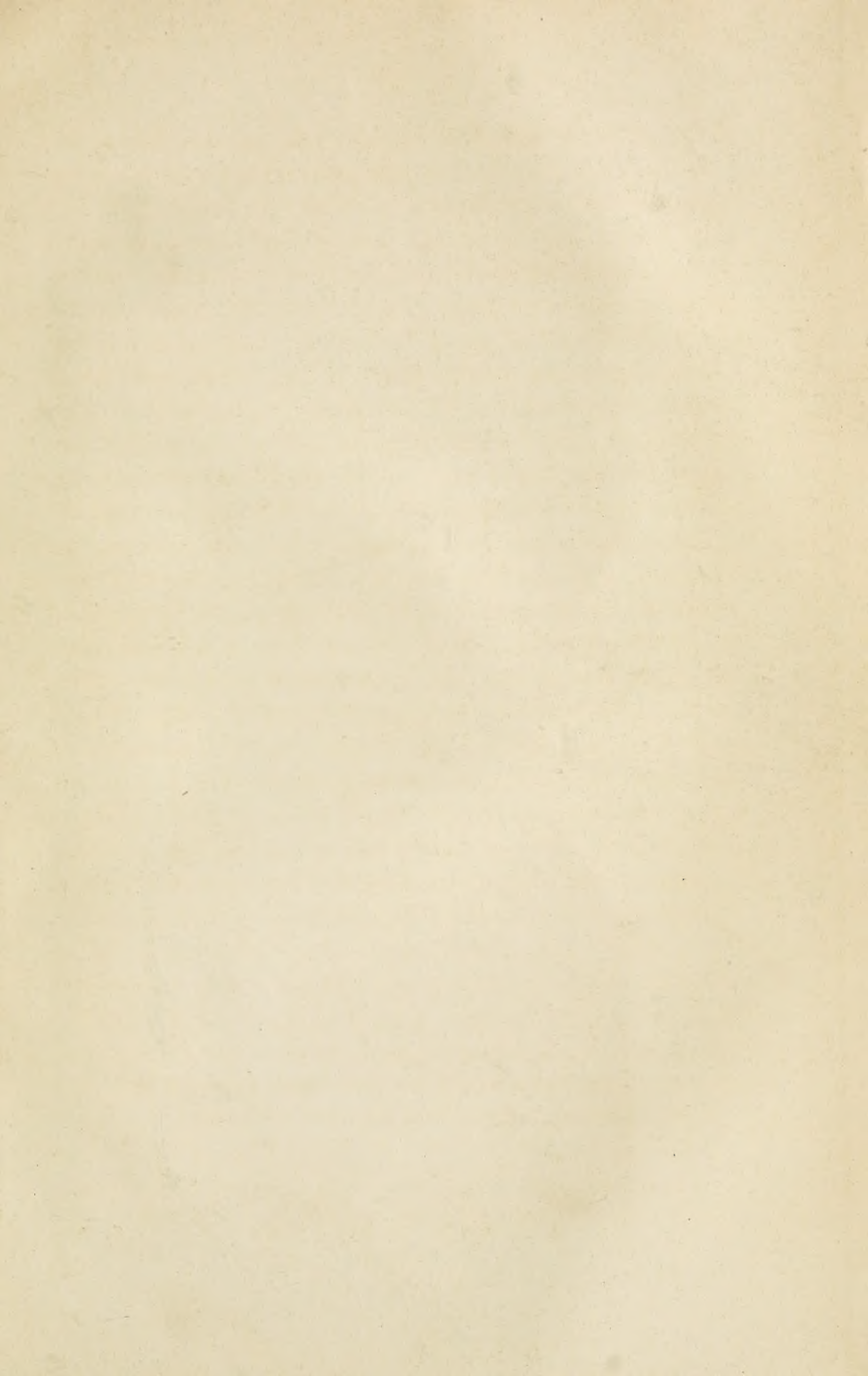
*) Angelus Silesius:

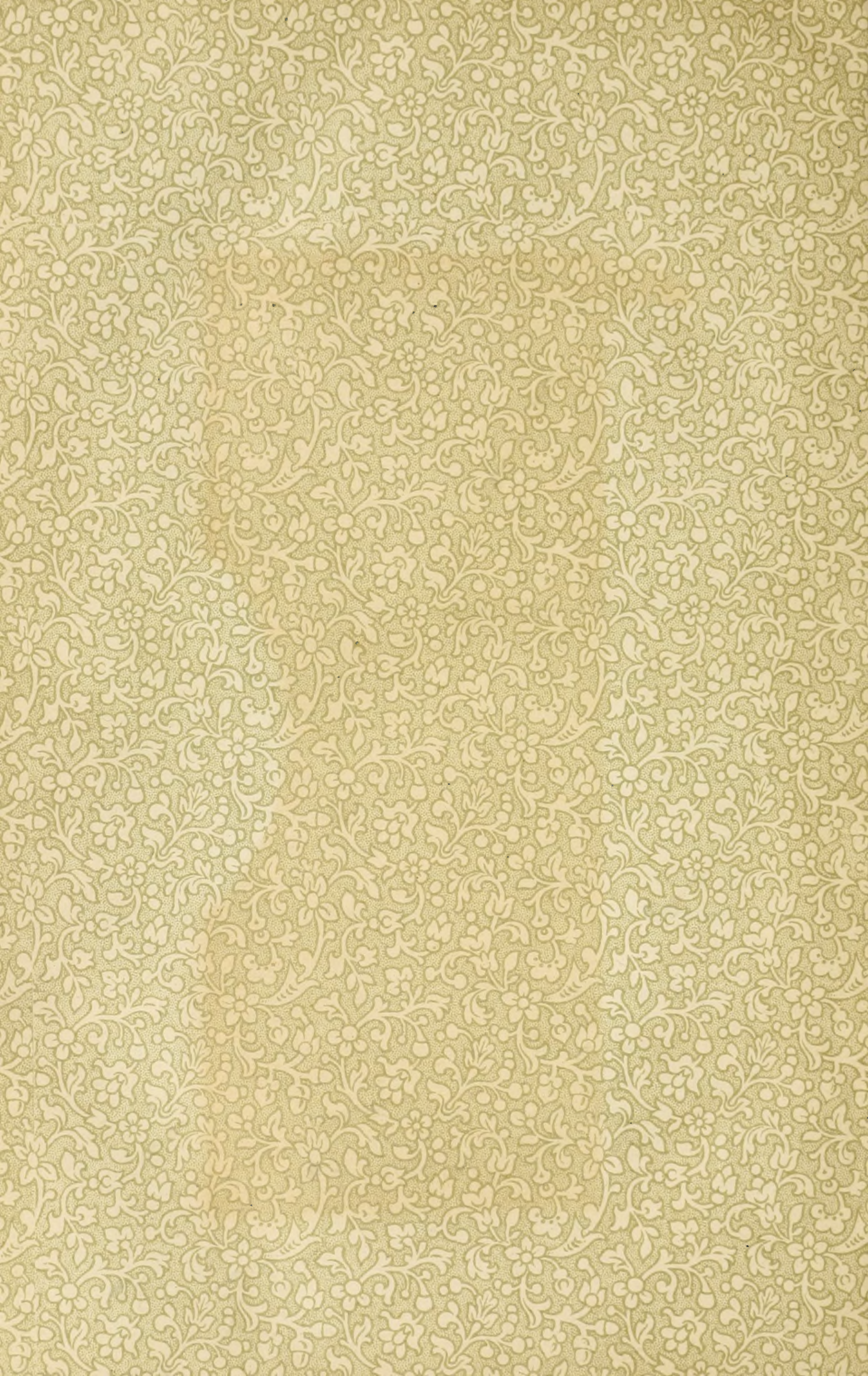
Ich bin ein Berg in Gott und muß mich selber steigen,
Daferne Gott mir soll sein liebes Antlitz zeigen.

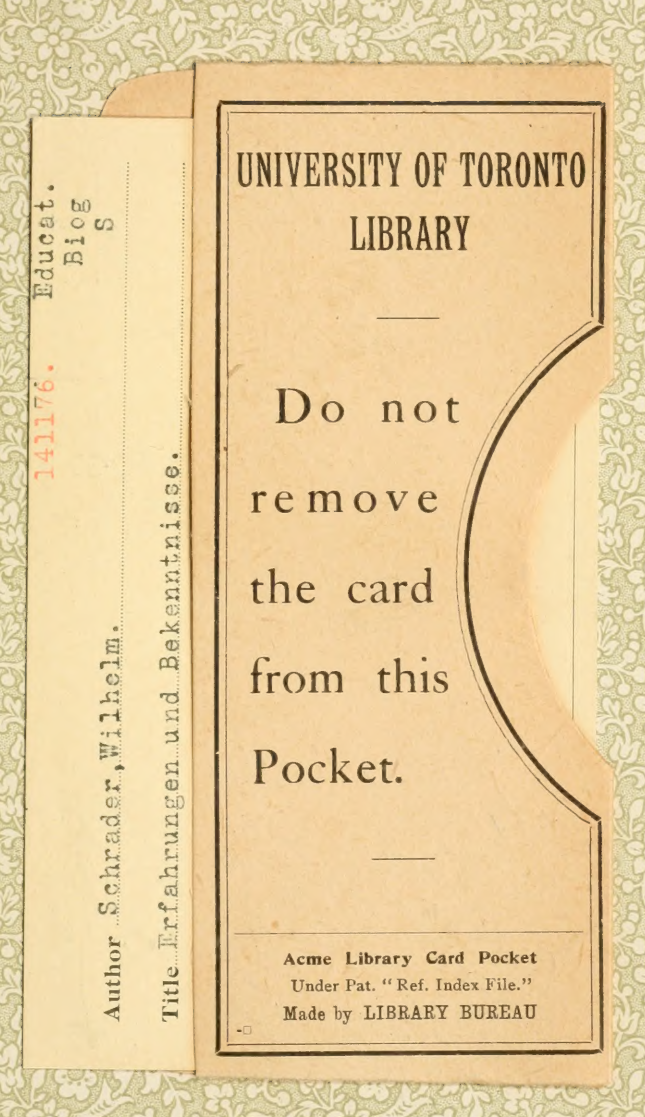
Noch besser: Ich trage Gottes Bild; wenn er sich will besehn,
So kann es nur in mir, und wer mir gleicht, geschehn.

**) Schiller: Freundlos war der große Weltenmeister
Fühlte Mangel, — darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit.

Druck von G. Bernstein in Berlin.







Educat. Biog S
141176.
Author Schrader, Wilhelm.
Title Erfahrungen und Bekenntnisse.
UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY
Do not remove the card from this Pocket.
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU

